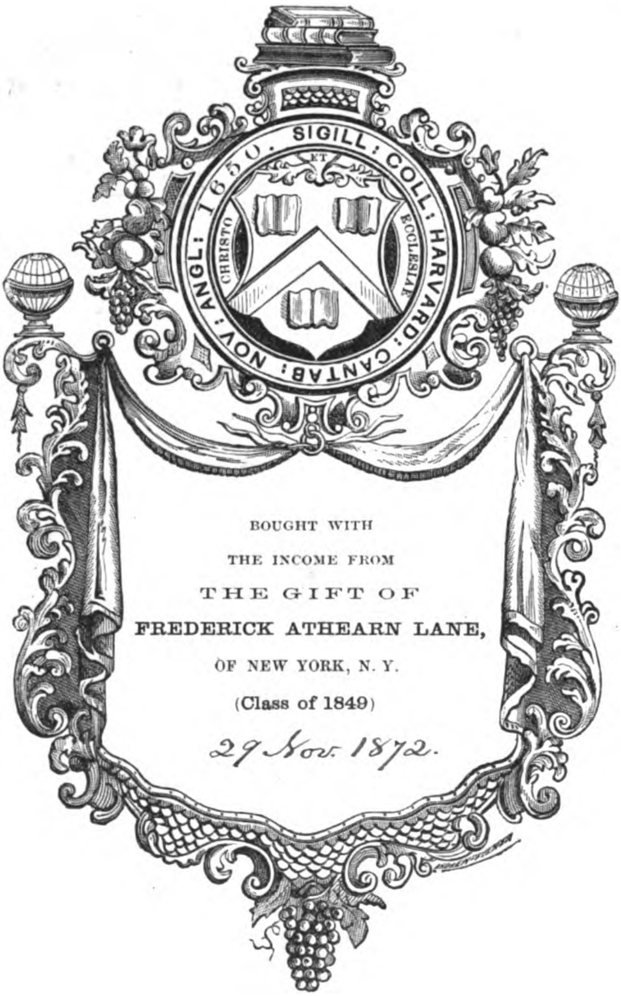


Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, ...

Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-Historische Klasse



SITZUNGSBERICHTE

DER KAISERLICHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

NEUNUNDZWANZIGSTER BAND.

WIEN.

AUS DER K. K. HOF- UND STAATSDRUCKEREI.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN, BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

1859.

SITZUNGSBERICHTE

DER

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHEN CLASSE

DER KAISERLICHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

NEUNUNDZWANZIGSTER BAND.

JAHRGANG 1858. — HEFT I UND II.

(Mit drei Tafeln und zwei Facsimiles.)

WIEN.

AUS DER K. K. HOF- UND STAATSDRUCKEREI.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN, BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

1859.

INHALT.

SITZUNGSBERICHTE

DER

KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

XXIX. BAND. I. HEFT.

JAHRGANG 1858. — NOVEMBER.

SITZUNG VOM 3. NOVEMBER 1858.

Gelesen:

Über die von dem k. k. Corvetten-Arzte Herrn Dr. Wawra dem k. k. Münz- und Antiken-Cabinete übergebenen Münzen sammt deren Erklärung.

Von dem w. M. Herrn Regierungsrath **Arneth.**

Das jetzige Münzsystem in Brasilien.

Brasilien hat seit den letzten Jahren ein ganz neues Münzsystem. Dabei sind nicht nur die vorigen Gold- und Silbermünzen ganz verschwunden, sondern auch ihre Namen, womit früherjede einzelne Münzsorte getauft wurde, hört man nicht mehr, z. B. Dobra, Escudo, Crusado etc. Man nennt die Münzen jetzt nach ihrem Werthe z. B. quinhentos Reis, Milreis etc. Nur wenige entsprechen im Werthe den alten Münzen, z. B. does milreis dem Patacão (früher 1920 R.). Nur unter der gemeinen Menge hört man hin und wieder diese Ausdrücke, und weil die damit bezeichneten Stücke ganz verschwunden sind, so muss man durch kleinere neue Münzen ihren Werth zusammenzubringen suchen. z. B. 1 Pataca = 600 R. wird jetzt gezahlt mit 1 St. von 500 R., 2 St. von 40 R. und 1 St. von 20 R. — Dabei ist zu bemerken, dass nur in den grösseren bras. Städten für die alten Münznamen runde Summen angenommen werden, welche dem jetzigen ungefähren Decimalsysteme nahe kommen. So hat z. B. die Pataca (jetzt in Rio zu 600 R.) auf dem Lande noch den alten Werth von 640 R. Auch ist hier immer die Grundeinheit des ganzen Münzsystems, der Reis, nach dem neuen (brasilianischen) Münzfusse gerechnet; nach dem alten (portugiesischen, vor der Trennung Brasiliens vom Mutterlande üblichen) beträgt der Reis ungefähr um die Hälfte mehr, daher die Pataca früher nur 320 R. betrug.

Vom portugiesischen Reis gehen $7^6/_8$ auf einen östr. Kreuzer; vom brasilianischen $14^5/_{12}$.

Von Kupfermünzen wurden seit dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers gar keine geprägt; die jetzt cursirenden stammen aus der Zeit D. Pedro I.; — die hier beiliegenden Münzen vor der Unabhängigkeit Brasiliens sind in Montevideo gesammelt, in Brasilien selbst findet man nichts mehr davon. Das jetzt hier übliche Kupfergeld wurde umgestempelt, und auf halben Werth gesetzt: also die früheren Stücke von 80 R. gelten jetzt nur 40 R., die von 40R. — 20 R. Ich bemerke hier noch, dass die früher erwähnte Werthveränderung der Pataca nicht hieher gehört. Dort handelte es sich um die Reduction portugiesischen Geldes auf brasilianisches, also um eine Reisverdopplung, und hier um eine Reduction brasilianischen Geldes auf halben Nennwerth. — Nur sehr selten findet man Stücke welche der Umstempelung entgangen sind.

Gold.	Silber.	Kupfer.
20 Milreis	2 Milreis	40 Reis
10 „	1000 Reis	20 „ (Vintem).
	500 „	
	200 „	

Von Papier gibt es Noten von 1 — 500 Milreis.

Es steht in Aussicht, dass bald neue Kupfermünzen geprägt werden, im Einklange mit dem decimalen Gold- und Silbergeld.

Buenos Ayres.

Die alte, unmittelbar nach der Unabhängigkeitserklärung von Spanien übliche Münzeinheit war der Decimo, d. h. der zehnte Theil eines Silberreals. Davon gab es Stücke zu $^1/_2$ Decimo, 1 D. und 2 Decimos. Mehr habe ich nicht gesehen, sie sind ungemein selten.

Die gegenwärtige Münzeinheit ist der Kupferreal, ungefähr 1 östr. Kreuzer (10 Real = 12 kr.), und entspricht dem alten Decimo.

Von Kupfermünzen gibt es Stücke zu 1 Real und zu 2 Real. Letztere ist fast die einzige Münze die man in Buenos Ayres sieht. Ob auch in den anderen Provinzen der argentinischen Republik Kupfermünzen geprägt wurden, weiss ich nicht. — Silbermünzen haben eine eigene Münzeinheit, den Silberreal (a = 10 Kupferreal), davon gibt es Stücke zu 4 Real und 8 Real, welche letztere unserem Thaler

zu 1 fl. 30 kr. entsprechen. Jede Provinz hat ihr eigenes Geld geprägt und zwar 1 Thaler (Peso) zu 8 Real, $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_8$ Peso; daher eigentlich eine grosse Mannigfaltigkeit im Silbergeld; aber im Verkehr fehlen Silbermünzen ganz und die wenigen hier beiliegenden Silberstücke konnte ich nur durch die Vermittlung eines Wechslers auftreiben, der die Commission des Suchens übernahm.

Von Gold gibt es hier nur die einzige Onza im Werthe 20—19 Pesos (30 Milreis, 30 fl.); doch ist ihr Werth sehr veränderlich, sie ist aber die beliebteste Zahlungsmünze.

Gold.	Silber.	Kupfer.
Unze	1 Peso	2 (Kupfer-)Real
	$^1/_2$ „	1 „
	$^1/_4$ „	2 Decimos
	$^1/_8$ „ (1 Real)	1 „
		$^5/_{10}$ Real ($^1/_2$ Decimo).

Man sieht meist nur Papiergeld, und zwar Noten zu 6 (Kupfer-) Real, also 6 kr.; sie heissen auch Peso, weil sie früher Thalerwerth hatten; die silbernen Thalerstücke werden daher zum Unterschiede von diesen auch Patacão oder Duro genannt. Gegenwärtig werden sie in ihrer alten Form noch fort ausgegeben. Dann hat man Zettel von 5, 10, 20, 50, 100, 500 Pesos, d. h. Papierpesos.

Uruguay

besitzt gar keine eigenen Gold- und Silbermünzen; die hier cursirenden sind alle ausländisch. Die Kupfermünzen stammen fast durchgehends aus der neuesten Zeit und sind in Paris geprägt.

Die Grundeinheit des Münzsystems ist der Centesimo, eine imaginäre Münze. Die kleinste Kupfermünze sind 5 Centesimos; dann gibt es 20 und 40 Centesimos, ausserdem 2 Centavo, und 4 Centavos. 1 Centavo = 5 Centesimos, 2 Centavos ersetzen die fehlenden 10 Centesimos, und 4 Centavos haben gleichen Werth mit den vorigen 20 Centesimos.

	Kupfer.
5 Centesimos = 1 kr.	40 Centesimos
1 Fünffrankenstück zählt 550 Centesimos.	20 „
	5 „
	4 Centavos
	2 „

Papier spielt die Hauptrolle; davon gibt es Noten zu 160, 200, 260 etc. Centesimos. Sie werden nicht vom Staate, sondern von zwei Privatgesellschaften verausgabt.

Cap der guten Hoffnung.

Wir fanden hier gar keine inländische Münze; doch sollen welche existiren (holländisch und englisch) und diese wenigen von der Novara weggekauft worden sein.

Loanda.

Goldmünzen fehlen; die Grundeinheit für die übrigen ist der Loandareis. 700 solche Reis machen genau einen öster. Gulden, 1 Loandareis ist also ungefähr der 12. Theil eines öster. Kreuzers, steht also in der Mitte zwischen dem brasilianischen (14 $^{5}/_{12}$) und dem portugiesischen (7 $^{6}/_{8}$) Reis. 100 Reis = 1 Macuta, diese also gleich 8 $^{2}/_{3}$ kr., 10 Macuta also ungefähr 1 fl. 27 kr.

Nun aber wurde der Werth des gesammten Geldes um die Hälfte herabgesetzt, so dass jetzt ein kupfernes 1 Macutastück nur 50 R., also ungefähr 4 $^{1}/_{3}$ kr. gilt. Alles Kupfergeld wurde überstempelt, so dass die Zahl des Nennwerthes unkenntlich ward; neue Kupfer- (so wie auch Silber-) Münzen wurden nicht mehr geprägt, mit Ausnahme der $^{1}/_{2}$ Macutastücke; diese behielten, trotz der halben Werthverminderung, die alte Grösse und Façon, und weil sie nun die Hauptverkehrsmünze bilden, so gewöhnte sich das Volk, diese auch Macuta zu nennen. Zwei solche hatten dann den Werth eines alten 1 Macutastückes, dieses war aber selbst auf den halben Werth gesetzt (50 R.), während es auf der andern Seite doppelten Werth erhielt (2 × 25), d. h. 2 Macuta genannt wurde. Dadurch entstand in den Geldrechnungen eine grosse Verwirrung; um ihr vorzubeugen, nannte man die alten 1 Macutastücke (50 R.) Quiranda und die neuen $^{1}/_{2}$ Macutastücke (25 R.) Mota. Der Ausdruck „Macuta" sollte blos für die Silbermünzen bleiben; doch sind diese neuen Wörter unter dem Volke noch gar nicht recht geläufig.

Mit dem Silbergeld hat es wieder seine eigene Bewandtniss. Durch die Reducirung des Nennwerthes, der früher den Metallwerth weit überstieg, gewann jetzt das Geld im Allgemeinen an Metallwerth, und weil der Nennwerth jetzt durch die Reducirung auf die Hälfte, unter den Metallwerth sank, so bekamen die höheren Silbermünzen eine Art Agio, z. B. ein 10 Macutastück galt früher

1 fl. 28 kr.; jetzt sollte es 44 kr. (= 5 alte Macuta) gelten; es hat aber in der That mehr Metallwerth und geht für 12 Macuta, also 52 kr. (= 6 alte Macuta). — Jedes Silberstück zählt 1 (neue) Macuta (4 $^1/_3$ kr.) mehr, also 4 : 5, 6 : 7, 8 : 9. Eine Ausnahme machen die 10 und 2 Macutastücke. Die letzteren gelten um nichts mehr, also jetzt 100 R.; = 8 $^2/_3$ kr. Die ersteren gelten um 2 mehr also statt 10 : 12 Macuta, statt 44 : 52 kr. Weil ein silbernes 2 Macutastück = 2 kupfernen alten 1 Macutastücken ist und letztere jetzt Quiranda heissen, so nannte man die silbernen 2 Macutastücke auch Quiranda bivari, um sie von den andern Silbermacutas zu unterscheiden, welche eine Wertherhöhung erfuhren.

Die 12 Macutastücke scheinen ganz ausgestorben zu sein, oder sie existirten nie, und der Werth eines 10 Macutastückes für 12 Macuta mag zu der irrigen Annahme der Existenz eines solchen Münzstückes geführt haben.

Die Ausdrücke Mota, Quiranda, Macuta scheinen einer Negersprache anzugehören; höchstens das Wort macuta könnte vielleicht das abgekürzte portugiesische macujada (mocda) „in kleine Theile getheilt“ (Kleingeld) sein.

Silber.

12 Macuta	
10 Macuta	(früher 1000 R. [= 1 fl. 27 kr.], jetzt 600 R. [= 52 kr.] = 6 Macuta nach altem [100 Reis], 12 nach neuem [halbem] Werth).
8 „	(jetzt 9 Macuta n. neuem Münzwerth).
6 „	(7)
4 „	(5)
2 „	(2 nach neuem 1 n. altem Münzwerth) auch Quiranda bivari genannt.

Kupfer.

1 Macuta	(früher 100, jetzt 50 R. = 4$^1/_3$ kr. Quiranda).
$^1/_2$ „	(früher 50, jetzt 25 R. jetzt auch „Macuta“ — besser Mota genannt).
$^1/_4$ „	(jetzt 12$^1/_2$ R. fast genau 1 kr.).

Dieses Loandamünzsystem bleibt das schwierigste, was ich bisher getroffen. — Daneben existirt noch Papiergeld, welches vom Gouverneur ausgegeben wird, d. h. nur für diese Colonien giltig ist.

Unter den Schwarzen im Innern cursirt ausserdem noch eine Muschelgattung als Geld, wovon einige Exemplare beiliegen. Für diese 3 Muscheln würde man z. B. $^1/_2$ Dutzend Hühner bekommen,

für 6 ein grosses Schwein. Der Werth dieser Schnecken richtet sich nach ihrer Grösse, aber selbst die kleinste, also schlechteste ist immer 1 Huhn werth.

Ascension.

Eigenes Coloniengeld gibt es keins. Merkwürdiger Weise haben sich hieher eine Menge 1½ Pencestücke verirrt, die im Mutterlande selten zu finden sind, besonders die von Wilhelm IV., wovon 1 Stück beiliegt.

Cap verde.

Hier gilt der portugiesische Münzfuss; hat kein eigenes Geld.

Verzeichniss der dem k. k. Münz- und Antiken-Cabinete von Dr. Wawra übergebenen Münzen.

Nr.		Stücke
	Madeira.	
1	10 Reis, 1852	1
2	10 Reis als Seitenstück zu Nr. 1, eine äquivalente Münze des Mutterlandes	1
	Brasilien.	
3	2000 Reis 1855	1
4	1000 „ 1857	1
5	500 „ 1856	1
6	200 „ 1856	1
7	40 „ 1832 (früher 80 R.)	1
8	40 „ 1828 (die 80 noch ganz zu sehen)	1
9	40 „ 1829 (die 80 zum Theil zu sehen)	1
10	80 „ 1821 (Joannes VI. P. et. Brasiliae rex)	1
11	80 „ 1821 (Joannes VI. Port. Bras. et Alg. rex. . ist die der vorigen entsprechende portugiesische Münze).	1
12	40 „ 1774 (Josephus I. P. et Brasiliae rex.)	1
13	40 „ 1824 (die alten 40 R. Stücke Petrus I. D. G.	1
	Const. Imp. et Perp. Bras. Def.)	1
14	40 „ 1818 (Joannes VI. D. G. Port. Bras. et Alg. rex.)	1
15	20 „ 1823 (Ventim, früher 40 Reis)	1
16	40 „ 1812 (Joannes Port. et Bras. p. Regens)	1
17	10 „ 1757 (Josephus I.)	1
	Buenos Ayres.	
18	1 Peso 1854 Chile	1
19	1 „ 1852 Provinz Cordova	1

Nr.		Stücke
20	½ Peso 1849 Republica Argent. Confederad.	1
21	½ „ 1830 Bolivia	1
22	2 Real 1855	1
23	2 „ 1844	1
24	1 „ 1854	1
25	1 „ 1840	1
26	5/10 „ 1840	1
27	5/10 „ 1831	1
28	1 Decimo Un decimo Buenos Ayres	1
	Uruguay.	
29	40 Centesimos 1857	1
30	40 „ ?	1
31	20 „ 1855	1
32	20 „ 1844	1
33	4 Centavos 1854	1
34	2 „ 1854	1
35	5 Centesimos 1857	1
36	5 „ 1854	1
	Loanda.	
37	10 Macuta 1763	1
38	8 „ 1796	1
39	6 „ 1770	1
40	4 „ 1763	1
41	2 „ 1783 (Quiranda bivari)	1
42	1 „ 1763 (Quiranda)	1
43	½ „ 1853 (Mota)	1
44	½ „ 1770	1
45	¼ „ 1785	1
	Ascension.	
46	1½ Pence 1836	1
	Cap verde.	
47	40 Reis 1832 } im Mutterlande selten	1
48	40 „ 1824 }	
49	Zwei Münzen aus Marokko die ich vor zwei Jahren während des Aufenthaltes S. M. Goelette Saida in Tanger erhielt, leider habe ich weder Namen noch Werth notirt. . . .	2
50	Drei Pesosnoten aus Buenos Ayres	
51	Drei Muscheln, als Geld cursirend unter den Negern in West-afrika.	

Über den Berg Hoei-ki.

Von dem w. M. Hrn. **Dr. Pfizmaier.**

Zu den Gegenständen, deren Erörterung ich bei Gelegenheit der Weltumseglung der k. k. Fregatte „Novara“ für wünschenswerth hielt, gehörte auch eine Aufklärung über die eigentliche Lage des Berges 稽 會 Hoei-ki oder Kuai-ki [1]). Ich setzte dabei voraus, dass dieser Berg, der in der Nähe des den Europäern zugänglichen Ning-po gelegen, wenigstens in der Provinz Tschĕ-kiang allgemein bekannt und unter gewöhnlichen Verhältnissen selbst bei einem grösseren Ausflug zu Lande leicht erreichbar. Obgleich die Fregatte den Hafen von Ning-po nicht berührte und Nachforschungen erst in Schang-hai angestellt wurden, war es mir doch auffallend, aus dem an die kaiserl. Akademie gerichteten Schreiben des Herrn Dr. Scherzer zu ersehen, dass der in Rede stehende Gegenstand an dem letztgenannten Orte von Niemandem gekannt wurde. Da in dem gedachten Schreiben zugleich angegeben wird, dass Hoei-ki wohl als Name einer Stadt, nicht aber als Name eines Berges bekannt sei, und hieraus leicht auf einen mir zur Last fallenden Irrthum geschlossen werden könnte, so halte ich es für angemessen, dasjenige was mir in chinesischen Büchern über den Berg Hoei-ki vorgekommen, nachstehend mitzutheilen.

Derselbe war schon in den ältesten Zeiten berühmt. Wie in der Geschichte der Dynastie Hia erzählt wird, befand sich der „grosse“ Yü, Gründer der Dynastie, auf der Jagd in den östlichen Gegenden und starb, als er zu dem Kuai-ki [2]) gelangte.

---

[1]) Kuai-ki ist die ursprüngliche und richtige Aussprache. In einer zu Schang-hai erschienenen Schrift der Missionäre über die chinesischen Insurgenten steht dafür Kwei-ke (d. i. Kuei-ki), wobei jedoch die Gegend gemein zu sein scheint. Für die Aussprache Kuei-ki findet sich übrigens keine Autorität.

[2]) Ich schreibe das Wort fortan nach der richtigeren Aussprache Kuai-ki.

In einer seiner nachträglichen Bemerkungen sagt der Verfasser des Sse-ki, dass der Kaiser Yü die Reichsfürsten im Süden des grossen Stromes versammelte, um deren Verdienste zu berechnen, als er starb und in derselben Gegend begraben wurde. Der Befehl, den er bei dieser Gelegenheit erlassen hatte, lautete: 稽曾 Kuai-ki „untersuchen und berechnen“, in welchem Satze 稽 ki soviel als 計 ki „berechnen.“

In dem encyklopädischen Werke Hoang-lan[1]) heisst es: „Der Grabhügel Yü's befindet sich in dem Districte Schan-yin[2]), auf dem Berge Kuai-ki. Der Berg Kuai-ki führte ursprünglich den Namen Berg 苗 Miao und liegt im Süden der Hauptstadt des Districtes in einer Entfernung von sieben Li“.

In dem Werke Yue-tschuen (überlieferten Geschichte des Reiches Yue) heisst es: „Als Yü in das grosse Yue gelangte, bestieg er den Berg Miao und veranstaltete eine allgemeine Untersuchung und Berechnung. Er verlieh Lehensstufen denjenigen welche die Tugend besassen. Er verlieh Lehen denjenigen welche Verdienste besassen. In Folge dessen veränderte er den Namen des Berges Miao und nannte ihn Kuai-ki. Hierauf starb er und ward begraben in einem Sarge von Bambusholz. Man grub das Grab tief zwei Fuss, so dass in der Höhe kein Durchsickern von Regen, in der Tiefe kein Grundwasser. Der Erdwall war hoch drei Fuss, der Erdstufen waren drei. Der Umfang betrug ein Meu (hundert Schritte).“

Liü-pü-wei's Tschün-thsieu sagt: „Als Yü auf dem Kuai-ki begraben ward, verursachte er den Menschen keine Beschwerden“. Die Rede ist hier von dem einfachen Begräbnisse Yü's, was in Übereinstimmung mit diesen Angaben.

Thu-mĕ-tse sagt: „Als Yü auf dem Kuai-ki begraben ward, bekleidete man ihn mit drei Pelzen. Der Sarg von Buxbaum war dick drei Zoll“.

Das topographische Werk Ti-li-tschi sagt: „Auf dem Berge befindet sich der Brunnen Yü's und Tempel Yü's. Nach den ver-

[1]) Dieses und die folgenden Citate finden sich an der hier erwähnten Stelle des Sse-ki.

[2]) Derselbe führt noch heute diesen Namen und dessen Hauptstadt liegt auf dem Wege zwischen Schao-hing und Ning-po.

schiedenen Überlieferungen wird geglaubt, dass an dem Fusse des Berges die Vögel die Felder jäten".

Der Berg Kuai-ki lag eigentlich auf dem Gebiete des erst in späterer Zeit bekannt gewordenen Reiches Yue, und wird in der von mir gelieferten Geschichte des Reiches U mehrmals genannt. Als Keu-tsien, König von Yue, in Fu-tsiao geschlagen wurde, hielt er (494 vor Christo) mit sechstausend Mann die ihm nach seiner Niederlage verblieben, den Berg besetzt und ward daselbst von Fu-tschai, König von U, eingeschlossen.

U kam bei dieser Gelegenheit in eine merkwürdige Berührung mit Confucius, welche, als ein Beispiel, wie damals in China selbst die Unterrichtetsten über naturwissenschaftliche Gegenstände dachten, erwähnt zu werden verdient.

Als das Heer von U den Berg zum Behufe der Einschliessung aufgrub, fand man Knochen von einer Grösse, dass ein einziger derselben einen ganzen Wagen einnahm. U schickte eine Gesandtschaft an Confucius und liess an denselben folgende Frage stellen: Welche Knochen sind die grössten?

Confucius antwortete: Yü hielt eine Versammlung der Götter [1]) auf dem Berge Kuai-ki. Das Geschlecht Fang-fung [2]) kam zu spät. Yü tödtete es und stellte es nach dem Tode aus. Dessen Knochen waren von der Länge eines Wagens. Diese sind die grössten.

Die Gäste aus U fragten: Wer sind die Götter?

Confucius antwortete: Die Götter der Berge und Flüsse, welche mächtig genug sind zu leiten die Welt, ihre Wächter sind die Götter [3]). Die Landesgötter sind die Fürsten der Reiche [4]). Sie alle sind abhängig von dem Könige.

Die Gäste fragten wieder: Was hatte Fang-fung zu bewahren?

---

1) Die Götter sind hier die dem Opfer der Berge und Flüsse vorgesetzten Landesherren. Da sie auf diese Weise den Göttern vorgesetzt sind, so heissen sie selbst Götter.

2) Der Landesherr von dem Geschlechte 風 防 Fang-fung handelte dem königlichen Befehle zuwider. Sein Leichnam wurde nach der Hinrichtung ausgestellt.

3) Diejenigen welche das Opfer der Berge und Flüsse bewahren und somit Götter sind, heissen die Lehensfürsten. Die Götter welche mächtig genug, die Welt zu leiten, heissen die berühmten Berge und grossen Flüsse, welche Wolken versammeln und Regen hervorbringen können, wodurch sie der Welt nützlich werden.

4) Die Personen welche blos die Landesgötter bewahren, ohne dem Opfer der Berge und Flüsse vorzustehen, sind die Lehensfürsten.

Confucius erwiederte: Der Landesherr des Geschlechtes Wang-wang [1]) bewahrte die Berge Fung und Yü [2]). Er gehörte zu der Familie Li [3]). Unter den Herrscherhäusern Yü, Hia und Schang hiess es Wang-wang. Unter den Tscheu hiess es Tschang-thĭ [4]). In der gegenwärtigen Zeit nennt man es Ta-jin [5]).

Die Gäste stellten die weitere Frage: Welches Mass hat die Grösse der Menschen? — Sie erhielten zur Antwort: Das Geschlecht Tsiao-ngao [6]) ist hoch drei Fuss. Dies ist die äusserste Kürze. Die grösste Länge übersteigt wohl das Zehnfache dessen [7]). Das ist das äusserste Mass.

Die Gäste aus U drückten jetzt ihre Bewunderung aus, indem sie riefen: O wie vortrefflich! Er ist ein Höchstweiser!

Als der Kaiser Schi, Gründer der Dynastie Thsin, in seinem sieben und dreissigsten Regierungsjahre (210 vor Christo) auf seinen Rundreisen jenen Theil China's besuchte, gelangte er zu der an den Ufern des Stromes 浙 Tschĕ [8]) gelegenen Stadt 唐 錢 Tsien-thang [9]). Da auf dem Wasser ein arger Sturm tobte, übersetzte

---

1) 罔 汪 Wang-wang, der Name, den später das Geschlecht Fang-fung erhielt. Der Name des letzteren wurde zur Bezeichnung des Lehenreiches beibehalten.

2) Die Berge 封 Fung und 禺 Yü liegen in dem heutigen Districte Wu-khang, Kreis Su-tscheu in Tschĕ-kiang.

3) 釐 Li.

4) 翟 長 Tschang-thĭ.

5) 人 大 Ta-jin, das Geschlecht der grossen Menschen. Der Name des Geschlechtes war somit im Anfange der Dynastie Tscheu und zu den Zeiten Confucius ein anderer.

6) 僥 僬 Tsiao-ngao ist nach Einigen ein anderer Name für die südwestlichen Barbaren. Nach Anderen lebt dieses Geschlecht im Norden des Reiches Ta-thsin (Arabien).

7) Zehnmal drei Fuss, d. i. drei Klafter.

8) Der Strom Tsien-thang erhält, nachdem er in seinem Laufe nach Osten den District Schan-yin berührt, den Namen Tschĕ. 浙 Tschĕ ist so viel als 折 Tschĕ „brechen", weil sich die Wogen des Stromes, bevor sie sich in das Meer stürzen, an diesem Orte brechen. Tschĕ-kiang (der Strom Tschĕ) ist heut zu Tage der Name der ganzen Provinz.

9) Später 杭 餘 Yü-hang, heut zu Tage Hang-tscheu in Tsché-kiang.

er den Strom bei dem hundertzwanzig Li weiter westlich gelegenen 中州 Kiă-tschung[1]). Hierauf bestieg er den Berg Kuai-ki, opferte daselbst dem „grossen“ Yü, und sah von ferne das Meer.

Derselbe Kaiser wagte es, der Urtheile der Mit- und Nachwelt nicht achtend, auf dem Berg Kuai-ki einen Stein mit einer Inschrift setzen zu lassen, in der die Tugenden des Reiches Thsin gepriesen werden. Diese Inschrift, deren Verfasser die den Kaiser begleitenden Hofgelehrten, lautet:

„Des erhabenen Kaisers hoher Glanz beruhigte Alles was innerhalb des ganzen Erdkreises. In Tugend und Gnade übte er das Amt des Ältesten. In seiner Herrschaft siebenunddreissigstem Jahre durchwanderte er in eigener Person die Welt. Er besichtigte rings die fernen Gegenden. Zuletzt bestieg er noch den Kuai-ki. Er erforschte allseitig die Gewohnheiten. Das Volk war ernst und ehrerbietig. Die Minister priesen die Verdienste. Die Angelegenheiten der heimathlichen Felder, ihren Spuren ward nachgefolgt, und er stellte sich an die Spitze des Hohen und Erleuchteten. Thsin höchstweise blickte herab auf die Reiche. Es bestimmte zuerst die Namen der Gesetze, es entdeckte und ordnete die alten Abschnitte. Es brachte zur Gleichförmigkeit die Muster und Vorschriften. Es untersuchte die verschiedenen Ämter und begründete das Übliche und Beständige.“

„Die sechs Könige[2]) dachten nur an Treubruch. Habsüchtig, widerspänstig, hochmüthig und rasend stellten sie sich an die Spitze der Menge und machten Gebrauch von der Gewalt. Sie waren grausam, bedrückten in ihrem eigenmächtigen Handeln. Sie verliessen sich auf ihre Stärke und zeigten sich stolz. Sie setzten oftmals in Bewegung Panzer und Angriffswaffen. Sie liessen heimlich verkehren einflüsternde Abgesandte, damit sie dienen in Sachen der Vereinigung und des Anschlusses. In ihren Handlungen bewegten sie sich auf dem Gebiete der Selbstsucht. Im Inneren übertünchten sie trügerische Anschläge, nach aussen machten sie Einfälle an den Grenzen. Hierauf verbreiteten sie Unglück und Verderben. Man strafte sie mit gerechter Strenge, man löschte das Feuer ihres grau-

---

[1]) In dem Districte Yü-hang, dem heutigen Kreise Hang-tscheu. Der Kaiser Schi, der auf seiner Reise Yü-hang berührte, erhob diesen Ort zu der Hauptstadt eines Districtes.

[2]) Die Könige der durch Thsin vernichteten Reiche Wei, Han, Tschao, Tsu, Yen und Tsi.

samen Beginnens. Unordnung und Niedrigkeit wurden getilgt und schwanden. Die Tugend der höchsten Weisheit war ausgedehnt und tiefgewurzelt. Was innerhalb der sechs Grenzen, ward erfrischt und kannte keine Gewalt."

„Der erhabene Kaiser vereinigte unter sich den Erdkreis. Er hörte insgesammt die zehntausend Angelegenheiten. Das Ferne und das Nahe wurden vollständig geläutert. Er umkreiste und versah mit dem Grundsatz der Ordnung die Dinge. Er untersuchte und überzeugte sich von der Wahrheit der Angelegenheiten. Eine jede trug ihren Namen. Mit Vornehmen und Geringen ward verkehrt. Gutes und Schlechtes wurden dargelegt und vor die Augen gestellt. Es gab keine verborgene Neigung. Er verbesserte die Mängel und verbreitete das Gerechte. Wo eine Tochter sich vermählte, brauchte sie nicht zu sterben in Unlauterkeit [1]). Er schloss ab und schied das Innere und Äussere. Er wehrte und that Einhalt den Ausschweifungen. Männer und Weiber wurden verbunden in Wahrheit. Wer handelte nach dem Beispiel der Eber [2]) ward getödtet, ohne dass er sonst etwas verbrochen. Der Mann hat die Wagschale der Gerechtigkeit. Dass die Gattinn entfloh aus dem Hause, wo sie sich vermählte, dass der Sohn nicht gelangte zu seiner Mutter, dies Alles ward verändert zu Ehrbarkeit und Reinheit. Er regelte im Grossen und reinigte die Sitten. Die Welt empfing den Wind der Gewohnheiten, sie ward beschenkt mit grossen Vorbildern. Alle richten sich nach Maassen, folgen den Spuren. In Ruhe und Eintracht sind ihre Bestrebungen gross. Keiner ist, der nicht gehorcht den Befehlen. Das Volk befleisst sich eines unbescholtenen Wandels, die Menschen freuen sich der gemeinschaftlichen Vorschriften. In Wohlergehen bewahren sie den tiefen Frieden. Zuletzt noch huldigen sie in Ehrfurcht den Gesetzen. Die beständige Regierung hat keine Grenzen. Sänften und Schiffe neigen sich nicht auf die Seite [3])."

„Die begleitenden Minister priesen die glänzenden Eigenschaften. Sie baten, schneiden zu dürfen in diesen Stein. Der Glanz liess sich hernieder auf die treffliche Inschrift."

---

[1]) Dieses und das folgende bezieht sich auf die unter der Dynastie Thsin erlassenen Gesetze.

[2]) Wer die Verführung in fremde Häuser trug.

[3]) Eine Hinweisung auf die Gesetze, welche auch den Bau dieser Gegenstände vorzuschreiben pflegten.

Dass es wirklich einen Berg Hoei-ki gibt, erhellt aus den obigen Angaben zur Genüge, und derselbe muss sich sieben chinesische Meilen südlich von der Districtshauptstadt Schan-yin in dem Kreise Schao-hing befinden.

Kuai-ki war aber auch zu den Zeiten der Dynastien Thsin und Thang der Name einer Provinz, welche nebst Tschĕ-kiang einen Theil der heutigen Provinzen Kiang-nan und Fŏ-kien in sich begriff.

Ebenso ist Kuai-ki oder Hoei-ki der Name einer Stadt dritten Ranges, von welcher, da sie auf den Karten der Missionäre fehlt, es sich nicht bestimmen lässt, ob sie mit dem vorher erwähnten Schan-yin identisch oder in unmittelbarer Nähe desselben liegt. Das erstere ist das wahrscheinlichere. Aus dem Angeführten geht jedoch hervor, dass sowohl Provinz als Stadt ihren Namen von dem Berge erhielten.

Vorgelegt:

Bericht an die kais. Akademie der Wissenschaften in Wien über einige während des Aufenthaltes S. M. Fregatte „Novara" im Hafen von Hongkong erzielte Resultate.

Von Herrn **Dr. Karl Scherzer.**

Die kaiserliche Expedition ist in Ostasien zu einer Zeit von welthistorischer Bedeutung eingetroffen. Durch den Friedenstractat der am 26. Juni l. J. zu Tien-tsin am Pei-hô-Fluss von den Bevollmächtigten der Alliirten und dem Commissär der chinesischen Regierung unterzeichnet wurde, beginnt für China eine neue Ära. So wichtig dieser Moment für den Politiker und den Culturhistoriker, eben so ungünstig war er für den Naturforscher und den Sammler. Die interessantesten Puncte des Reiches wie z. B. Canton, Whampoo u. s. w. waren entweder völlig zerstört oder nur mit der grössten Gefahr zugänglich. Das berühmte merkwürdige Canton, das noch vor einem Jahre eine Million Einwohner zählte und dessen herrlicher Fluss ausserdem eine Bevölkerung von mehr als 80.000 Seelen in zierlichen Boten beherbergte, gleicht dermalen theils einem Schutthaufen theils einer öden verlassenen einsamen Stätte, die Verkaufsläden sind sämmtlich geschlossen, die Einwohner geflohen und im früheren Wohnsitze des chinesischen Gouverneurs Yeh (im Canton-Dialekt Yebb genannt) hat dermals ein englischer General sein Hauptquartier aufgeschlagen, während ersterer als brittischer Staatsgefangener in Calcutta lebt. Selbst in der brittischen Ansiedlung Victoria auf der Insel Hongkong, wo vollkommene Ruhe herrscht, wagt sich kein Europäer unbewaffnet über die Grenze der Stadt, und die Naturforscher der Novara-Expedition wurden unzählige Male gewarnt, in ihrem Forschungs- und Sammeleifer jene Vorsicht nicht ausser Acht zu

lassen, welche die herrschenden Verhältnisse bedingen. Noch wenige Wochen vor unserer Ankunft auf Hongkong wurden nach einander die Commis eines hiesigen Handlungshauses und ein Schiffscapitän während eines Spazierganges von Chinesen überfallen, und kamen nur wie durch ein Wunder mit dem Leben davon.

Unter solchen Umständen schien wenig Aussicht vorhanden, die von einem Mitgliede der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, dem hochverehrten Herrn Dr. Pfizmaier in Bezug auf China angeregten Wünsche und Erörterungen befriedigen zu können. Aber was dem einsamen Forscher trotz dem Aufwande seiner besten Kräfte unmöglich gewesen wäre, das gelang durch die ehrende, wahrhaft ergreifende Theilnahme, welcher die erste österreichische Erdumseglungs-Expedition auch in China trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse in allen Kreisen der gebildeten Gesellschaft begegnete. Durch die Güte und Zuvorkommenheit der angesehensten Persönlichkeiten von Hongkong bin ich daher in die glückliche Lage versetzt, nach einem kaum vierzehntägigen Aufenthalte daselbst so manche schätzenswerthe Mittheilung machen und zahlreiche werthvolle Werke über und aus China der kaiserl. Akademie einsenden zu können.

A. Was den ersten Wunsch des Herrn Dr. Pfizmaier betrifft, Vocabularien der Mozambique- und Mombaza-Sprache einzusenden, so ist demselben bereits theilweise, nämlich in Bezug auf die Mozambique-Sprache sowohl in einer Zusendung von der Capstadt aus, ddo. 5. October 1857, als auch später von Pointe de Galle (Ceylon), 9. Jänner 1858, Rechnung getragen worden.

B. Messungen einiger Küstenpuncte China's waren bei der Kürze des Aufenthaltes der kaiserl. Expedition in Ostasien nicht ausführbar, um so weniger als kein einziger der angegebenen Puncte von der k. k. Fregatte berührt wurde.

C. Eben so unmöglich war es, das gewünschte Vocabularium der Sprache der Miaóu-tsz' zu erhalten, jenes merkwürdigen Volksstammes welcher als die Ureinwohner, die Aborigines China's angesehen wird, und sich in Gestalt, Sprache und Sitten wesentlich von den Chinesen unterscheiden soll. In der Provinz Kweitcheú allein leben an 41 verschiedene Tribus dieses Volkes. Ausserdem treten sie noch zahlreich in den Provinzen Húkwang, Sz'tchuen, Yünnan und Kwangsi auf. Ich habe indessen grosse Aussicht, ein Vocabularium der Sprache dieses seltsamen Volkes nachgeschickt zu erhalten, indem

ich eine Anzahl von Exemplaren der Gallatin'schen Vocabularien einigen Missionären in Hongkong zurückliess und von diesen eifrigen Forschern so wie vom Bischof der anglikanischen Kirche in Hongkong die Zusicherung der möglichst baldigen Gewährung meiner Bitte erhielt. In Morrison's *Chinese Repository vol. XIV. March 1845, Nr. 3* (von welchem, durch den Brand in Canton äusserst selten gewordenen Werke der englische Consul in Futscheu, W. H. Medhurst Esq. Herrn Dr. Hochstätter ein vollständiges Exemplar zuzusenden versprach), finden sich einige Notizen über das Volk der Miaóu-tsz', welche zwar dem gelehrten Sinologen der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien unzweifelhaft bekannt sein werden, die ich gleichwohl nicht mit Stillschweigen übergehen wollte.

Dagegen war ich so glücklich durch die besondere Güte des Herrn Dr. Philipp Winnes, Missionärs der Baseler Missionsgesellschaft zu Hongkong, ein Vocabularium eines andern höchst merkwürdigen Dialektes, des Hakka-Dialektes zu erhalten, welches ich nebst einigen Bemerkungen des Herrn Winnes beischliesse.

D. Über die eigentliche Lage des in der Geschichte berühmten Berges Hoei-ki konnte ich in Hongkong nichts Näheres, Bestimmteres erfahren, obwohl Sir John Bowring die Güte hatte den Regierungs-Dolmetsch mir zur Verfügung zu stellen, einen äusserst wohl unterrichteten Chinesen, mit dem ich mich durch die freundliche Vermittlung des Herrn Medhurst (Sohn des bekannten englischen Sinologen und gegenwärtig Consul in Futscheu) eine geraume Zeit über diesen Gegenstand unterhielt. Der chinesische Dolmetscher, dem ich die gedruckten Desiderate des Herrn Dr. Pfizmaier vorlegte, bemerkte, dass er von einem Berg Hoei-ki keinerlei Kenntniss habe, wohl aber von einer Stadt gleichen Namens in der Provinz Tsche-kiang, im Departement Schao-hing in der Nähe von Ningpo, bekannt als der Geburtsort vieler berühmten Männer. In Hoei-ki soll es gleichfalls gewesen sein, wo der Rebell Fang-lag während der Sung-Dynastie seine Fahne aufpflanzte. Auch in keinem der zahlreichen chinesischen Nachschlage- und Hilfswerke welche sich in der Gouvernements-Bibliothek vorfinden, konnte über den Berg Hoei-ki irgend eine nähere Auskunft erhalten werden [1]). Indess ist es möglich, dass es

[1]) Zu vergleichen hiermit der Aufsatz in diesem Hefte der Sitzungsberichte: „Über den Berg Hoei-ki." Anm. d. Red.

mir noch während des Aufenthaltes der kaiserl. Fregatte in Shanghae gelingt, die gewünschte Nachricht über den geschichtlichen Berg Hoei-ki zu erhalten, indem ein Ausflug nach Ningpo in Antrag ist, welcher uns nach den bisher eingezogenen Erkundigungen mindestens in die Nähe der Stadt Hoei-ki versetzen würde, wo gewiss am ersten der gewünschte Aufschluss zu erlangen sein dürfte.

E. In Bezug auf den von den Chinesen so sehr geschätzten Yo-Stein, mit welchem Worte man eigentlich im Chinesischen jede Gemme oder geschliffenen Stein bezeichnet, erfuhr ich blos, dass die weisse wie „Schöpsenfett" aussehende Sorte die geschätztere, werthvollere ist und daher auch von den Chinesen 玉 脂 羊 *(Mutton-Fat-stone)* genannt wird. Die französische Bezeichnung *(Jade)* sowohl, als die englische *(Jade, dsched)*, welche nur durch die Aussprache sich unterscheidet, rühren wahrscheinlich von *„lapis ischiata"* her und sind wohl in Bezug auf die mineralogische Beschaffenheit des Steines irrthümlich. Einen kleinen Ring aus diesem interessanten Stein habe ich Herrn Dr. Hochstätter übergeben, welcher die Güte haben wird, nähere Untersuchungen damit anzustellen. Ein anderes, künstlerisch werthvolleres Stück aus demselben Stein, eine zierliche Tabaksdose, welche von einem englischen Soldaten während der Bestürmung von Canton der krampfhaft zusammengepressten Hand eines erschossenen Mandarins entrungen wurde, und die ich wie so manches andere Werthvolle der Güte des königlich preussischen Vice-Consuls in Hongkong, Herrn Gustav Overbeck, verdanke, beabsichtige ich nebst anderen Gegenständen dem k. k. Münz- und Antiken-Cabinete in Wien zu verehren.

F. Was ferner die in der alten Geschichte öfters erwähnte Waffe Thsi-scheù[1]) betrifft, welche zu den geheimen, verborgenen gehören soll, so erzählte mir der alte chinesische Regierungs-Dolmetsch, dass die Legende von einem köstlichen Fisch berichtet, der blos mit dieser 7 Zoll langen, sehr scharfen Waffe getödtet werden konnte. An einem Kaisermahle, bei dem der Verrath zu Gast sass, verbarg man absichtlich diese scharfe, gefährliche Waffe im Lieblingsgericht des Kaisers, und als jener köstliche Fisch aufge-

---

[1]) Zu vergleichen hiermit der Aufsatz in dem Junihefte 1858 der Sitzungsberichte: „Berichtigung des Namens einer alten chinesischen Waffe." Anm. d. Red.

tragen wurde, wanderte gleichzeitig auch das Mordinstrument in die Hand des kaiserlichen Gegners. Der chinesische Dolmetsch bemerkte mir (und schrieb auch die beiden hier eingefügten Namen des Werkes 國 列 mit eigener Hand nieder), dass in dem Leïh-Kwŏh (englische Schreibart) die Geschichte dieser Waffe, des Fisches und des Kaisers ausführlich zu lesen sei.

G. Über den gewünschten Ankauf seltener chinesischer Bücher und die Schwierigkeit ihrer Erwerbung unter den herrschenden Umständen brauche ich um so weniger ausführlich zu berichten, als dies, wie ich weiss, mein geehrter Freund und Reisecollega Herr Dr. F. Hochstätter gethan hat, dessen ausserordentlicher Thätigkeit es auch gelungen, einige sehr werthvolle chinesische Werke für die k. k. Hofbibliothek zu erwerben.

Weder in Canton noch in Macao war Gelegenheit, Bücher welche literarischen Werth haben, zu kaufen. Was ich auf Privatwegen durch Missionäre und Freunde der Wissenschaft an chinesischen Werken erwerben konnte, habe ich am Schlusse dieser Mittheilung verzeichnet und schicke es (insoferne ich nicht das eine oder andere Buch noch zu meinen persönlichen Studien und Arbeiten benöthige) mit einer andern Büchersammlung an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, zu beliebiger weiterer Verfügung.

Dieser Sendung schliesse ich auch einige von den chinesischen Insurgenten herausgegebene Bücher und Aufrufe, so wie ein darauf bezügliches in englischer Sprache gedrucktes, höchst interessantes Werk bei: *Books of the Thae-Ping-Wang Dynasty, and Trip of the Hermes to Nanking.* Es ist dies eine Sammlung von: *Pamphlets issued by the chinese Insurgents at Nanking, to which is added a history of the Kwang-se Rebellion, gathered from Public documents etc. by W. H. Medhurst sen. Shanghae* 1853. Sollte ich während unseres Aufenthaltes in Shanghai noch einige andere, von der Thai-ping-Dynastie veröffentlichte Druckwerke erhalten, so werde ich nicht unterlassen, dieselben auf gleichem Wege an die kaiserliche Akademie zu übersenden, ebenso japanesische Bücher für den Fall solche an den von uns berührten Puncten zu erhalten sind. Eine Botanik in japanesischer Sprache, die ich der Güte des Herrn Dr. Van den Brook in Batavia verdanke, habe ich bereits meiner Sendung an die kaiserl. Akademie von Batavia aus beigefügt.

Eigentliche koreanische Bücher sind mir noch nicht zu Gesicht gekommen, wohl aber ein in Batavia im Jahre 1835 von dem bekannten „Philosinensis", dem chinesenfreundlichen Gutzlaff herausgegebenes vergleichendes Wörterbuch: *Translation of a comparative vocabulary of the Chinese, Corean and Japanese languages, to which is added the thousand character classic in Chinese and Corean, the whole accompanied by copious indexes of all the Chinese and English words occurring in the work.* Es ist dies das letzte Exemplar, welches im Verlage der Londoner Missionary Society in Hongkong vorräthig war, und ich habe es Herrn Dr. Hochstätter für seine schöne Sammlung chinesischer Werke für die k. k. Hofbibliothek übergeben. Ich schliesse hier gleichfallls ein Exemplar eines Diploms bei, welches die Mitglieder der geheimen chinesischen Dreiheitsgesellschaft kennzeichnet. Ich erhielt dasselbe in Batavia, wo es mir als ein Curiosum von der Westküste Borneo's gegeben wurde, in welchem Theile der Insel diese geheime Gesellschaft (Tinté-hwúy) zahlreiche Anhänger unter den dort lebenden Chinesen zählen soll. Ausser der Überschrift war dem Regierungsdolmetsch in Hongkong der Inhalt des Diploms völlig unverständlich, wenngleich ihm die Bedeutung jedes einzelnen Wortes bekannt war. Das Juniheft des *Chinese Repository* vom Jahre 1849, vol. XVIII (Nr. 6) enthält einen ziemlich umfassenden Aufsatz über den, den Mitgliedern der Dreiheitsgesellschaft abgenommenen Eid, so wie Notizen über ihren Ursprung.

Chinesische Münzen zu sammeln, habe ich um so mehr unterlassen, als bekanntlich die k. k. Sammlung deren bereits eine nicht unbedeutende Anzahl besitzt, und mir leider das von Prof. Endlicher im Jahre 1837 herausgegebene Verzeichniss der chinesischen und japanesischen Münzen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes in Wien nicht zur Hand ist. Eine einzige chinesische Kupfermünze die an 2000 Jahre alt sein soll, liegt meiner kleinen Sendung bei. Ebenso eine kleine Sammlung japanesischer und siamesischer Münzen.

Diese letzteren bestehen aus:

1 Stück	Tical oder Bat	= 60 Cents	=	1 fl. 15 kr. C. M.
1 „	Salung . . .	= 15 „	=	19 kr.
2 „	Fúang . . .	= 7½ „	=	9½ kr.

Kleine Scheidemünze besitzt das Königreich Siam nicht; statt dessen werden aus Bombay eingeführte Muscheln gebraucht, von

denen je nach den Vorräthen 1000 — 1500 Einen Fúang oder $7^1/_2$ Cents werth sind. Alle Arten kleinerer Einkäufe werden vom Volke mittelst dieser Muscheln effectuirt. Es ist mir indess nicht bekannt, ob es dieselbe Muschelsorte (*cowries*) ist, welche auf den Malediven gefunden wird und die auch im Innern Afrika's als ein so wichtiges Werthzeichen für den Handel mit den Eingebornen gilt, dass sie einen bedeutenden Exportartikel bildet und die Tonne solcher ausgesuchter Muscheln 75—80 L. St. werth ist.

Zwei interessante chinesische Werke über chinesische Münzen im Allgemeinen sowohl als über das Erkennen verfälschter Münzen, die mir Herr Dr. Lobscheid käuflich überliess, habe ich der von Hongkong abgeschickten Büchersammlung für die Bibliothek des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes in Wien beigepackt.

Das erstere Werk wurde um das Jahr 1830 von Wun-Seang-shih herausgegeben, scheint aber durch Chang-Le-ying zusammengestellt worden zu sein. Dasselbe umfasst die Beschreibung der chinesischen Münzen vom Jahre 2356 v. Chr. Geb. der Zeit des Yaou, bis A. D. 1644, dem Ende der Ming-Dynastie, also ungefähr von einem Zeitraume von 4000 Jahren; die 329 Holzschnitte, welche das Originalwerk begleiten, sollen genaue Facsimile der Münzen sein, welche sie vorstellen. Eine theilweise Übersetzung dieses von den Chinesen mehr wie von den europäischen Gelehrten geschätzten numismatischen Werkes von C. B. Hillier Esq. wurde in den *Transactions of the China Branch of the Royal Asiatic Society* 1848—50 unter dem Titel: *A brief notice of the chinese work: Chronicles of Tsien, a new arrangement, and a key to its 329 woodcuts of the coins of China and neighbouring nations* abgedruckt; ebenso von dem Werke: *Ta-tsing-Hwuy-tien* oder *Copper Cash of the Chinese.* Ich schliesse Exemplare von beiden Übersetzungen diesem Berichte bei. Gleichzeitig mit demselben gehen folgende Gegenstände wohlverpackt an die kaiserl. Akademie ab:

1. Silber- und Goldmünzen aus Japan.
2. Silbermünzen aus Siam.
3. Eine Kupfermünze aus China.
4. Ein fabelhaftes Thier aus Erz, angeblich ein Widder von einem der berühmtesten Tempel Canton's herrührend und während der jüngsten Bestürmung durch die Engländer (28. und 29. Dec. 1857)

erbeutet. Der Widdertempel soll nämlich der Stadt Kwang-tung [1]) den Namen gegeben haben *(city of rams)*.

5. Eine Lotosblume, aus Holz geschnitzt.

6. Mehrere Organe des menschlichen Körpers aus Silber, im hohlen Leib eines hölzernen, aber reich vergoldeten Götzen in einem Buddhistentempel in Canton, an einem seidenen Faden aufgehängt gefunden.

7. Tabaksdose, durch einen englischen Soldaten von einem Mandarin während der Erstürmung von Canton erbeutet. Der *Jade-stone* oder *Mutton-fat stone* (Yŏ), aus dem die Dose gearbeitet, ist von seltener Schönheit und Grösse.

8. Einige Exemplare des sogenannten „Gold-stone", der angeblich aus Japan kommen soll und sehr viele Ähnlichkeit mit dem berühmten in Venedig fabricirten Aventurin hat. Dieser Stein oder dieses Fabricat (denn man scheint noch immer nicht im Reinen, ob es ein Natur- oder Kunstproduct ist) soll ausschliesslich auf Japan vorkommen und von Chinesen, die ihn ausserordentlich schätzen, leicht von jenen unzähligen Imitationen unterschieden werden, welche aus Frankreich — dem Fabriksland der falschen Edelsteine — ihren Weg nach Indien und China finden. Auch Robert Fortune erwähnt in seinem neuesten Reisewerk über China *(A residence among the Chinese inland, on the coast and at sea. London, J. Murray*, 1857, pag. 89) dieses Steines, als einer wenig bekannten und noch weniger untersuchten Erscheinung.

9. Chinesisches Staatssiegel (von Papier), welches an die Wohnung regierungsfeindlicher Chinesen in Canton angeklebt wurde, worauf Niemand mehr dieselbe betreten durfte.

10. Sicherheits-Marke für die kaiserlich Gesinnten während des ersten Aufstandes der chinesischen Insurgenten in Canton im J. 1854.

(Alle diese Gegenstände von Nr. 1—10 sind für das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet bestimmt.)

11. Diplom der geheimen chinesischen Triad-Gesellschaft, Tin-té-hwúy, an der Westküste Borneo's für ihre Mitglieder.
12. Adresse der Gelehrten Canton's an die fremden Barbaren, „der Stadt Canton und ihrer Bewohner zu schonen."

---

[1]) D. i. Kuan-tscheu (Canton). Yang-tsching (Stadt der Schafe) heisst in dem Alterthum eine Stadt, welche für das heutige Canton gehalten wird. Anm. d. Red.

13. Eine der neuesten kaiserlichen Proclamationen vom Hofe von Peking „gegen die fremden Barbaren."
14. Kennzeichen der kaiserlich Gesinnten, verborgen getragen, um es nur im Nothfalle vorzuzeigen.
15. Erklärung des chinesischen Rechenbrettes in chinesischer Sprache.
16. *Specimen of the Chinese classics, with a translation, prolegomena and a critical and exegetical commentary by James Legge, D. D. of the London Missionary Society.* Hongkong 1858 bis 1859.
17. Eine Art „Spickzettel" chinesischer Studenten, um sich beim Examen gewisse Stellen chinesischer Classiker leichter in's Gedächtniss zu rufen.

Bemerkung der Redaction. Die Angabe, dass ein „Fisch" mit der S. 20 erwähnten Waffe getödtet worden sein soll, scheint auf einem Missverständnisse zu beruhen. Die S. 21 angeführten Worte liĕ-kuŏ sind nicht der Titel eines besonderen Werkes, sondern stehen statt liĕ-kwŏ-tschuen „Geschichte der in die Reihe gestellten (d. i. grösseren) Reiche", ein Gegenstand, der von mehreren Schriftstellern bearbeitet worden. Indessen gibt es ein im Colloquialstyle geschriebenes populäres Werk mit einem ähnlichen Titel, worin die letzten Zeiten der Dynastie Tscheu geschildert werden.

SITZUNG VOM 10. NOVEMBER 1858.

Gelesen:

Ein Gedicht des chinesischen Gegenkaisers.

Von dem w. M. Herrn **Dr. Pfizmaier.**

Die grosse politische Bewegung der letzten Jahre in China erscheint auch heute noch so unbegreiflich, dass die einsichtsvollsten der in China lebenden Europäer sich über sie kein bestimmtes Urtheil auszusprechen getrauen. Die sichersten Anhaltspuncte für die Beurtheilung bieten die von den Insurgenten herausgegebenen Bücher und Flugschriften, aus denen sich mit Gewissheit erkennen lässt, dass hauptsächlich christliche Lehren die leitenden Ideen der Bewegung sind. Aus anderen, den englischen Missionären zugekommenen mündlichen Nachrichten geht ferner hervor, dass diese Lehren, von dem Führer des Aufstandes aus den Schriften der Missionsgesellschaften geschöpft, unvollkommen verstanden, den Grund zu einer Art freier, halbchristlichen Secte legten, der schwerlich von irgend einer der christlichen Kirchen Anerkennung zu Theil werden dürfte.

Der grösste Theil der oben gedachten aus der Insurgentenpresse zu Kiang-ning (Nan-king) bis zu dem Jahre 1853 hervorgegangenen Schriften ist in dem zu Schang-hai erscheinenden North China Herald veröffentlicht und später durch Herrn W. H. Medhurst in einer besonderen Sammlung herausgegeben worden.

Der Güte des Herrn Dr. Scherzer verdanke ich eine kleine Schrift in Versen, welche in der angegebenen Sammlung nicht enthalten und daher wahrscheinlich noch nicht übersetzt ist. Der Umschlag des Buches ist auf der Titelseite goldgelb, auf der anderen roth. Der auf dem Umschlag befindliche, äussere Titel lautet: 詔皇題言帝上父天 Thien-fu-schang-ti-yen-

ti-hoang-tschao„ kaiserliche Verkündung in Sätzen über die Worte des Himmelsvaters, des höchsten Herrschers". Durch die Worte Hoang-tschao wird einer von Herrn Medhurst bei einer ähnlichen Gelegenheit [1]) gemachten Bemerkung zufolge bedeutet, dass der Verfasser der Schrift König Tai-ping selbst, dessen eigentlicher Name 全 秀 洪 Hung-sieu-tsiuen. Die Ausdrücke Thien-fu „Himmelsvater" und Schang-ti „höchster Herrscher oder Kaiser", von denen der erstere neu und nur von den Insurgenten gebraucht, bezeichnen „Gott" im Sinne des Monotheismus. Der innere Titel ist: 詩 吉 大 全 十 Schĭ tsiuen thai-kĕ schi „Zehn Gedichte der grossen Glückseligkeit", wobei zu bemerken, dass die hier sogenannten Gedichte eigentlich Strophen, deren jede aus vier Versen von je sieben Zeichen besteht. Die Schrift trägt ferner als Jahreszahl die Zahl 好 癸 Kuei-hao (50) des Cyklus (1853 n. Chr.) und das dritte Regierungsjahr des Königs Thai-ping. Bei dieser Schreibart ist 好 癸 Kuei-hao so viel als 丑 癸 Kuei-tscheu, indem die Insurgenten das cyklische Zeichen 丑 tscheu in 好 hao verwandelt haben. Auf gleiche Weise verwandelten sie das cyklische Zeichen 卯 mao, welches bei ihnen durch 開 khai ausgedrückt wird.

Dass Hung-sieu-tsiuen sich auch als Dichter versuchte, wird dadurch leicht erklärbar, dass derselbe mündlichen Erzählungen zufolge in seiner Jugend eifrig den Studien oblag und als Gelehrter eine, nach Anderen sogar zwei Rangstufen erlangt haben soll.

Indem ich das Gedicht sammt Übersetzung und einigen Erklärungen mittheile, bringe ich in Erinnerung, dass in der Ausgabe kein Commentar oder irgend etwas, wodurch das Verständniss erleichtert werden könnte, enthalten ist. Die Erklärungen der zuweilen sehr dunkel scheinenden Stellen wurden daher einzig von mir geliefert, wobei ich jedoch keinen Anspruch mache, jederzeit frei von Irrthum geblieben zu sein. Die Übersetzung des chinesischen Verses von sieben Zeichen bietet manche Schwierigkeiten, da bei Anwendung des sechsfüssigen Jambus die deutschen Wörter in den meisten Fällen nicht ausreichen, bei der Zerlegung des chinesischen Verses jedoch in zwei deutsche die durch diesen Vorgang entstehende Mattheit

---

[1]) This purports to be from the pen of the chief of the insurrection, Hung-sew-tseuen himself. Bemerkung zu der Schrift „The imperial declaration of Thae-ping", einem Werke, das zum grossen Theile ebenfalls in Versen.

durchaus unüberwindlich ist. Ich wählte in meiner Übersetzung das erstere.

十全大吉詩

Schi-tsiuen thai-ke schi.

(Zehn Gedichte der grossen Glückseligkeit.)

其一 khi yĭ (das erste).

三星共照日出天
禾王作主救人善
爾們認得禾救飢
乃念日頭好上天

San sing kung tschao jĭ tschŭ thiên
Ho-wang tso tschü khieu jîn schen
Ni-mên jin tĕ ho khieú kí
Nai nien jĭ-theú haó scháng thiên.

Die drei Gestirne glüh'n, die Sonne hoch sich zeigt,
Der Ährenkönig herrscht, zu retten stets geneigt.
Ihr, die ihr wisst, dass durch die Ähren Hunger flieht,
Bedenkt, dass diese Sonne gern zum Himmel steigt.

„Die drei Gestirne“ sind die drei Arten von Gestirnen: die Sonne, der Mond und die übrigen Sterne. Der Ährenkönig ist Hung-sieu-tsiuen selbst, in dessen Jünglingsnamen das Zeichen 秀 Sieu „blühende Ähre“ vorkommt. So wie in dem zweiten Verse 禾 ho „Ähre“ ist auch die in dem vierten Verse gebrauchte Partikel

乃 nai eine Anspielung auf den Namen 秀 Sieu, der durch die Verbindung dieser beiden Zeichen ausgedrückt wird.

二 其 khi ni (das zweite).

全	玉	一	人
敬	清	直	字
上	不	不	脚
帝	好	出	下
不	起	在	一
愁	歪	中	二
難	心	間	三

Jîn-tse khiŏ hià yĭ ni san
Yĭ tschhĭ pŭ tschhŭ tsai tschûng kân
Yŭ thsing pŭ haó khi kuai-sin
Tsiuen khing schàng-ti pŭ tseu-nan.

Des Menschen Zeichen, ihm zu Füssen eins, zwei, drei,
Und eins geraden Laufs, behält die Mitte bei.
Der reine Edelstein verbirgt kein unrecht Herz:
Ehrt ganz den hohen Gott, und seid von Kummer frei.

全 Tsiuen, das zweite Zeichen in dem Jünglingsnamen Hung-sieu-tsiuen's wird allgemein gebildet, indem zu den Füssen des Zeichens 人 jin „Mensch“ drei waagrechte Striche gezogen werden, welche ihrerseits die Zahlen 一 yĭ „eins“, 二 ni „zwei“ und 三 san „drei“ vorstellen können. Zur Vervollständigung folgt noch ein senkrechter, die drei waagrechten verbindender Strich. Das Zeichen, in dieser Gestalt zerlegt, kann 王 人 jin-wang „König der Menschen“ gelesen werden. Ein Zeichen, wo unter dem Bilde des Menschen zwei oder drei waagrechte Striche allein ständen,

kommt im Chinesischen nicht vor, wohl aber eines mit einem einzigen Striche, nämlich 亼 tsĭ, welches im gewöhnlichen Gebrauche „drei Menschen“ bedeutet, bei den Anhängern der Dreieinigkeit jedoch, zu denen auch die Insurgenten gehören, die drei göttlichen Personen ausdrückt. Übrigens ist das hier erklärte Wort- oder Zeichenspiel philologisch unrichtig, da 仝 Tsiuen nur die gemeinhin übliche Form des Zeichens, das eigentlich 全 geschrieben, und nicht von 人 jin „Mensch“, sondern von 入 jĭ „eintreten“ abgeleitet werden soll. Noch deutlicher wird die Anspielung durch das in dem vierten Verse wirklich vorkommende 全 tsiuen „ganz“. Ebenso scheint der Punct in dem Zeichen 玉 yü „Edelstein“, das aus 王 wang „König“ gebildet worden, hier das Herz des Königs zu bedeuten.

三 其 khi san (das dritte).

清朝燈草就日頭
照明天下不用愁
貴人也要三星照
昇天享福正修悠

Thsing-tschaô teng-tsaó tsieu jĭ-theu
Tschao-mîng thiên-hià pŭ yûng tseu
Kuei-jîn ye yao sân-sing tschaô
Sching thiên hiàng fŭ tsching sieú-yeu.

Des Hofes Lampenpflanzen sind der Sonnenheerd,
Sie leuchten durch die Welt, von Kummer nicht beschwert.
Der edle Mensch verlangt der drei Gestirne Glüh'n,
Er steigt zum Himmel, und sein Segen ewig währt.

Die „Lampenpflanzen“ sind offenbar nichts anderes als die Lampen selbst, welche mit Pflanzen verglichen werden.

四 其 khi-sse (das vierte).

且說金爐是名頭
日月照明不用愁
燈草開來對日洪
信實天父自悠悠

Tsie schuĕ kin-lû schi ming-theu
Jĭ-yuĕ tschao-ming pŭ yung tseu
Teng-tsao khai-lâi tui jĭ hung
Sin-ṣchĭ thien-fu tse yeu-yeu.

Sagt nur: das gold'ne Rauchfass Ruhm des Namens beut,
Der Mond, die Sonne glüh'n, sie kennen nicht das Leid.
Die Lampenpflanzen spriessen vor der Sonne Meer,
Fürwahr des Himmels Vater lebt in Ewigkeit.

Das goldene Rauchfass ist das Sinnbild des Ruhmes. 洪 Hung, wörtlich „die austretende Fluth“ ist der Familienname Hung-sieu-tsiuen's, auf den hier in dem durch „der Sonne Meer“ wiedergegebenen Ausdruck angespielt wird. Bemerkenswerth ist hierbei, dass die Familie 洪 Hung zu den Nachkommen 工 共 Kung-kung's, eines Oberherrn der Reichsfürsten in den uralten Zeiten, gezählt wird und dass dieselbe ursprünglich 共 Kung geheissen.

其五 khi-ngu (das fünfte).

功名頂頭借金引
不拘大小再真心
戒净邪花酒多少
得福公子貴如金

Kung-ming ting-theu sie kin-yin
Pŭ khiū ta-siao tsai tschin-sin
Kiai-thsing sie hoa tsieu to-schao
Tĕ fū kùng-tsé kuei ju kin.

Des Ruhmes Scheitel sich entlehnt ein gold'nes Band,
Ob gross, ob klein, stets neu das wahre Herz entbrannt.
Bleibt fern verderbten Blumen, Wein in jedem Mass,
Der Prinz, dem Segen ward, ist mit dem Gold verwandt.

Der König der Insurgenten sieht auf Sittenreinheit und verbietet seinen Anhängern den Wein. An dem Hofe Thai-ping's sind gegenwärtig vier Prinzen, d. i. höchste Würdenträger, welche diesen Titel führen. Denselben wird nach englischen Nachrichten ebenfalls der Titel 王 wang beigelegt. Vielleicht versteht Hung-sieu-tsiuen unter dem Namen 公子 Kung-tse „Prinz" sich selbst.

六 其 khi-lŭ (das sechste).

琵琶鼓樂簫來和
金玉堂中快樂多
正人上天真享福
勝起高樓頂上坐

Pi-pa ku yŏ siao lâi-ho
Kin-yŭ thâng-tschûng kuái-lŏ to
Tsching-jîn scháng thiên tschin hiàng fŭ
Sching-khì kao-leû ting schàng tso.

Der Cithern, Trommeln, der Schalmeien Ton so traut,
In gold'ner Halle Raum tönt vieler Freude Laut.
Der gute Mensch zum Himmel steigt, des Segens froh,
Mehr als wenn er zum Sitz das hohe Stockwerk baut.

Die ersten zwei Verse beziehen sich wahrscheinlich auf den Gottesdienst der Insurgenten.

七 其 khi-tsĭ (das siebente).

朝中公子勝公郎
出在深山金玉堂
富貴功名天分定
燈草對緊日頭上

Tschaô-tschûng kûng-tsé schíng kûng-lâng
Tschhŭ tsai schìn sân kîn yŭ thâng
Fŭ-kuei kung-ming thiên fen-tíng
Teng-tsaó tui kien jĭ-theú schang.

Der Prinz des Hofes übertrifft die Prinzen all',
Er tritt in das Gebirg', wo Säle von Krystall.
Der Reichthum, das Verdienst, der Himmel sie vertheilt,
Die Lampenpflanzen knüpft er an der Sonne Ball.

Hinsichtlich des „Prinzen des Hofes" gilt die in der fünften Strophe enthaltene Bemerkung. Der Auszug in die Gebirge und der Aufenthalt daselbst deutet auf die unternommenen Feldzüge. Die mit dem Titel „Prinzen" ausgezeichneten Personen sind zugleich Anführer von Heeren.

八 其 khi-pă (das achte).

眞	山	扇	笛
心	頭	子	子
敬	白	不	出
天	雲	拔	在
不	風	自	玉
愁	吹	有	堂
窮	散	風	中

Thĭ-tse tschhŭ tsai yŭ-thâng tschûng
Schèn-tse pŭ pŏ tsé yeù fûng
Sân-theú pĕ-yûn fûng tschhùi-san
Tschîn-sìn kíng thiên pŭ tseú-khiûng.

Die Flöte wandernd, in der Marmorhalle ruht,
Der Fächer nicht erhoben, kühlt von selbst die Gluth.
Des Berges weisse Wolke flieht im Windesweh'n,
Ein wahres Herz den Himmel ehrt mit heit'rem Muth.

Dieses die gottesdienstlichen Handlungen, welche die Insurgenten auf ihren Zügen begehen.

九其 khi-kieu (das neunte).

黃金財寶是名頭
爲人修善不用愁
正人自有昇天日
天堂享福萬千秋

Hoâng-kîn thsài-paô schí mîng-theu
Wêi jîn sieu schèn pŭ yung tseu
Tsching-jîn tsé yeù sching thiên-jĭ
Thiên-thâng hiàng fŭ wàn thsien thsieu.

Das gelbe Gold, die Schätze nur den Namen leih'n,
Der Mensch, der Gutes übt, braucht Unglück nicht zu scheu'n.
Der Mensch, der redlich, zu des Himmels Sonne steigt,
Im Himmelssaal sind tausend, tausend Jahre sein.

十其 khi-schĭ (das zehnte).

題名頭頂半金黃
爲人真心總不妨
目看江水何處去
盡歸一統轉天堂

Tí-ming theú-tìng puan kîn-hoâng
Wêi jîn tschîn-sîn thsùng pŭ fâng
Tsie khan kiàng-schùi hô-tschhù khiü
Tsìn kuei yĭ-thùng tschuen thiên-thâng.

Des Buches Scheitel glänzt zur Hälfte gelb wie Gold,
Des Menschen wahres Herz ist nicht den Fesseln hold.
Auch achtet auf des Stromes Fluth, wohin sie zieht,
Seht wie sie naht und um des Himmels Halle rollt.

Der Umschlag der aus diesem Gedichte bestehenden Flugschrift ist, wie bereits angegeben worden, zur einen Hälfte goldgelb, zur andern hochroth. Der Strom Yang-tse kommt, sich dem König Thai-ping zu unterwerfen, indem er dessen Wohnsitz umkreist.

SITZUNG VOM 17. NOVEMBER 1858.

Gelesen:

Über eine bisher ganz unbeachtet gelassene Wiener Juvenal-Handschrift aus dem X. Jahrhunderte als einzige Vertreterinn der ältesten und unverdorbensten Recension Juvenal's.

Von Dr. **Anton Goebel,**

ordentlichem Lehrer am k. k. Theresianum zu Wien.

Die Untersuchungen der bewährtesten Herausgeber und Kenner Juvenal's, insbesondere die von *Otto Jahn* und *C. F. Hermann,* sind bei dem Resultate angelangt, dass schon vom 3. oder 4. Jahrhunderte an zwei verschiedene Recensionen dieses Schriftstellers in Umlauf gewesen seien, von denen die eine sich an den überlieferten Text gehalten, die andere aber einen durch absichtliche Änderungen, Interpolationen, entstellten Text gebracht hätte. Jene erste Recension repräsentire für uns der sogenannte Codex Pithoeanus oder Budensis[1]), während alle übrigen Handschriften mehr oder weniger stark interpolirt seien. Darum müsse der pithoeanische Codex so lange das Fundament aller juvenalischen Texteskritik bleiben, bis ein anderes

---

[1]) Der Codex Pithoeanus stammt bekanntlich aus der Bibliothek des Königs Matthias Corvinus von Ungern, woher derselbe auch Budensis genannt wird, gelangte nachmals in den Besitz des berühmten Pariser Rechtsgelehrten *Pierre Pithou* (Petrus Pithoeus † 1596) und wurde von diesem seiner Ausgabe des Juvenal zu Grunde gelegt. Bis vor einem Jahrzehnt kannte man die Lesarten dieses Codex nur aus dieser Ausgabe (1585 ff.), da er selbst verloren gegangen war. Den Bemühungen *Dübner's* ist seine Wiederauffindung in der Bibliothek zu Montpellier zu verdanken (a. 1847); daher er auch Montepessulanus genannt wird.

besseres Exemplar derselben Recension aufgefunden würde. Ein leider unvollständiges Exemplar einer noch älteren Recension enthält nun, wie im Folgenden nachzuweisen versucht werden soll, ein bisher ganz unbeachtet gelassenes Manuscript der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Es ist dies Nr. CXI des Endlicher'schen Katalogs (107/φ 128). Format klein Folio à 2 Columnen. Pergament. Saec. X nach Endlicher. Von verschiedenen Händen.

In demselben Bande sind vereinigt:

1. acht Blätter von Rufi Festi Avieni Aratea Phaenomena et Prognostica (die Prognostica hören auf mit v. 252);
2. sechs Blätter Lucretii de rer. nat. [1]) libr. II 642 — III 621 incl., mit Auslassung jedoch von II 757 — 806 = (sammt Titel und Subscription) 1132 d. i. 20×47 und 4×48 Zeilen;
3. ein vollständiger Quaternio, der fünfte der Handschrift, woraus er stammt, wie dieses das auf der letzten Seite stehende Zeichen E beweist; derselbe enthält:
   a) von Lucrez VI 743 bis zu Ende = 544 Verse, nebst 12 Zeilen für Titel und Subscription; dann ausser dem Zusammenhange noch II 757 — 805 incl. (i. e. incl. 2 Titel = 51 Zeilen), weiter V 928—79, I 734—85, II 253—304 = dreimal 52 Verse, und zwischen diesen letzten 3 Partien je eine Zeile frei. Im Ganzen 765 Zeilen oder 13 volle Columnen zu 55 (jedoch eine darunter von nur 54) und die letzte zu 51 Zeilen nebst 4 Zeilen frei am Schlusse. — Dann beginnt
   b) auf der Rückseite dieses IV. Blattes, nachdem 92 Zeilen freigelassen sind, Juvenal mit dem ersten Verse von Sat. I bis Sat. V 96. Doch fehlen 47 Verse von der 2. Satire 60—106 incl. Mit Sat. V 96 bricht plötzlich das Manuscript ab, trotzdem dass noch 29 Linien der letzten Columne des achten Blattes frei sind.

Von diesem ganzen Bande waren vordem nur die Lucrez-Fragmente verglichen worden, aber so flüchtig und ungenau, dass weder die Angabe der Verse in der Collation, welche sich *Purmann* hatte besorgen lassen und worauf *Lachmann* sich beruft, richtig war, noch

---

[1]) Zur Berichtigung der irrigen Angaben bei *Purmann* und *Lachmann* diese vollständige Übersicht der Lucrez-Fragmente.

auch das Verhältniss, worin die ersten sechs Blätter von Lucrez zu den folgenden stehen, irgendwie erkannt wurde. Man sah dieselben sammt und sonders als Bruchstücke resp. einzelne Blätter eines und desselben Codex an, während nicht blos der durchaus verschiedene Habitus derselben, sondern auch das Zahlenverhältniss der Verse (man denke nur an das Zeichen E, woraus sich auf 4 andere vorausgegangene Quaterniones schliessen lässt) mathematische Gewissheit für das Gegentheil abgibt, wie dieses aus den ihm von mir mitgetheilten Daten mein Bruder Dr. *Eduard Goebel* zu Salzburg im neuen rhein. Museum XII, p. 449 unwiderleglich dargethan hat [1]).

Ein noch ungünstigeres Schicksal hatten die Juvenal-Fragmente bisher zu erfahren gehabt. Sie sind kaum eines Anblicks gewürdigt, wenigstens noch nicht collationirt worden, und hätten es doch eher verdient als mancher noch so glänzend geschriebene vollständige Juvenal-Codex [2]). Dafür sprechen schon folgende äussere Momente:

1. Der Codex archetypus, woraus die Wiener Bruchstücke geflossen, war noch in ununterbrochener Schreibweise, ohne Trennung der einzelnen Wörter, fortlaufend geschrieben. Daher der unwissende und des Lateinischen unkundige Abschreiber (denn nur ein solcher konnte seine monstra lectionis erzeugen) sehr oft gar nicht, sehr oft in der falschesten Weise trennt und verbindet, z. B. II 158 tedis set siforetum id alaurus st. taedis et si foret umida laurus | 159 heumis erit raducimur st. heu miseri traducimur || I 29 Nec subferreq. atmaiori sponderagemae st. Nec subferre queat maioris pondera gemae | 45 quantasic cumiecurar deatira st. quanta siccum iecur ardeat ira | 57 uigi lantis tertere nasso | 78 sponset urpres st. sponsae turpes | 157 medias ulcum | 167 tatitas udant st. tacita sudant || II 31 uenerim artique st. Veneri Martique* | 33 patruosi miles st. patruo similes | 32 Cumtota bortiuis st. Cum tot abortiuis | 35 etcastigat are mordent st. et castigata remordent | 153 Sedtuuer aput acurius st. Sed tu uera puta: Curius (quid sentit) || III 198 Noctem et usiam post sita

---

1) Vergleiche auch dessen Quaestiones Lucretianae criticae. Salzburg 1857. p. 1—34.

2) Ein wahres Prachtstück in graphischer Beziehung ist Nr. CCXIX (nach Endlicher) auf der k.k. Bibliothek, enthaltend Persius und Juvenal nebst Scholien. Saec. X Die Scholien bieten manches, was der Veröffentlichung noch entgegensieht, wenigstens eher darauf Ansprüche hat als viele andere Veröffentlichungen über diese beiden Satiriker.

quam st. Nocte metus. Iam poscit aquam | 234 Ardent isto macho st. ardenti stomacho | 51 Niltibis edebere st. Nil tibi se debere ‖ V 23 pigris erra cabote st. pigri serraca Bootae u. v. dgl. — Daher werden gleiche oder ähnliche Buchstaben oder Sylben fälschlich verdoppelt oder umgekehrt nur einmal gesetzt, wo sie hätten wiederholt sein sollen, wodurch oft natürlich das Metrum ganz zerstört wird. Wenige Beispiele statt vieler mögen genügen: I 43 nudis [s]pressit | 36 a[d]trepido st. a trepido | 63 implere[t] capaces st. implere ‖ II 53 pauc[a] aecomedunt st. paucae comedunt | 146 Fabiis [s]et, 149 manes [s]et, 158 tedis [s]et | 165 ardentis ese indulsisse[t] tribuno st. ardenti sese indulsisse tr. | 169 frena[s] flagellum ‖ I 49 exul[ad] aboctaua | 170 Paenitet [et] ‖ II 45 uiros [os]faciunt | 113 antist[it]es | I 17 cum tot[us] ubique | 117 computat [et] anno ‖ IV 52 de[or]berere uerti st. debere reuerti u. s. w. u. s. w.

2. Der Codex archetypus war selber in Folge seines hohen Alters nur mehr verstümmelt und unvollständig vorhanden gewesen; der Abschreiber fand nicht mehr vor, als er selbst abgeschrieben hat; da ihm dieses zur Ausfüllung der noch leer gebliebenen neun Seiten des fünften Quaternio der Lucrez-Abschrift gerade auszureichen schien, so wählte er diese alte Handschrift zum Abschreiben; er bricht plötzlich ab, trotzdem ihm noch 29 Zeilen dieses Quaternio E offen bleiben, eben weil er mit seinem Original-Exemplar fertig war. Dieses geht bis zur Evidenz aus einer einfachen Berechnung der Zeilenzahl jeder Seite des Archetypus hervor. Derselbe hatte nämlich 23 Zeilen auf der Seite. Beweis: wie oben kurz angegeben, fehlt in der Wiener Handschrift Sat. II 60—106 incl. $= 2 \times 23$ Verse $+ 1$, ohne dass der Abschreiber die geringste Andeutung einer Lücke gemacht hätte. Offenbar war ein vollständiges Blatt seines Originals ausgefallen, was er aber nicht erkannte, weil jedenfalls die folgenden Blätter mit den voraufgehenden zusammengeheftet waren. Der eine überzählige Vers mag gefehlt haben, oder am Rande nachgetragen gestanden sein, oder es hatte eine Seite einmal 24 Verse.—Der Lücke gehen vorauf: 59 Verse nebst einer Zeile Titel der II. Satire, sodann die 171 Verse von Satire I. Die Überschrift der 1. Satire, auch jeder Gesammttitel fehlt; denn was jetzt als Titel da figurirt: „Incipit Decius Iuvenalis saturarum liber primus“ ist mehrere Jahrhunderte später erst darüber geschrieben worden. Vor der Lücke stehen

also zusammen 231 Zeilen. War nun ein einziges Mal im Archetypus ein Vers am Rande nachgetragen, so hätten wir 230 Zeilen $= 10 \times 23 = 5 \times 46$, d. h. 10 Seiten oder 5 Blätter. — Vor dem 1. Verse „Semper ego auditor tantum" etc. hat auf derselben Seite unser Abschreiber 92 Zeilen offen gelassen, d. h. Raum für 4×23 oder 2×46 Linien i. e. für 2 Blätter. Er erkannte also, dass in seinem Original 2 Blätter vorn fehlten; da er aber nicht wusste, dass „Semper ego auditor" etc. schon gleich der erste Vers des Schriftstellers war, so liess er zur allenfallsigen späteren Ausfüllung des seiner Meinung nach Fehlenden aus irgend einer anderen Handschrift desselben Schriftstellers, wenn ihm eine solche in die Hände fallen würde, gerade jene Zahl von Linien offen. Jene abgefallenen zwei Blätter enthielten vielleicht ausser dem Titel eine Vita Iuvenalis oder waren für Umschlag und prächtigeren Titel in Anspruch genommen worden. Gewöhnlich geht dem Juvenal in den Handschriften ein Persius vorauf; es könnte daher vielleicht Jemand so calculiren: ausser jenen 2 Blättern sei noch etwa ein ganzer Quaternio mit Persius in dem ursprünglichen Manuscripte vorhanden gewesen; diese Annahme aber wäre irrig, da Persius allein 13 Blätter zu 46 Zeilen ausfüllen würde.

Hinter jener Lücke folgen nun noch in der Wiener Handschrift von Sat. II Verse 64 + (Sat. III) 322 + (Sat. IV) 154 + (Sat. V) 95 Verse (denn v. 91 fehlt, wie auch im Pithoeanus) nebst 3 Zeilen tituli, zusammen 638 Zeilen. Nun würden aber 644 ausmachen $14 \times 46 = 28 \times 23$, d. i. 14 weitere Blätter. Die fehlenden sechs Zeilen herauszubringen, dürfen wir nur annehmen, dass entweder die letzten Zeilen des letzten Blattes so abgenutzt gewesen seien, dass sie der Abschreiber nicht mehr habe lesen können, oder dass die Überschriften einigemal mehr als eine Zeile eingenommen, oder dass einigemal nur 22 Zeilen auf der Seite gestanden hätten, oder aber endlich, dass zwischen den 3 Satiren je 2 Zeilen Abstand in der Originalhandschrift gelassen worden wäre. Jedenfalls aber stimmt diese Zahl auf's Einleuchtendste mit der obigen Aufstellung, dass der Archetypus je 23 Zeilen auf der Seite gehabt habe, überein.

Es ergäbe sich demnach für den Archetypus unserer Wiener Juvenal-Handschrift folgendes Verhältniss:

Foll.	*[a]	*[b]	c	d	e	f	g	*[h]	Quaternio I, unvollständig.
	a	b	c	d	e	f	g	h	Quaternio II, vollständig.
	a	b	c	d	e	f	*[g]	*[h]	Quaternio III, unvollständig.

3. Otto Jahn kommt in seiner ausführlichen Untersuchung über die Frage nach der Beschaffenheit des Archetypus, woraus die beiden wichtigsten Persius-Handschriften, der Cod. Montepessulanus und Cod. Romanus geflossen seien, zu dem Resultate, dass derselbe ähnliche Schriftzüge müsse gehabt haben, wie die römischen Livius- und Sallust-Fragmente und die Mailänder Cicero-Fragmente, demnach auch ungefähr in dieselbe Zeit falle. Otto Jahn schliesst dieses aus der Verwechselung der Buchstaben, die die Abschreiber jener Handschriften sich irriger Weise hätten zu Schulden kommen lassen. S. Prolegg. in Persium p. CLXXXII u. ff. Hat der gelehrte Kritiker Recht, dann können wir ganz dasselbe Alter dem Archetypus der Wiener Handschrift vindiciren wie jenen ältesten lateinischen Handschriften. Denn ganz dieselben Irrthümer im Lesen seines Originals hat der Abschreiber unseres Juvenal's begangen wie der Schreiber des Cod. Montepessulanus oder der des Cod. Romanus; ganz dieselben Buchstabenverwechslungen finden sich dort wie hier. Zum Beweise wollen wir, uns durchaus an die Reihenfolge von Otto Jahn haltend, nur einige Beispiele zu jeder Buchstaben-Gruppe bringen, wiewohl wir deren, wie die weiter unten folgende vollständige Collation der Juvenal-Fragmente zeigen wird, weit mehr hätten vorführen können, als Otto Jahn's vollständiges Verzeichniss bietet.

	Cod. Vindob.	Richtige Lesart:
T—C:	*t*itato I 60	citato
	ta*t*ita 167	tacita
	pos*t* sita quam III 198	poscit aquam
	despi*t*iat I 159	despiciat

(sedi*c*ione II 24, provin*t*ia I 50, quo*c*iens III 40, auda*t*ia 73, spa*c*ium 269, hospi*c*io 211, comer*t*ia II 166 etc.)

E—C:	e*e*ce IV 1	ecce
I—E:	font*e*s III 13	fontis
	diomed*i*am I 53	Diomedeas
I—L:	e*l*ectis III 20	eiectis
	*l*ocorum 147	iocorum
	pingu*l*a 247	pinguia
	uinc*i*is III 310	uinclis
	ue*la*ento IV 123	ueiento
L—R:	cu*r*telli II 169	cultelli

L—R:	Pa*rs*furiosi IV 53	Palfurio si
R—S:	Po*s*t mea III 266	Porthmea
	a*s*pos (st. arpos) I 141	apros
S—T:	tu deponi*t* I 142	tu deponis
	mane*t*que II 154	manesque
	Cilici*t* IV 121	Cilicis
S—P:	tragico*s* *u*llutus II 29	tragico pollutus
	morbo*s* allet 50	morbo pallet
S—I:	*in*tient*a* I 70	sitiente
	di*i* III 146	dis
S—C:	*c*et III 167	set
	pos*c*is 229	possis
C—G:	*c*alinaria 307	gallinaria
	iu*c*ulos IV 110	iugulos
U—A:	perc*a*ssum III 271	percussum
	dic*ta*m II 119	dictum
N—Tl:	mu*ngn*um I 53	mugitum
	*it*iq. IV 41	neq.
U—L:	*u*ocantur (*l* darüber) III 13	locantur
U—I:	lin*u*que IV 45	linique
	dir*i*ta 60	diruta
I—A:	harenat*i*gi III 55	harena Tagi
	libert*i*s 112	libertas
A—E:	*ea*dem III 31	aedem
	claud*a*ret 14	clauderet
	her*e*cleas I 52	Heracleas
	iur*a* II 43	iure
E—U:	homin*u*m III 75	hominem
E—O:	nem*e* 46	nemo
	ferent IV 48	forent
O—A:	port*o*s I 143	portas
	u*a*cat III 239	uocat
	uirg*o* 317	uirga
P—T:	op*tib*a III 35	oppida
P—B:	o*b*timas orae III 223	optima Sorae
D—T:	inqui*d* I 125	inquit
	capu*d* 126	caput

(quit = quid, ad = at, at = ad etc. öfter.)

D—B: op*tib*a III 35 oppida
a*d*domine IV 107 abdomine.

Wir fahren mit Jahn's eigenen Worten fort: „Horum exemplorum quaedam ad soni potius quam ad litterarum ductuum confusionem referenda sunt, quo haec certe pertinere videntur“:

B—U:	recita*b*erit Sat. I 3	recitauerit
	Cor*b*inus 108	Coruinus
	ce*b*entem II 22	ceuentem
	la*u*antur 152	labantur
	iu*u*ernae 160	Iubernae
	*b*enalibus III 187	uenalibus
	la*b*at 262	lauat
	uer*b*ecis 294	ueruecis
	*s*eno*u*ates 77	schoenobates
	cum*u*ae IV 45	cumbae
	ual*b*ae 63	ualuae
S—X:	ui*s* IV 109, V 68	uix
O—U:	subposit*o*s-fals*o*s I 98	subpositus (falsus)
	cult*u*s III 158	cultos

„Accedunt litterarum transpositioues e. c.“ integro I 6 = in tergo | carthae 18 = chartae | 141 aspos = apros | exse = sex IV 15.

Hierauf folgen bei Otto Jahn die Irrthümer im Theilen der Wörter und Sylben der ohne Unterbrechung fortlaufenden Schrift des Originals, dann die irrthümlichen, aus derselben Beschaffenheit des Originals hervorgehenden, Wiederholungen oder Auslassungen von einzelnen Buchstaben oder ganzen Sylben, wovon oben Beispiele in Menge beigebracht wurden.

Dann heisst es: „Deinde codex archetypus non omnia plene exscripta praebuit, sed quaedam notis indicavit. Inde quoque errores nati sunt. Ita lineola indicatur litteras *n, m* esse supplendas, vel eandem litteram geminandam, quo factum ut aut adderentur aut omitterentur eae litterae prave“.

Demnach in unserer Juvenal-Handschrift Sat. I 123 nota[m] iam | 99 accipie[n]s | 150 pande[n]s inus = pande sinus | 60 maioru = maiorum | 70 rubeta = rubetam | 164 Hyla[m]s | II 119 ing[n]ens | III 7 incedia = incendia | extra=dextram 28 | platas = plantas 227 | none = nonne I 63 | co[m]phinus III 18 | etc. etc.

Regelmässig wird allem Metrum zum Trotz commes, commitari, Pegassus u. dgl. geschrieben. — „Etiam littera *r* saepius errore simili vel omittitur vel additur": Juv. Sat. I 78 turp[r]es | II 19 pe[r]iores | III 210 frust[r]a | 208 co[r]drus | III 7 horere = horrere u. dgl.

Irrthümer in den Endungen, theils ebenfalls in Folge von Abkürzungen, finden sich recht zahlreich: I 76 argent*us* uetus | 100 limet et = limen et | 123 absenti[t] | 145 fabula[s] | II 108 facie[t] = facie | III 26 rectus st. recta | 186 amatrum st. amati | IV 79 omnium st. omnia u. s. f.

„Denique de omissionibus videndum est, quae frequentes inveniuntur; singulae voces ac syllabae haud raro omittuntur"; in unserm Juvenal z. B. I 21 admittis st. admittitis | III 89 tentis st. tenentis | 306 tentur st. tenentur | I 100 Troiunas st. Troiugenas | I 86 farralibelli st. farrago libelli | III 17 egeri st. Egeriae u. s. w.

Wir glauben diesen Punct nicht besser schliessen zu können, als mit Otto Jahn's Worten: „Haec composui, putida ut aliis fortasse videbitur cura, ut inde qualis fuerit codicis archetypi ratio cognosci queat".

Doch dem sei nun wie ihm wolle, so viel wenigstens geht aus dem bisher Gesagten unbestreitbar hervor, dass der Schreiber unserer Handschrift aus dem X. Jahrhunderte ein Exemplar von recht ehrwürdigem Alter vor sich gehabt habe, an dessen Text er selber bei seiner grenzenlosen Unwissenheit absichtlich etwas zu ändern völlig ausser Stande war.

Allein viel wichtigere innere Momente sprechen noch lauter für die Bedeutsamkeit unseres Wiener Juvenal.

1. Diese Handschrift zeichnet sich vor den übrigen, oft selbst vor dem Cod. Pithoeanus und den Lesarten der ältesten Scholien Juvenal's, durch die anerkannt ältesten Schreibweisen aus. Wir heben einige hervor [1]).

---

[1]) Da wir uns der Kürze wegen im Folgenden der Jahn'schen Handschriftenbezeichnung bedienen, so stehe hier eine Übersicht seiner Zeichen:

P = Codex Pithoeanus (jetzt zu Montpellier); $_{*}{}_{*}$ bedeutet „Rasur" oder „unleserlich".

S = ausdrückliche Lesart der Scholien. — Σ = Lesarten der Scholien, wie sich solche aus den Erklärungen derselben erschliessen lassen. — *Probus* nach Valla's Anführung.

ω die interpolirten Handschriften alle oder in der grössten Anzahl.

ς einige der interpolirten Handschriften. Zu diesen gehören:

Satura (nicht *i*) I 30, III 321, IV 106, wie an zweiter Stelle nur noch *f*, an dritter die Scholien; selbst *P* schreibt mit *i*. — **Conuitia** III 237 in Übereinstimmung blos mit den Scholien; selbst *P* schreibt conuicia, unrichtig, wie *Fleckeisen* im Rhein. Mus. VIII p. 228 gezeigt hat. — **Pinna** (nicht e) III 80. 118, IV 149 wie auch *PS*. Vgl. über diese Schreibweise *Wagner*, Orthogr. Vergil. p. 418, 465. *Hauthal* über die älteste span. Handschr. des Horaz p. 20. *Kirchner* Novae Quaest. Horat. p. 36. 48. *Sillig* Praef. ad Plin. H. N. u. a. — **Uilicus** (nicht *ll*) III 195. 228, IV 77 *P*. Desgleichen **milia, milibus** II 151, IV 15, V 60 (aber **mille** III 8). **Belua** IV 121. 127. Vgl. *Lachmann* Comment. Lucr. p. 32. *Wagner* 454. *O. Müller* ad Varr. de ling. lat. p. 242. *Corssen* Aussprache, Vocalismus der lat. Spr. I p. 83. u. a. — **Cumba** (nicht *y*) II 151, IV 45. Vgl. *Linker* Hor. Praef. p. IX. — **Umerus, umidus** (nicht mit *h*) I 27, II 158. Vgl. *Wagner* p. 478, *Sillig* etc. — **Harena** (nicht *arena*) I 157, III 34. S. *Hoefer* Lautlehre p. 250. *Doederlein* Reden und Aufs. I 366. *Wagner*, *Sillig*, *Hauthal*, *Corssen* etc. So auch nach den alten Grammatikern Charisius, Phocas u. A. — **Litus** (nicht *tt*) II 160, III 4, IV 143. S. *Wagner* p. 453 u. a. — **Prohemium** (= Prohoemium) nur Vind. mit *h*. III 288. — **Urgueo** (nicht *urgeo*) IV 59. — **Apulia**, mit einem *p*, Sat. IV. 27, wie in den ältesten und besten Horaz-Handschriften. S. *Pauly* zu Hor. Od. III 4. *Brandt* Quaest. Horat. p. 45. — **Iuppiter** (nicht *p*) V 79. — **Neglego** II 132, **intellego** IV 101. Nicht mit *i*; vgl. *Lachm.* zu Lucr. *Ritschl* Plaut. Proleg. p. 97. *Kirchner* p. 36 u. a. — **Locuntur** (nicht *qu*) IV 17. *P* S. *Kritz* zu Sall. Cat. 3. *Linker* Hor. Praef. u. a. — **Totiens, quotiens** (nicht ohne *n*) I 2, II 37; II 2. 156. III 40. 306. 318. — **Baca** (nicht *cc*) III 85. — **Quattuor** (nicht *t*) V 47. — **Lanterna** (nicht *lat.*) V 88. | **Autumnus** (nicht *ct*) IV 57. — **Artus** (*adj.* nicht *ct*) III 236. | **Exul** (ohne *s*) I 49. — **Epistula** IV 149; epistola nach *Lachmann*

---

p = zweite Hand im pithoeanischen Codex.
a = codex bibl. Laurentian. plut. XXXIV. 42. Saec. XI.
b = Codex der Sanctgaller Bibl. D. 236. 871. Saec. IX.
c = Codex der Einsiedler Bibl. 34. Saec. X.
d = Codex der Pariser B. 8070. Saec. XII. || *e* = desgl. 4883. A. || *f* = desgl. 8071, sonst Thuaneus. Saec. X. || *g* = desgl. 7900, sonst Putean. Saec. IX.
h = cod. Vaticanae bibl. Urbinas 661.
v = excerpta e codice Vossiano (apud Cortium et Fabricium).

nicht vor dem IX. Jahrh. Vgl. *Ritschl* p. 96, *Sillig* etc. — **Subferre** I 29 (*P.* sufferre), **subpositus** I 98 (*P.* supp.) u. dgl. — **Adsiduus** (nicht *ss*) I 13, III 8, **adferre** IV 85, V 87, **adfixus** V 40 u. dgl. m. — **Inperfectus** III 233, **inpendere** IV 91, **inprobus** IV 106, **inpune** IV 152, **inperium** 137 u. dgl. — Accus. **tenuis** III 227, **omnis** II 44 (selbst *P.* omnes) etc. — **Temptare** (nicht *tentare*) III 297, **promptus** III 74, **Pomptinus** III 307, **consumptus** II 155, **consumpsi** I 4 u. dgl. S. u. a. *Vahlen.* Quaest. Enn. p. 18. *Kirchner* zu Hor. Serm. p. 38 ss. — **Caelum** (nicht *oe*) I 38, II 25. 40, III 84. 78. **Taeter** III 265. **Paenitet** I 170. — **Cena** (nicht *oe*) I 133, 145, II 120, III 273. IV 30, 24. (im *P.* bald *e*, bald *ae*). **Cenare** I 95, III 142. 168. **Fenum** (nicht *oe, ae*) III 14. **Frenum** II 169. **Heres** I 41, III 161. Dagegen **foedus** III 148, IV 14. S. über dergleichen Schreibweisen *Ritschl* p. 97 ss, *Wagner* p. 453 u. ö., *Lachmann* p. 23. 25. 143 u. ö., *Kirchner, Hauthal, Sillig, Corssen* l. l. u. A.

Diese Proben ältester und bewährtester Schreibweisen mögen genügen, um die Übereinstimmung des Archetypus der Wiener Handschrift mit den berühmtesten und ältesten Handschriften anderer Schriftsteller nachzuweisen.

2. Die Wiener Fragmente bieten trotz der verhältnissmässig kleinen Anzahl von Versen doch eine Reihe von Lesarten, die in keiner der vorhandenen Juvenal-Handschriften mehr stehen, die aber als die ältesten aus den Citaten der Scholien oder alter Grammatiker etc. bekannt und darum von den bedeutendsten Herausgebern aufgenommen worden sind.

Sat. I 169 las *Priscian* das nach *Hermann* einzig richtige animе ante tubas; ebenso auch die ältesten Codices, welche *Valla* noch eingesehen hat. Ebenso unser Wiener Codex. Dagegen lesen *Pω* animante tuba, *υ* animo ante tubas; u. a. Abweichungen.

Sat. III 168 lesen *Pω* negauit; *Ferrarius* änderte ‚negabit', *Hadr. Valesius* schrieb negabis, wie sich auch aus der Erklärung dieser Stelle in den Scholien erschliessen lässt. *Hermann* nahm ‚negabit' auf, *O. Jahn* aber negabis, letzteres steht im Vindob.

Sat. III. 237 conuitia in Übereinstimmung blos mit den Scholien, wie auch IV 106 saturam nur noch *S.*

Sat. IV 3 aegrae, wie *S*, was allein einen Sinn gibt, *P.* hat aegr*, *pω* aeger.

Sat. IV 43 torrentis, wie *S*, während *Pω* torpentis, *f* torrentes bieten. Schon *Eremita* nahm torrentis an, desgl. *Jahn*, *Hermann* etc. — IV 147 lesen allein die Wiener Fragmente richtig Cattis, die Scholien schon entstellt Catthis, *P* hat ****is, alle übrigen das falsche ‚Getis', welches *O. Jahn* und *Hermann* mit Recht gegen jenes verwerfen, nur dass Jahn das *h* fälschlich beibehält. S. *Hermann* de Juvenalis codicibus recte existimandis p. 7.

Hierzu kommen verschiedene Lesarten, welche ausser den Scholien vordem allein noch der Pithoeanus aufzuweisen hatte, jetzt aber auch der Vindobonensis; um von Schreibweisen abzusehen, wie pinna III 118, IV 149, worüber vorher, so haben wir auch im Vindob. III 29 artorius, nicht arcturius oder arturius *ω*, — IV 4 deliciae (nur dass *Vind.* statt *c* ein *t* hat), nicht delicias *ω*, — 89 bracchia, — 106 cinedo, — V 84 cammarus, nicht gammarus *pω*.

3. Überhaupt stimmt der Vindobonensis in merkwürdiger Weise (bisweilen freilich auch in Irrthümern), da wo die sonstigen Handschriften aus einander gehen, mit den Citaten alter Grammatiker resp. Commentatoren und mit den ältesten juvenalischen Scholien überein.

A. Mit alten Grammatikern etc: Sat. I 2 Codri *Servius pφ V*[1]. — Cordi *PS* ‖ 5 plena *Prisc.* und *V.* — pleno ς ‖ 39 uesica *Prisc.* und *V* — uaesica *P* ‖ 131 meiere *Prisc. ω V* — mengere *P*, megere *p*, mingere ς ‖ 143 crudum *pω Phocas V* — crudus *P* ‖ III 227 diffunditur *Servius. ω V* — defunditur *PShς* ‖ V 72 artoptae *P Probus. codd. Vallae* — artocopi *ω* — artot optae *f* — *APΘOKOΠI d* — arto optae *Vind.*

B. Mit den juvenalischen Scholien: I 6 scriptus *SωV* — scribtus *P* ‖ 20 Auruncae *PSV* — Aruncae ς ‖ 52 Heracleas *S Probus. cod. Vallae* — Herecleas *Vind.* — Herculeias *pω* ‖ 68 fecerit *Sυς Valla V* — fecerat *Pω* ‖ 83 anima *SPςV* — animas *ω* ‖ 106 purpura *SpωV* — purpurae *P* ‖ 116 concordia *SPωV* — ciconia ς ‖ II 6 Aristotelen *SPgV* — Aristotelem *ω* ‖ 16 Peribomius *SpωV* — Peribomus *P* — Peribonius ς ‖ 28 Syllae *SPωV* — Sullae *ω* ‖ 108 Sameramis *SPh* — Semiramis *pω* ‖ III 33 asta *SbcV*[2] — hasta *P* ‖ 63 cordas *SpωV* — *ordas *P* ‖ 94 nullo *SPωV Prisc.* ‖

---

[1]) *V* = Vindobonensis resp. schedae Juvenalianae Vindob.

[2]) Wie auch Varro d. ling. lat V. 115 geschrieben haben will.

112 auiam *ΣPhV* — aulam *pω* || 188 praestare *Sς* — prestare *V* — praestant *pω* || 212 asturici *SPhV* — asturi *pω* || 214 gemimus *SωV* — geminus *Peghς* || 256 alte *SPςV* — altae *ω* || 263 lintea guto *SpegV* — linte acuto *P* || IV 3 fortes *SPfV* — fortis *ω* || 33 fracta de merce *ΣωV* — facta de merce *P* || 41 impleuitque sinus *SPω* — impleuit sinus *P* || 98 gigantis *SPωV* — gigantum *bcς* || V 4 gabba *SPdV* — Galba *ω* || 23 serraca *SPωV* — sarraca *ς schol. Statii* || 90 boccare *SPωV* — bocchore *cod. Vimariensis.*

4. Aber noch mehr. Der Vindobonensis enthält eine ziemliche Anzahl von Lesarten, welche verschiedene der tüchtigsten Herausgeber als nothwendige Änderungen in den bisher bekannt gewesenen Texten des Juvenal erkannt und in die Ausgaben als Conjecturen aufgenommen haben: ein gleich schönes Zeugniss so für die Gelehrsamkeit und den Scharfblick jener Männer wie für die Bedeutung des Vindobonensis. So lesen unsere Fragmente, ganz wie die hinter jedem Worte stehenden Gelehrten conjicirten: II 30 reuocabat *Pithoeus, Jahn, Hermann* etc. st. reuocarat || 43 at st. ac *Jahn, Herm.* || 108 Assyria urbe *Hadr. Valesius* st. Assyrio orbe, nur dass *Vind.* blos ein s hat || III 18 praesentius *Grangaeus, Jahn* etc. st. praestantius ||| 67 trechedipna einzig im *Vind.* richtig, während alle anderen Handschriften das Wort verstümmelt oder entstellt bieten || 156 quocunque e fornice *Lachm., Jahn* etc. st. in f., im *Vind.* cocunque fornice, mit Vernachlässigung, wie oft, der Doppelung des e || 168 negabis *Valesius, Jahn* etc. st. negauit || 218 Hic Asianorum *Jahn,* st. haec Asianorum *PS,* fecasianorum *pω,* phaecasianorum *ς.*

Den Vers 91 der V. Satire hielten schon *Weber, Heinrich* u. A. für unecht: wie im *P,* so fehlt derselbe auch im Vindobonensis. — Sat. III 105 vermuthete *Markland* aliena st. alienum. Seine Conjectur bestätigt ausser *P* auch *V.* — Sat. III 142 schreiben *Valla, Jahn, Herm.* etc. paropside st. parabside *ς*, parobside *g,* parapside *pω,* ganz wie jene und *P* auch *V.* — Sat. *V* 80 schreibt *Valla* distinguat statt distendat. Ebenso *PV.*

5. Gerade diejenigen Lesarten, welche C. Fr. Hermann in seiner Untersuchung über den Werth der Juvenalhandschriften (de codicibus Juvenalis recte existimandis) als Beweise für die älteste und bewährteste

Recension Juvenal's, wie solche im Pithoeanus vorliege, geltend macht, finden sich auch im Vindobonensis, natürlich nur so weit überhaupt diese Handschrift reicht.

Dahin gehört namentlich die schon erwähnte Auslassung von Vers 91 der Sat. V, ferner das gleichfalls schon besprochene Cattis IV 147, wiewohl im *P* doch nur ****is steht; weiter III 112 auiam statt der absichtlichen Milderung resp. Entstellung des Sinnes in der Vulgata durch ‚aulam'; IV 96 tam festinata statt des schon metrisch unmöglichen ‚iam destinata'; endlich I Sat. 161, wo *P* ‚uerbum' statt der Vulgata ‚uerum' *pω* liest. Der Vindob. nun hat weder uerbum, noch uerum, sondern uersu und zwar einzig und allein richtig und dem Zusammenhange völlig angemessen. Vergegenwärtigen wir uns diesen nur einmal:

„Vielleicht sagst du: Woher soll mir ein Geist werden, der dem Stoffe gewachsen wäre? woher der Vorfahren *Einfalt*, deren wahren Namen *(Freiheit)* ich nicht auszusprechen wage, jene Einfalt, zu schreiben was immer dem Gemüthe beliebte? Nimm nur den Tigellinus (zum Gegenstande einer Satire), so wirst du (wie Andere die diesen Freund des Nero beleidigt hatten) an jenem Pfahle brennend leuchten, wo die, so mit angehefteter Kehle rauchen, stehend brennen. Wer also drei Oheimen Gift gereicht, der wiege sich auf Federpolstern und blicke verächtlich auf uns nieder.

„Cum veniet contra, digito compesce labellum:
Accusator erit, qui versu dixerit: hic est."

Das heisst: „Begegnet er dir (i. e. stösst dein Geist auf ihn und seine Schandthaten, und drängt es dich, ihn in Versen zu geisseln), so schliess die Lippe mit dem Finger (i. e. bezwinge dich und schweige); denn als Ankläger (als Feind, der zu verfolgen wäre) wird jeder angesehen werden, der im Verse (versu) nur auf ihn hingewiesen hätte, der in seinen Versen nur gesagt hätte, selbst ohne ihn zu nennen, nur gesagt hätte: Hier ist (einer der —). Aber in voller Sicherheit magst du singen vom Aeneas und Rutuler oder vom Achilles oder Hylas."

Nur so kommt Zusammenhang in die Stelle; nur so kann Qui— dixerit ohne Deutelung grammatisch erklärt werden.

6. Wie an der eben besprochenen Stelle der Vind seine besondere Lesart hat, die in keiner anderen Hand-

schrift zu finden ist, so noch an vielen anderen Stellen. Und manche dieser Lesarten, die der unwissende Abschreiber nicht in den Text hineingefälscht haben kann, präsentirt sich von vorne herein als Original-Lesart, die zwar oft weit schwieriger zu deuten ist (und ebendesshalb die nachmaligen Änderungen), aber auch erst in das eigentliche Verständniss der Dichterstellen einführt.

Sat. I 171 liest der Vind. statt ‚tegitur' legitur. Die Stelle lautet:

— — Experiar quid concedatur in illos,
Quorum Flaminia legitur cinis atque Latina.

D. h. „So will ich denn versuchen, was mir gegen jene (zu dichten) verstattet werde, von deren Asche man auf der Flaminier und Latiner Strasse liest" [1]) — eine Wendung nicht blos voll bitteren Sarkasmus über die prunkenden Inschriften voll Lobes über Menschen, die doch nur ein schandvolles Leben geführt haben, sondern auch von besonderer Bedeutsamkeit im Hinblicke auf Juvenal's Absichten. Juvenal will die Laster der Zeit geisseln; er wagt sich aber nicht wie Lucilius (Vers 154, 165) an seine Zeitgenossen; darum will er versuchen, was ihm gegen bereits Verstorbene gestattet sei, von denen die prunkenden Grabinschriften freilich nur Gutes und Rühmendes zu melden wissen, während er selbst nur Schandthaten aufzudecken und zu züchtigen hat. — Diesen tieferen, echt juvenalischen Gedanken erfassten gelehrt sich dünkende Abschreiber nicht, änderten daher legitur in das ihnen geläufigere ‚tegitur,' vielleicht im Hinblicke auf Verg. Aen. X 904 Corpus humo patiare tegi, oder Ovid. III Trist. 3, 46 Indeploratum barbara terra teget, oder Sen. Oed. I 66 Non ossa tumuli sancta discreti tegunt [2]).

Sat. I 123. Hic petit absenti, nota iam callidus arte,
Ostendens vacuam et clausam pro coniuge sellam.
„Galla mea est" — inquit — „citius dimitte. Moraris?"
„„Profer, Galla, caput!"" — „Noli vexare; quiescit."

---

[1]) Diese gramm. Construction von legitur ist nicht freier als z. B. Ovid. Trist. IV, 4, 14: Ipse pater patriae sustinet in nostro carmine saepe legi, oder ibid. V 14, 5: Dumque legar, mecum pariter tua fama legetur, oder Pers. I 28: At pulcrum est digito monstrari et dicier: Hic est.

[2]) Nach Analogie von ossa legere könnte man auch übersetzen: „deren Asche — — gesammelt wird," — weit weniger nachdrucksvoll und juvenalisch.

So die Vulgata. Ihr zufolge ist der Sinn: „Da kommt unter der Menge derer die bei dem Reichen ihre sportula holen, auch Einer heran, der für seine Frau die sportula erbittet, trotzdem diese gar nicht in Rom ist. Aber um zu täuschen, lässt er eine verschlossene leere Sänfte herantragen und meldet sich mit den Worten: „Es ist Galla meine Frau, lass schneller darum mich fort.“ Der Reiche aber, durch andere Fälle gewitzigt, wittert Betrug und zögert, worauf der Bittsteher fortfährt: „Du zögerst?“ — Nun soll der Vulgata zufolge der Reiche rufen: „„Galla, zeige deinen Kopf, damit ich sehe, ob du wirklich da bist!““ Jener entgegnet sodann: „Ach, störe sie nicht; sie (schläft) ruht.“ Fürwahr, die Vulgata lässt den spendenden Reichen keine artige Rolle spielen. So plump und ungalant wird schwerlich auch der Brotspender gewesen sein, dass er die vermeintliche Dame in der verhängten Sänfte selbst angeschrieen hätte, sie solle ihren Kopf hervorstrecken, damit er sehe, ob sie es auch sei, für die man bitten komme. — Weit schöner ist die Stelle nach dem Vindobonensis, welcher Profert liest: Der Bittgeher sieht den Reichen mit seiner Gabe zögern und sagt: „Du zögerst?“ Dieser entgegnet gleichsam: „„Ja ich warte, indem ich Galla selbst zu sehen hoffe. Sieh, schon steckt sie den Kopf hervor.““ Also redet er, schlau und verfänglich, um hinter die Wahrheit zu kommen, um vielleicht aus der Verlegenheit des Clienten den Sachverhalt zu durchschauen. Zugleich ist Höflichkeit und Anstand gewahrt. Doch der Andere weiss sich aus der Verlegenheit zu reissen; er spricht: „Ach nein, sie ruht ja; störe sie nur nicht.“ Mit diesen Worten schneidet er zugleich dem Patronus alle weiteren Einwürfe ab.

Eine ganz besonders merkwürdige Stelle ist Sat. V 38, wo Vind., statt Aeliadum *Paf*, Beliadum *Probus*, eliadum ς, einzig und allein richtig Appiadum bietet.

— — Ipse capaces
Appiadum crustas et inaequales berullos
Virro tenet phialas; tibi non committitur aurum etc.

Crustae heissen bekanntlich Basrelief-Arbeiten (s. *Ernesti* Clav. Cic.); hier sind Krüge mit solchen Bildwerken gemeint. Nun gab es in Rom auf dem Forum Caesaris neben dem Tempel der Venus einen berühmten Springbrunnen mit Marmorfiguren, welche

Wassernymphen darstellten. Die Nymphen dieses Brunnens hiessen Appiades, wie Ovid ausdrücklich bezeugt. Art. am. I 79:

Et fora conveniunt — quis credere possit? — amori,
Flammaque in arguto saepe reperta foro:
Subdita qua Veneris facto de marmore templo
Appias expressis aera pulsat aquis.
III 451: Has Venus e templis multo radiantibus auro
Lenta vides lites Appiadesque deae.

Remed. am. 660: Non illas lites Appias ipsa probat. S. *Becker* Röm. Alterth. I p. 369. *Turnebus* Advers. V 17, *Bentley* zu Hor. Od. I 22, *Visconti* Museo Pio-Clementino I p. 216, woselbst die Beschreibung der wieder aufgefundenen Statuen. Solche Wassernymphen nun als Zierrathen von Springbrunnen liessen bekanntlich das Wasser meist aus Krügen entströmen. Abbildungen derartiger antiker Darstellungen von Nymphen mit Krügen, woraus das Wasser entströmt, findet man mehre bei *Fabretti* de aquis et aquaeductibus in *Graevii* Thesaur. antiquit. rom. fol. IV. p. 1725, 1728, 1730. Somit sind also ähnliche Krüge gemeint, wie die Nymphen an den Springbrunnen hatten. — Nun erst bekommt die Stelle Leben und eine echt satirische, wahrhaft sarkastische Fassung. „Virro, sagt der Dichter, spielt die für ihn so lächerliche Rolle einer Wassernymphe; er selber hält wie sie die grossen Krüge.“ Nun wird auch das Epitheton capaces erst eigentlich bedeutungsvoll.

Jene Anspielung aber durchaus localer Art verstanden die Abschreiber nicht; dagegen schwebte den einen Vergil. Aen. I 729 vor:

Implevitque mero pateram, quam Belus et omnes
A Belo soliti —

daher die widersinnige Änderung in Beliadum; anderen dagegen Ovid's allbekannte Fabel von den Töchtern des Helios, die, über den Tod ihres Bruders Phaëthon trauernd, in Erlen verwandelt wurden, die electrum, Bernstein, ausschwitzen sollen. Metamorph. II 340, X 91. 263. Und so sollte denn das für ‚Appiadum‘ substituirte ‚Heliadum crustas‘ Bernstein-Krüge oder auch „mit Bernstein eingelegte Krüge“ bezeichnen, wie Martial IX epigr. 15 unter ‚Heliadum gemmas‘ Bernstein versteht. Das eine wie das andere gleich unsinnig und gezwungen gegenüber dem Appiadum crustas.

Sat. I 67 steht allgemein Signator falso, woraus *Ruperti* ‚signator falsus‘, *Madvig* ‚signato falso‘ gemacht. Alles ohne rechten Sinn. Der Zusammenhang verlangt den Begriff „Testamentsverfälscher“, und in der That hat der Vindobonensis Signator falsi, der Unterfertiger eines Falsificats = Testamentsverfälscher. Bekannt sind die juristischen termini technici der Römer: crimen falsi, falsi aliquem accusare etc.

Sat. III 66 bieten alle Handschriften grata, nur *Vind.* hat tracta:

Ite, quibus tracta est picta lupa barbara mitra.

Bei der Lesart ‚grata‘ haben wir: „Gehet hin ihr, denen die meretrix barbara mit buntem Kopfputze gefällt“, offenbar eine Milderung des weit sinnlicheren und kräftigeren, aber nicht verstandenen ‚tracta‘ i. e. ad stuprum rapta. Man vgl. Hor. I, Od. XV:

Pastor cum traheret per freta navibus
Idaeis Helenen perfidus hospitam —

oder noch besser die Stelle von Juvenal's Geistesverwandten Tacitus, Annal. II 13 sumpturum militem Germanorum agros, tracturum coniuges.

Sat. II 140: Sed melius, quod nil animis in corpora iuris
Natura indulget; steriles moriuntur — —

nur im Vindobonensis indulsit, nach einem den latein. Dichtern so geläufigen aoristischen Gebrauche des Perfects, von dem ‚indulget‘ die Glosse zu sein scheint.

Sat. III 201: — — Nam si gradibus trepidatur ab imis,
Ultimus ardebit, quem tegula sola tuetur
A pluvia, molles ubi reddunt ova columbae.

So die Handschriften alle bis auf den Vind., welcher summa statt ‚sola‘ liest: offenbar weit malerischer und ausdrucksvoller, als das verstandesmässige ‚sola‘; man beachte nur: „den [nichts als] die Dachziegel hoch oben (summa) gegen Regen schützt, hoch oben, wo die Tauben nisten“. Der Zusatz ‚ubi‘ etc. malt den Begriff summa in echt poetischer Weise weiter aus; zugleich tritt dann ein prägnanter Gegensatz gegen imis hervor, während der Begriff ‚sola‘ sich eigentlich ganz von selbst versteht und von jedem im Geiste hinzugedacht

wird; welchem Umstande dann auch offenbar das ,sola' seinen Ursprung zu verdanken hat.

Sehr charakteristisch und antiker Haltung ist der Titel der dritten Satire nach dem Vindobonensis: DE MALIS URBIS. Bisher kannte man nur den nach Grammatiker-Schule schmeckenden Titel: ,Quare Umbricius urbem deserat'. Auch weist keine einzige der übrigen Satiren einen derartigen, in indirecter Frageform abgefassten, Titel auf.

Doch genug hier der Erläuterungen resp. Beleuchtungen von Lesarten, die dem Vindobonensis ausschliessend eigenthümlich sind. Die Bedeutung der Textes-Abweichungen desselben wird dadurch hinlänglich in's Licht gestellt worden sein. Daher möge es genügen, hier nur noch ein einfaches Verzeichniss weiterer Besonderheiten wichtigerer Art folgen zu lassen:

I 80 Cluuidenus *V* — Cluuienus || 91 illis *V* — illic || 98 Subpositos . . . falsos *V* — supposit*us* . . . fal*so* || 100 ipsum *V* — ipsi || 137 lautis oribus *V* — latis orbibus || 157 deduc̄ *V* — deducis, deduci*, diducit, deducet || II 3 similant *V* — simulant || 4 plana *V* — plena || 5 est fehlt *V* — est || 55 fuso α *V* — fusum || 116 abscis dere (= abscindere) *V* — abrumpere || 125 arcana *V* — arcano || III 67 Quirinus *V* — Quirine || 78 miseris *V* — iusseris || 101 aspexit *V* — conspexit || 120 Heremarchus *V* — Hermarchus, hermarcus, erimarcus, erimachus, erimanthus || 121 quingentis *V* — qui gentis || 131 seruo *V* — serui || 204 ornamento *V* — ornamentum || 245 hinc *V* — hic || 246 metratam *V* — metretam || 247 plantat *V* — planta || 282 et quamuis *V* — sed q. || IV 9 uitata *V* — uitiata, uittata || 23 apitius *V* — Apicius || 92 octogessima *V* — octoginsima *P*, octogensima, octogesima || 112 Fucus *V* — Fuscus || 140 Circaeis *V* — Circeis || V 32 Gardiaco *V* — Cardiaco || 38 berullos *V* — berullo ς, ber*llos *P*, berillos pω. Verschiedene von diesen Lesarten noch werden wir am Schlusse zu beleuchten versuchen.

7. Der Vindobonensis hat, wie wir oben zeigten, ausser seinen eigenen Vorzügen, auch die Vorzüge des Pithoeanus. Dagegen theilt er nicht die Mängel desselben. Selbst die eifrigsten Vertheidiger des Pithoeanus weichen in sehr vielen Stellen von seinen Lesarten ab und finden es für nöthig, andere festzuhalten. Und da bietet wiederum gerade die Lesarten, welche sie vorziehen, auch unser Vindobonensis. Wir wollen

nur ein Verzeichniss der wichtigeren geben[1]). I 10 furtiuae — furtiue *P*ς ‖ 21 Si uacat — si placat *P* ‖ 35 timet quem munere — tim etque munere *P* ‖ 38 noctibus — nontib* *P* ‖ 53 aut diomedeas p*ωS*, Autdiomediam *V* — audio medeas *P* ‖ 55 si — st* *P* ‖ 85 uotum timor ira — uotum ira *P* ‖ 102 inquit ego — inquit et ego *P* ‖ 106 purpura — purpurae *P* ‖ 126 quiescit *J* — quiescet *PH* ‖ 131 meiere — mengere *P* ‖ 143 crudum — crudus *P* ‖ II 1 hinc — hic *P* ‖ 6 Pittacon emit — pytaconemit *V* — picta conemit *P* ‖ 16 Peribomius — Peribomus *P* ‖ 44 respice — respicere *P* ‖ 49 Tedia *ωJ* — Tedi *V* — Media *PS* ‖ 126 clipeis — clypeis *PS* ‖ 147 ad — at *P* ‖ 159 illic *J* — illuc *pωH*, ill*c *P* ‖ 161 contentos — conten-*tos *P* ‖ 164 ephebis — ephoebis *P* ‖ 168 non unquam — nonnunquam *P*ς ‖ III 5 Suburae — subu*rae *P* ‖ 12 in uallem Egeriae (egeri *V*) — in ualle megeiae *P* ‖ 25 ire — irae *Pd* ‖ 39 ad — at *P* ‖ 58 Quae nunc *ωV* (quae non *pdgv*ς) — quae n** *P* ‖ 68 fert — feret *P* ‖ 70 Trallibus — tralibus *P* ‖ 85 baca — ba*ca *P* ‖ 90 deterius — deterior ς — deteriu *P* ‖ 93 Thaida — taida *PS* ‖ 98 Antiochus (Anciochus *V*) — Anthiocus *P* ‖ 130 ne — nec *PS* ‖ 138 Idaei — Idae *P* ‖ 142 iugera — fehlt *P* ‖ 164 emergunt — mergunt *P* ‖ 187 libis ς *Valla V* — libris *PSω* ‖ 197 uiuendum est illic — uiuendum illic *P* ‖ 203 Codro Procula minor urceoli sex — fehlt *P* ‖ 204 abaci — abagi *P* ‖ 214 gemimus — geminus *Peghς* ‖ 215 accurrit ς *V* — occurrit *pω* — **currit *P* ‖ 236 redarum — *raedarum *P* ‖ 280 Pelidae — Paelide *P* ‖ 288 prooemia *HJ*, prohemia *V* — premia *p*ς, pr**mia *P* ‖ 320 Heluinam — Heuinam *P* ‖ IV 2 Ad partes — Ad patres *PS* ‖ 5 Quid — qui *PS* ‖ 15 mullum — multum *P* ‖ 16 sestertia — setertia *P* ‖ 17 perhibent — peribent *PS* ‖ 33 fracta — facta *P* ‖ 41 impleuitque sinus — impleuit sinus *P* ‖ 79 quamquam — quamque *P* ‖ 83 terras — terra *P* ‖ 83 regenti — gerenti *P* ‖ 111 Dacis — dachis *P* ‖ 113 Ueiento — (uegento *V*) — uel lento *P* ‖ 143 echini — echeni *P* ‖ 144 proceres — properes *P* ‖ exire — exibere *P* ‖ V 9 Dimidia — de media *P* ‖ 21 peregerit — per*egeret *P* ‖ 24 quod — quo *P* ‖

---

[1]) Im Folgenden ist immer die voraufstehende Lesart auch die des Vindob. Wo *H*(ermann) und *J*(ahn) beide ebenso lesen, ist nichts ausdrücklich angemerkt; sonst aber steht ein *H* oder *J*.

35 ueteris — uetaris *P* ‖ 43 ut — et *Pς* ‖ 48 sulpura *J fhV* — sulpula *P* ‖ 63 vor 64 — im *P* umgekehrt ‖ u. a. m.

Durch das Gesagte wird zur Genüge klar geworden sein, dass wir in den Wiener Bruchstücken des Juvenal, so verschmutzt und unansehnlich sie auch scheinen mögen, einen für die Texteskritik dieses Schriftstellers unberechenbaren Schatz besitzen, dessen Ansprüche auf Ursprünglichkeit und Unverfälschtheit der Lesarten weit selbst über denen des Pithoeanus zu Montpellier stehen. Durch sie wird ermöglicht, das Verhältniss des Pithoeanus zu sonstigen Handschriften richtiger festzustellen, und sogar für diejenigen Stücke des Juvenal, wo uns der Vindobonensis abgeht, ein sichereres Fundament als bisher zu gewinnen. Und selbst die unbeabsichtigten Fehler und Schreibversehen des Vindob. werden für manche nothwendige Conjectur in diesem „so jämmerlich entstellten" Schriftsteller [1]) fruchtbar gemacht werden können, neue und bestimmte Anhaltspuncte abgeben.

So hoffen wir denn allen Freunden des grossen römischen Sittenrichters, insbesondere aber der philologischen Kritik eine willkommene Gabe zu bieten, wenn wir eine vollständige, auf wiederholter Revision gestützte, Collation des Wiener Juvenal folgen lassen. Und da, wie oben gezeigt, von den sonstigen Handschriften der Pithoeanus unserm Vindobonensis am nächsten kommt, Otto Jahn aber in seiner Ausgabe, so weit thunlich, die Les- und Schreibweisen des Pithoeanus wiedergibt, so verzeichnen wir einfach die Abweichungen von dem Jahn'schen Texte. Doch durfte nicht unterlassen werden, auch anzugeben, wo Jahn anders als *P* liest und mit Vindob. übereinstimmt, ingleichem, wo durch den Vindob. die Lesarten anderer Handschriften oder der Vulgat-Editionen [*E*], alte Citate oder neuere Conjecturen bestätigt werden.

---

[1]) *C Fr. Hermann* de codicibus Juvenalis etc. p. 16: Quod si quis nunc salutem poëtae miserrime deformato afferre certumque fundamentum nancisci vult, quo in eis, quae fortasse coniecturae medela indigent, sanandis insistat, nisi aliud meliusque eiusdem recensionis, quam Budense Pithoei praefert, exemplar invenerit, nulla nec certior nec simplicior via erit, quam ut missis aliquantisper, quaecunque post Pithoeum in recensendis satiris facta sunt, ad illum unum redeat.

Vorher jedoch noch Einiges zur Beschreibung der Handschrift, so weit es nicht bereits in Obigem vorkommen musste.

Die Schrift ist eine ausgebildete Minuskelschrift des X. Jahrh., nach Prof. *Sickel* carolingisch. — Die Eigennamen sind niemals gross geschrieben, da der Abschreiber selbige ja auch nicht unterscheiden konnte. — Der erste Buchstabe eines jeden Verses ist Majuskel und steht etwas ab von den übrigen Buchstaben. In Majuskeln sind auch die Titel geschrieben. — Eine höchst merkwürdige Bewandtniss hat es mit Sat. IV 96. Hinter den Worten ‚Et domini gladiis' hatte der Abschreiber zuerst geschrieben: ‚qui in eis sunt', tilgte dieses und schrieb darüber ‚tam festinata se dolim' (d. h. tam festinata. sed olim). Woher nun jene ersten Worte? Zum Juvenal gehören sie nicht. Geriethen sie nun dem Abschreiber vielleicht aus Interlinear-Glossen irrthümlicherweise in die Feder? Aber nach der oben gefundenen Beschaffenheit des Archetypus können wir nicht annehmen, dass derselbe Scholien resp. Glossen gehabt habe; auch finden sich jene Worte in keinem der bekannt gewordenen Scholien. Ob wir dagegen berechtigt sind, in dem Archetypus einen Palimpsest anzuerkennen? — Ein Gesammttitel zum Juvenal, wie auch eine Überschrift der ersten Satire von der Hand des Abschreibers aus dem X. Jahrhundert fehlt, wie oben gesagt. — Correctoren sind offenbar mehre über die Handschrift hergewesen. Die erste Correctur scheint vom Abschreiber selbst herzurühren [im Folgenden durch *a* bezeichnet]; deutlich aber sind auch verschiedene nachfolgende [=β] zu erkennen; aber schwer ist es, diese selbst unterscheiden zu wollen. Und da nicht selten die ursprünglichen Schriftzüge mit neuerer Tinte einfach angefrischt sind, so mag solches mehrfach auch bei Correcturen erster Hand der Fall gewesen sein [frischere Tinte überhaupt im Folgenden durch φ angedeutet]. Namentlich gilt dieses von den Tilgungspuncten, die schon — neben seltneren Rasuren und Durchstreichungen — bei *a* eine grosse Rolle spielen, so wie von den caudulis unter *e*, um dieses dadurch zu *ae* zu machen. Bei den nachträglichen Correcturen (2. 3. Hand) ist übrigens der Umstand höchst beachtenswerth, dass nirgends Änderungen zu Gunsten anderer abweichender Handschriften angebracht sind; sie beschränken sich nur auf Berichtigung wirklicher oder vermeintlicher Lese- resp. Schreibfehler, und sie scheinen sammt und sonders auf

keiner anderen Handschrift zu basiren, als auf dem verstümmelten Archetypus selbst, den wir oben näher beschrieben haben. Nur die Überschrift aus dem XIII. oder XIV. Jahrhundert (wovon oben) muss durchaus anderswoher nachgetragen sein.

Abkürzungen kommen nur wenige und selten vor; am häufigsten &, das selbst im Inneren von Wörtern erscheint, wenn wir richtig trennen, was der Abschreiber aus seinem Archetypus mit zusammenhängender Schreibweise falsch getrennt hat, z. B. I 168 statt lacrimae tecum: lacrima &ecum | 78 spons& urpres statt sponsae turpes | II 23 a &hiopē statt aethiopem | 27 catilinac& hegum statt catilina cethegum u. dgl. Sonst erscheint nur bisweilen *que*, *pre*, *per*, *prae*, *qui*, die Endungen *bis* (ƀ : noƀ, urƀ), *tur* (t') u. anderes, höchst selten *er*, *en* innerhalb eines Wortes (ūsum = uersum, m̄sas=mensas), noch seltener *er* am Ende (adult') abgekürzt. Die gewöhnlichste Abkürzung ist die lineola für *m*; aber unverhältnissmässig häufiger wird nicht einmal sie gebraucht. — Einestheils aus der Unwissenheit des Abschreibers, anderntheils aus der seinen Blick verwirrenden fortlaufenden Schreibweise des Archetypus erklärt sich's, dass so oft Buchstaben nachträglich von jenem selbst (bisweilen auch von Späteren) darüber geschrieben werden mussten. — Dass auch der Archetypus versweise geschrieben war, das geht, wenn solches zu zeigen nöthig wäre, aus Sat. I 26 und 25 hervor. Vers 25 schliesst mit ‚sonabat', 26 sollte schliessen mit ‚canopi'; unser Abschreiber aber verirrte sich mit seinem Auge eine Zeile zu hoch und schrieb ‚sonabat' noch einmal. Erst eine spätere Hand tilgte durch Unterpunctiren dieses Wort und schrieb ‚canopi' darüber. — Die Vertheilung der Verse ist folgende. Auf der Rückseite des 4. Blattes der zweiten Schedae Lucretianae sind zunächst 92 Zeilen unbeschrieben gelassen. Die letzten 18 Zeilen der zweiten Columne sind angefüllt mit den ersten 18 Versen der I. Satire.

Fol. V (des ganzen Bandes fol. 19), Columne 1 = Sat. I 19 — 73 incl. ‖ Columne 2 = 74 — 128 incl. ‖ Rückseite oder Col. 3 = 128 — Sat. II 11 incl. ‖ Col. 4 = II 12 — 59 + (ohne Zeichen der Lücke) 107 — 112 incl. Dabei nimmt das Schlusswort des Hexameters ‚tabernae' II 42 ohne allen Grund, da noch mehr als hinlänglich Raum vorhanden war, eine ganze Zeile für sich ein, in der Mitte der Linie stehend.

Fol. VI (des ganzen Bandes fol. 20), Columne 1 = II 113 — 167 incl. || Col. 2 = II 168 — III 51 || Col. 3 = III 52 — 106 || Col. 4 = 107 — 161.

Fol. VII (resp. fol. 21) Col. 1 = III 162 — 216 || Col. 2 = III 217 — 272 || Col. 3 = III 273 — IV 4 || Col. 4 = IV 5 — 59.

Fol. VIII (fol. 22) Col. I = IV 60 — 114 || Col. 2 = III 115 — V 14. Jedoch steht von III 115 nur mehr der Anfangsbuchstabe G, und von 116 nur das Wort Caecus. Das Übrige ist durch einen schrägen Schnitt vom Pergamente fortgenommen. || Col. 3 = V 15 — 69; doch sind durch den angegebenen Schnitt Vers 15 und 16 ganz fortgegangen. || Col. 4 = V 70 — 96 incl. Doch fehlt der unechte Vers der Vulgata 95. Also von dieser Columne sind nur 26 Zeilen beschrieben, während noch 29 freigeblieben sind.

Unten auf der Rückseite von Fol. VIII steht das Quaternio-Zeichen E, d. h. fünfter Quaternio der gesammten (Lucrez-) Handschrift, worüber oben. Da diese Seite zugleich die letzte war und geblieben ist, so sind die beiden letzten Columnen sehr beschmutzt, die Schrift ist grossentheils verwischt, abgerieben und somit unleserlich geworden.

Collation des Vindobonensis [1]).

(Abweichungen von O. Jahn.)

Erste Satire.

Titel fehlt. | 2 thesiodi | codri _Servius pω_ | 3 recitaberit || 6 scriptus _SωE_ | integro || 8 eoleis, _über_ e _ein_ i _α_ || 9 Ulcani, _von β ein_ 2. u _eingeschoben_ | torquea*t, _sub ras._ n || 10 deue[h]at || 16 syllae, _corr._ i || 17 cum totus ubiq. || 18 parc_h_ere | c_h_arthae || 21 Si uacat et _ωE_ | admittis || 22 maeuia _E_ || 23 Frigat | tenea_nt_ || 25 b[a]rba || 26 nili[a]cae | sonabat _von β getilgt und drüber_ canopi || 27 ummero || 28 esti[u]um | digit *is * (_zuerst_ digitum?) || 29 subferre | gemae (_niemals_ mm: I 68, V 41) |

1) Die eingeklammerten [ ] Buchstaben innerhalb eines Wortes bedeuten, dass sie in der Handschrift von erster Hand darüber geschrieben sind, wenn nicht hinter dem Worte β etc. steht. Gesperrte Schrift bedeutet, dass Nichts im Wege steht, die Lesart ohne Weiteres in den Text aufzunehmen. Schräge Schrift = getilgt, meistens durch Puncte, selten mittelst Durchstreichung; von wem die Tilgung herrührt, deutet das hinter dem Worte stehende Zeichen (β, φ etc.) an; kein Zeichen = Tilgung von erster Hand.

30 satura (*stets* u : III 321, IV 106) || 32 leti cam athonis || 33 hu[n]c || 34 co*m*messa (*φ*) || 36 adtrepidothymelesummissalatino || 38 quos uehit || 39 uia*s* || 42 sanae || 43 nudis spressit | 44 oram *m. 1*, aram *β* || 46 popiulum | commitum | premathic || 47 adhic = at hic *ω E* || 49 Exulad [a]boctauam ma*i*rius | diis || 50 ad tu uitrix prouintia || 52 herecleas || 53 Au[t]dio mediam (*corr. β*: medeas) | mungnum || 55 leo (*drüber* n *φ*) | sic*c*apiendi || 57 nasso || 60 Maioru | titato || 61 Flamminiam | au*c*to medon (: *φ*) || 63 None | impler& capaces || 64 Quadruuio *p* || 65 Hi[n]c atq. | pene chat*h*edra || 66 demecenates upino || 67 falsi | atque || 68 gema | fecerit *Sυς Valla E* || 69 potensq: || 70 intientaru beta || 71 locusta *Pω* || 72 fammam | popolum (*corr. α in* populum) || 73 caiaris? *verändert in* g[r]*ai*aris || 76 Argentus et stantem | cap*ra*rum (. . *φ*) 77 nu*d*us *über d* ein r *corr.* | auare || 78 sponset urpres | pra& extatus || 80 eg*l*o cluuidenus (*hinter* eg *ein* o *neu drüber geklascht*) || 84 pyrrha *ω E* || 86 farralibelli || 89 loculis (*später* s *durch Puncte getilgt*) | commitantibus || 90 archa || 91 Prelia | illis || 93 orenti || 96 parua (*corr. β aus* paroa) | sedeturbae || 98 Subpositos ueniat et falsos [et falso ς] || 99 Ag[n]itus (n *corr. β*) | accipiens || 100 troiunas | limet etipsum || 101 Nobiscum dapraetori*ti*dade indetribuno || 102 inquid || 104 adeufrat*h*en || 106 Quadrigintap arant (*das 2. i corr. in e β*) || 108 corbinus || 109 Pallantet licinis || 110 nec cedat [h]onori (h *von β*) [nec *ω*] || 114 habitat ς | eximus || 115 collitur | atque || 116 Quaequae || 117 computat et anno || 119 commites || 120 densi[sisi] ma (*corr. β*) || 121 letica || 122 pregnans || 123 absentit notam iam calidus || 124 coni[u]gie (u *von a*?) || 125 inquid | cit[i]us [*i β*] || 126 profert | capud || 127 pulcro | ord[i]ne || 129 Atque || 130 egyptios | atque arabarces || 133 cene [*später caudulae an beide* e) || 134 omini || 136 orum || 137 lautis oribus || 138 commedunt || 140 gylaq. || 141 Ponitas pos || 142 Pena | deponit amict, us *angefügt φ* || 143 portos || 144 subite | atque || 145 fabulas || 146 iratus, *corr. a in* iratis | pladendum || 147 nostri || 148 cupient facientque *ω E* || 150 pandens inus || 151 farmateria [f *in* p *corr. β*] || 154 muscius || 155 **gillinum || 156 gutture || 157 deduc̄ || 158 ueatur || 159 despitiat (despiciat ς *Heinrich* || 160 ueniat ς || 161 Acusator | uersu || 162 ferrocem || 163 Ac[h]illes 614 hylams || 167 tatita | culpa*s* (: *β*) || 168 lacrima etecum ||

169 anime ante tubas *Priscian. Valla ex antiquiss. codd. Hermann* || 170 Paenitet et experiar || 171 flamina | legitur | atque.

Zweite Satire.

Zahlbezeichnung fehlt. Überschrift: DEPHILO[so]P[h]IS OB SC**NIS (*über* ** *ein* e)β || 1 [h]inc | glatialem || 3 similant || 4 plana || 5 Chrisippi (*das* 1. i *in* y *corr.*) | perfectissimis (*letztes* i *in* u *corr.* β) | est *fehlt* || 6 Siquisaristote lensimile uelpyta conemit || 7 archetiphos | Cleantas || 11 dure (*caudula* φ) || 13 Ceduntur tumidemedicori dentemariscae || 14 Raraus || 15 comma || 17 Impputo | uultum || 19 periores quid alia uerbis || 21 cebentem || 23 Loripidem (*das* 2. i *corr. in* e β) || 24 sedicione || 28 sylle || 29 eratnupertragi cos ullutus || 31 atque ipsi uenerim artiq: || 33 patruoso miles (*in das* 2. o *ein* i *hinein corr.*) || 34 factos (a *corr. zu* i) || 37 iullia || 38 felici atemporaq. tae || 39 [h]abeatiam romos, über *os ein* e (α?) || 41 Haecemisir suto | opobalsamo [α ‚*Schluss*-o *in* a *corr.* β, γ] || 42 Que || 43 atiuracitari || 44 omnis || 45 uiros osfaciunt || 46 iunctae queum bonae || 49 Taedinon || 50 Hisppo | et morbos allet utroq. || 53 pauca aecomedunt coloephi apaucae || 54 calatisque *P* || 55 uostenu ipregnantem | fusum (u *cum lineola corr.* β *aus ursprgl.* o) || 57 inquodi cepellex || 59 puelle.

Es fehlen die ff. 47 VV. Abschreiber fährt ohne Unterbrechung mit 107 fort. 107 p̄sum in faciet digitis || 108 asyria pharetata sameramis urbe (Assyria urbe *wollte H. Valesius*) || 109 Mesta || 111 cy bel esset fra[c]ta || 112 Libertis || 113 antistite sparum acmemorabilem agni || 115 Quittamen | phurigio || 116 abscis dere [abscidere ς] || 119 Signata etabulaedictam feliciter ignens || 121 O pro ceres | anaruspice [1]) || 122 putrare || 124 Secmenta | flammaeasummit || 125 Arcana || 127 nephas | latus (*corr. in* latiis) || 128 Haectetigit gradi uetuosurti canepotes || 129 genera (: β) || 134 queris nubita micus (*caudula* β) || 136 cupiente inactareferri || 137 heret || 138 nequeunt ω *E* || 140 indulsit || 141 conditapiri delide || 142 prebere || 143 fuscinagrachi || 144 fugammediam |

---

[1]) Aruspex ohne h sowohl in der alten Plautiuischen Handschrift, als auf Inschriften und bei alten Grammatikern. Vgl. *Corssen* lat. Aussprache p. 50.

arenam || 146 catulis paulisque | fabiis set || 147 podium (*später* i *durch Puncte getilgt* β) | his *fehlt* || 149 manes set || 150 Et contum *pωΣ E Herm.* || 151 Atque | uadunt || 152 ere labantur || 154 Scipiade (*später caudula*) | manetque (*später corr. in* manesque) || 155 cremere || 156 anime cotiens (*corr.* β q[u]o tiens) || 157 cuperendus trari siquadarent || 158 Sulphura | tedis [*caud.* β] | set siforetum id alaurus || 159 heumis erit raducimur armaquidem ultra || 160 Litora** uerna epromo uimus set dōmō captas [*eigentl.* Litorali *verklatscht, urspr. wohl* Litoraiu, *lineola über* mo φ, ptas φ] || 161 Orchadas | contentos [os *aus* es *corr.*] | brita (nnos) (nnos φ || 162 Sedq. || 165 ardentis ese iudulsisset tribuno || 166 comertia || 167 namsi [n *corr.* β *aus* u *oder* a] || 168 non um [quam] || 169 bracche curtelli frenas.

Dritte Satire.

Überschrift: III DE MALIS URBIS || 3 atque | sibillae || 4 et *fehlt* || 5 procytam | praeponos suburae || 6 Namquitam || 7 horere | incedia || 8 adsiduosa amille || 13 fontes || *u*ocant, *darüber* l (*a*?) || 14 comphinus | fenumque || 16 electis || 17 Inuallem egeri || 18 Dissimilese (*wahrscheinlich stand im Archetypus das* E *cum caud. von* EGERI *unter diesem Worte hinter* I *als Corr. und traf mit dem Ende von* DISSIMILES *zusammen, so dass der Abschreiber es fälschlich hieher zog*) | presentius (*s. ob.*) || 19 Numenaq. | claudaret. || *Die von Jahn beliebte Versumstellung 17=12 und 20=15 nicht, wie auch nicht P, ω und E etc.* || 21 Hic tunc cum briccius | inquid onestis || 22 nullae molumenta || 23 odiem inor | e[a]dem || 26 rectus sen&tus || 27 lacessi || 28 Forto meis nullo extra sub eunte bacillo || 31 eadem || 32 eluui *c*em (: φ) | albusta || 33 asta [1]) || 34 icornicines et mulicis palis [h]arenae (i *in* palis *corr. aus* e) || 35 noteque | optiba buce || 36 nunc cedunt || 37 Cum ς | libet ω *E* || 38 phoricas *v* || 39 [h]umili || 40 quociens || 45 Inspexiferret (*über* et *ein a corr.* β) | adnuptam quemittit || 46 Quemandat | alime (*corr.* j *aus* i) | neme || 47 atque | commes || 48 Mancus • *ent* [et]extintae (et *darüber und* ex *corr. aus* et, *beides* β) || 50 semperta cendis (q. *darüber* β) || 51 nihil || 52 onesti ||

---

[1]) So will auch Varro L. Lat. V 115 geschrieben haben statt hasta. S. *Corssen* p. 49.

54 Acusare || 55 Omnis are natigis (a *über* i β) | uoluit || 61 fecissacheae || 63 tibucine cordas || 64 tymphanas equum || 65 prostrare || 66 tracta || 67 sumit[t]reche dipna | quirinus || 68 Et *ch*eromatico (: φ) || 69 asthicabi donerelicta || 72 domum || 73 audatia || 74 Prom*tus | torrentio redde || 75 quemuis hominum | adtulit || 77 senouates | magnus || 78 miserisibit || 79 Adsummam *pωE* | ne[c]t[h]rax || 80 at[h]enis (s *corr. aus* t) || 82 Signauit *abcegς* || 83 Adue[c]tu[s]romam | prun& *cum caudula* | cottana *ας* || 85 nut[r]ita (r *von* β) || 88 equat || 89 antheum proculate ** llu[re]tentis (*sub ras.* ru, *darüber* llu *ebenfalls radirt*) || 91 gallinam marito || 92 edem || 94 commedus sagit | nullo *PS*ω *Prisc. E* || 95 Culta || 97 uent[r]iculum | tenuit || 98 ancio[c]hus || 99 Autstrato clesa utcum mollidem etrius | hemo (*caudula* α?) || 100 commedia | chacinno || 101 aspexit || 102 brume || 103 Accipiten dromendensi | a[est]uos sudat || 106 Aficiei actare || 109 Preteraea | nihil auct ab (nihil aut ab *abcdegς*) || 110 nec ipse || 111 adhuc nec filius | pidicus || 114 caepit | grecorum || 115 abolle || 116 delat' || 117 ripa (*ursprünglich* rupa α) || 118 At quam | delaysa || 120 defilus | heremarchus || 121 Quingentis || 122 [h]abet || 123 denature (*caud.* φ) || 127 meritum est sicurret || 129 Precipitem || 130 aut modiam (o *aus* e) *pdeς* || 131 seruo claudit || 132 i[n]legione || 133 dona[t] (t *von* β *darüber?*) | caluine | catiaene || 135 heres *P* || 138 idei (*caud.* φ) ||˙139 edē mineruam (*caud.* φ) || 140 flet || 141 Quescio | quod | quod || 142 maguaque || 143 arc*h*a (φ) || 144 samotracum || 145 *ursprünglich* pauso(?) *corr.* pauper || 146 atque | dii || 147 locorum *p* || 148 foedet sisalacerna || 151 Atque | rescens || 156 cocumque forni cenati || 158 cultus iuuenem (*ursprünglich* s, *aber während des Schreibens in* m *geändert*) | laniste || 160 atque || 164 obstat *ωE* || 166 ma[g]no ospitium || 167 uentres cet frugicenu lamagno || 168 negab̄ = negabis Σ *H. Valesius J.* || 171 Par*a*s || 172 summit || 173 quilitur || 175 hia*c*tum || 178 [h]onoris || 179 tunicae (ni *aus* m α) | summis saedilibus || 185 uegento || 186 Illem et id | deponita matrū || 187 benalibus || 188 abe prestare || 191 uulsinis || 192 arc*h*e (: α) || 194 partes uinam silabentibus || 195 rimaecum || 196 iube[t] dormirer uina*m* (α) || 198 Noctem et usiam post sita quam || 201 tegulas summa tuentur || 202 columbe (*caud.* φ) || 203 codro copro[c]ula (*c und die Verwandlung von*

p *in* pro *φ*) ‖ 204 ornamento ‖ 205 cantarus | e[o]dem (*o φ*) ‖ 206 grecos | cistabellos ‖ 208 cordrus ‖ 209 Pscrdidit ‖ 210 est *fehlt ω* | frustra *PωS* ‖ 211 hospicio ‖ 213 difertu adimonia ‖ 217 eūpharanoris | policlyti ‖ 220 mod[i]um ‖ 223 potest | obtimas orae ‖ 227 platas | diffunditur ‖ 229 poscis | pitagoreis ‖ 231 laertae ‖ 232 aegeri | uigilandos et ipsum ‖ 233 Langorem ‖ 234 que ‖ 237 conuitiā (*add. β*) ‖ 238 Eripiunt *ς* ‖ 239 uacat ‖ 240 liburnae ‖ 241 Atque ‖ 242 letica ‖ 244 praemit ‖ 245 *unter dem Texte auf dem Unterrande nachgetragen* | hinc ‖ 246 metratam ‖ 247 Pingula | plantat ‖ 248 aeret ‖ 253 uentilet ‖ 255 Serra coueniente | atque ‖ 259 superest ecorporibus ‖ 260 perid ‖ 262 labat | exitat ‖ 263 Strigilibus et pleno *Pbhω* ‖ 265 tetrumq. (*caud. φ*) | nouuitius [h]orret ‖ 266 Post mea | cenosi (*caud. β?*) ‖ 269 spacium ‖ 271 cadunt *ω* | percassum ‖ 273 cenam ‖ 274 facta | quod *P* ‖ 277 contente ‖ 279 penas (o *über* e *β*) | petitur (*corr. β* : patitur) ‖ 280 Pellidae ‖ 282 facit et quamuis ‖ 283 Atque (*? undeutlich*) ‖ 284 commitum longisimus ‖ 285 flammarum atq. aenea ‖ 287 dispensio ‖ 288 prohemia ‖ 289 Si rixa (ri *noch von α aus* ra *corr.*) ‖ 292 aceto (e *corr. β aus* ae) ‖ 293 conce ‖ 294 elixi *supra lituram* | uerbecis | co*m*medit (*β?*) ‖ 295 respondet (*corr. von β in* es) ‖ 296 quero ‖ 298 Tandundem ‖ 302 quis policet te (: *α?*) ‖ 303 postqui omnis subique ‖ 304 catenate ta(bʼaernae *φ*) ‖ 305 gra[s]sator ‖ 306 ten[e]tur ‖ 307 pumptina (*um in litura φ*) | calinaria ‖ 309 Quam ‖ 310 uinciis (*aus* uincus *α*) ‖ 311 marra ‖ 313 Seculaq. ‖ 315 Hiis | p[l]ures ‖ 316 incanate (*von β corr.* inclinate) undum est ‖ 317 iamdudum *pωE* | uirgo (*corr. von β* uirga) ‖ 318 cotiens ‖ 319 Roma tur efici (e *corr. aus* o. *β*) | redet ‖ 320 [h]eluinam | cerere ‖ 321 Conuellea cum his (= conuelle a Cumis *Eω*) ‖ 322 Auditor *fv*.

Vierte Satire.

Überschrift: IV DE etc. *wie auch P* ‖ 1 Eece | sepe (*caud. β?*) ‖ 4 Delitiae | aspernatus ‖ 7 quod ‖ 9 co (= *quo*) | uitata ‖ 13 serioq. *Pa* ‖ 14 diret foedio romni ‖ 15 mullum exse ‖ 16 patribus ‖ 17 locuntur *abcefgh* ‖ 19 Precipuam ‖ 20 Est (s *von β*) ‖ 21 Que | clauso ‖ 23 Quemiseret | apitius ‖

24 Succintus | papiro || 25 pretium [s]quamae *ωE* || 26 pisciemit || 27 agros se[t] || 28 glut*is?* seputamus (is ?it? *verwischt*) || 29 Induperatore || 30 modice | sumta || 31 ructaret || 34 caliope || 39 hadriac*hi* | amirabile rombi || 40 dori*s* casus tinet ancon || 41 itiq. *statt* neque (*nicht nec*) | hesera illis || 42 glaties meotica || 43 effundi[t] || 45 cumuelinq. || 47 aut [d]eret (*d corr.* β) | littora || 48 ferent || 51 De*s*pastum (: φ) || 52 deorberere uerti || 53 pars furiosi || 54 pulcrumque || 55 fici || 56 prunis || 60 dirita || 63 Ut? Et? *ganz verwischt* | ualbae || 64 exspectant *ωE* || 67 saginis (*über* gi *ein* u *corr.* β) || 68 secula rhomb*r*um || 71 diis equa || 72 patine || 75 Pallor*a* || 77 Pegassus atonitae || 78 atque || 79 santissimus omnium || 82 Cuius *s*erant (: φ) || 84 commes || 85 Seuitiam | adferr& || 86 qui || 88 factum || 92 ahemes | octogessima || 93 hiis || 96 *s. ob.* || 97 par*s* (: β) | in nobilitate *pωE* || 99 cominus || 101 Uenator (a *aus* o *corr.*) | intellegit *vς* || 103 imponere || 105 offense || 106 cinedo || 107 abest addomine || 108 sudant || 109 uis | seuior || 110 iuculos || 112 Fucus | p̃lia || 113 uegento ς || 117 ax& || 118 deuexe || 120 In leuum (*pω laeuum*) | ad illi || 121 cilicit || 122 daptos (raptos *β corr.*) || 123 uelaento | sed || 125 habes (*noch von α aus* hab&) | inquid || 127 Exidet aruir acus || 132 Que tenuit | collegat || 134 properatae & ex hoc || 135 figuli[t]uacrasta || 138 pulmo (m *aus* n *a*) || 139 u*s*sus (: φ) || 140 circaeis || 141 Lucri[n]um | rutumpinoue | edita (d *aus c corr.*) || 142 Ost[r]ea | calleb*int*? (*daraus* callebat β) || 147 decatti[ti]s | aliquitorbis | sygambris *bcgς* || 148 tamquam adiuersis *aς* || 149 precipiti*s* ueniset epystula || 150 Adqq. | hiis | dedissaet || 151 seuitie | abstullit || 152 in*p*pune || 153 e[s]set *in*mendus || 154 Ceperat | cede.

Fünfte Satire.

Überschrift: V. IMPERASITOSDAECENIS CONTUMELISIS. || 1 proprositi || 4 ullis || 5 teste || 6 Uenter || 8 uocat || 9 caene ?caeno? || 10 posis || 11 canin * || 12 loco quo || 12 ueterem | off[ci]orum.

Da, wie oben gesagt, die beiden letzten Columnen grösstentheils unleserlich sind, weil zu arg beschmutzt und vernutzt: so werden von hier an auch die noch ersichtlichen übereinstim-

menden Lesarten, wofern in andern Handschriften abweichende sich finden, verzeichnet werden. 17 ne *pω* | culcita *Pω* || 19 treuius || 21 peregerit *ωE* || 23 pigris erra cabote || 24 quod *pω* | sucina (?) || 25 coribanta || 27 deterges *Pω Prisc.* || 28 cotiens | quo(hor)-tem (hor *verwischt*) || 29 Pungnas agunt ina | lagona *P* || 31 sotialibus || 32 Gardia conum quam cyatum | amicorum || 33 bibet | aliquid || 34 s&tus (*ob* en *darüber? verwischt*) || 36 th[r]a-seas | eluidiusque bibebant || 38 Appiadum crustas (*s. ob.*) | inequales berullos || 39 phialas || 40 adfixus || 41 gemas || 42 (illa *oder*) illic *ωE* | iaspis || 43 ut *pω* | gemas | procula | trasfert (*lineola vielleicht verwischt?*) || 44 A digi[ti]s | uagine || 45 zelotipo || 46 beneuentanis utoris || 47 quattuor || 48 sulpura *fh J* || 50 geticis petitur || 51 Non edae?! || 52 potatis (a *von β in* i *verwandelt*) || 53 Gaetulus *ωE* || 55 Cliuose || 59 Fribula | ga&ulum || 60 milibus || 61 misceri | formas ed etas || 63 rogatus *Pς* | gelide || *64 und 63 nicht umgestellt, wie bei P* || 65 poscas set || 66 domus eruis || 68 Uis | frustra || 69 Que | amittentia || 72 arto opta ereuerentia || 73 Improbulum || 74 Uis *PςI* | consuaetis || 76 sepe || 78 seua || 79 Iuppiter | stilaret | penula || 80 distinguat *P Valla* | pectore *pω* || 81 squill& || 82 conuiui || 83 Dum *Pω* || 84 cämarus (*lineola über* m? *abgeschmutzt*) || 85 caena patellae || 86 at hic *pωE* || 87 caulis *ωE* || 88 Lanternam *Pdf* | datur || 89 Canna hic ipsarum | subrexit (*ein unleserliches Zeichen über* r, *ein* u?) || 90 boccare *Pdω* || 91 *fehlt P* || 92 dominoque misit || 94 defecit *Pω* | saeuit || 95 adsiduis || 96 patitur *pbchς* | turennu (*cum lineola?*).

Der Vindobonensis ist nun zwar, wie aus dieser Collation hervorgeht, durch eine Menge der sinnlosesten Lese- und Schreibversehen entstellt; aber das kann und darf uns in dem Urtheile über seinen Werth nicht beirren. Was *C. Fr. Hermann* de Juvenalis codicibus p. 17 von dem Pithoeanus sagt: „Nam quod de Thuaneo Martialis codice Schneidewinus, collega coniunctissimus, de Mediceo Taciti praeclarae spei juvenis Carolus Hernaeus, alii de Bambergensi et Puteano Livii [1]) rectissime judicarunt, vel ubi mani-

[1]) Kreyssigius, Boetticherus, Alschefskius; cf. Ottonis divinationes Livianae. Karlsruhe, 1839.

festa corruptela laborent, sinceriores habendos esse quam alios libros Mscos, qui librariorum editorumque fraudibus, quo propius ad legendi facultatem accederent, eo longius a scriptorum manu et consilio remoti sint, idem ad Budensem Juvenalis transferre non dubitamus"; dasselbe kann mit noch grösserem Rechte vom Vindobonensis aufgestellt werden. Denn gerade diese grosse Anzahl von kleinen Irrungen im Vindobonensis zeigt nur zu deutlich, dass eine wirkliche Textesveränderung mit Plan und Absicht vorzunehmen sein Schreiber geradezu ausser Stande war.

Durch den Vindobonensis kommt nicht blos die grosse Masse der pithoeanischen Lesarten zu Ehren, sondern es wird auch eine ganze Reihe von Lesarten der Vulgata, die man dem Pithoeanus oder Budensis zu lieb hatte fallen lassen, wieder in ihr wohlverdientes Recht eingesetzt. Wir haben oben bereits eine nicht geringe Anzahl von wichtigeren Stellen beigebracht, wo selbst die eifrigsten Vertheidiger des Pithoeanus die Vulgata im Gegensatze zu der falschen Lesart des Pithoeanus festhalten; — für den ganzen Juvenal hat *Häckermann* [1]) deren über 800 zusammengezählt; — aber es gibt deren viele, wo *Jahn* und *Hermann* oder wenigstens der eine von beiden die Vulgata verschmäht, einen so passenden Sinn sie auch abgeben mag, der Vindobonensis hingegen sie als die beglaubigtere Lesart jetzt sicherstellt. Dahin gehören:

Die Schreibweise atque, nicht adque. Im Vindobonensis kommt nur ein paarmal die Verwechslung vor, sonst schreibt er durchweg atque. Und selbst *Jahn* ist im Unrecht, wenn er zu Sat. I 65 bemerkt, der Cod. Pith. schreibe stets adque. Denn wir lesen in seiner Ausgabe II 129, III 23. 113. 115. 313, IV 105 u. ö. ausdrücklich atque. Also ist entweder obige Bemerkung falsch, oder *Jahn* ist seinem eigenen Principe untreu geworden [2]).

Die Schreibweise praegnans, praegnantem, nicht ohne *n* vor *t:* I 122, II 55, wie bei *Jahn* und auch bei *Hermann*. Mag sich auch in guten alten Manuscripten anderer Schriftsteller (Plaut. etc. Siehe

---

[1]) *Häckermann*. Der pithoeanische Codex des Juvenal. Greifswald 1856. Vgl. *Häckerm.* Die Kritik Juvenals. Greifsw. und Leipz. 1857. — Desgl. im *Philologus* 1858.

[2]) Über das Schwanken zwischen t und d in Wörtern wie haut, aput, *praep.* ad. atque, aliud u. a. s. die bedeutsame Schrift von *Corssen*, Aussprache, Vocalismus und Betonung der latein. Sprache. Leipzig, 1858, S. 72 ff.

Ribbeck com. l. reliq. p. 24. 158) dieses *n* vernachlässigt finden, dasselbe ist doch auch auf guten Inschriften respective in guten Handschriften mit andern Wörtern der Fall, die sich doch Niemand beifallen lassen wird, ohne *n* zu schreiben, z. B. infas, testameto, Constati oder den Participien lacrimas, dormies, doles, curas, instas, animas st. *ns* resp. *nt*. Näheres zur Würdigung solcher Abweichungen bei *Corssen* Aussprache etc. p. 97 ff. Ausdrücklich lehrt dieser p. 100, dass diese Auslassung von *n* vor *t* nur selten und vereinzelt dastehe, z. B. praegnatem bei Afranius. Siehe Com. l. rel. *Ribb*. p. 158.

Die Jahn'sche Schreibweise scribtus I 6 statt scriptus, opstat III 164 st. obstat (vergl. *Corssen* sub litt. B, P), cludere st. claudere wird nun auch wohl der gewöhnlichen weichen müssen, wie wir nunmehr auch wohl wieder Maevia I 22, Pyrrha 84, Locusta 71, Taedia II 49, Codri I 2 u. a. zu schreiben haben werden. *Häckermann* im angeführten Schriftchen tritt mit den triftigsten Gründen für Codri p. 14 und für Locusta p. 3 in die Schranken.

Doch gehen wir zu Wichtigerem über, so unbedeutende Schreibverschiedenheiten bei Seite lassend.

Die Lesarten I 46 prem*a*t hic || 47 *a*t hic || 110 ne*c* cedat || 126 noli vexare, quiesc*i*t (*dies auch von Jahn beibehalten*) || 148 cupient facientque minores || II 107 in facie || 138 nequeunt || 146 Et Catuli*s* Pauli*s*que || 150 Et contum (*wie auch Hermann* [1]) || III 79 *Ad* summam || 210 Aerumnae cumulus || 227 *dif*funditur [2]) || 271 cad*unt* [3]) || IV 4 *as*pernatur || 25 preti*um* squam*ae* || 31 ruct*aret* || 64 Exclusi *ex*spectant || 67 saginis || 97 est *in* nobilitate [4]) || 120 in laev*um* [5]) || V 42 illic werden von *Häckermann* p. 2 — 8, theils auch von *Hermann* selbst mit Glück gegen die Neuerungen vertheidigt. Sie erhalten aber jetzt auch noch die Gewährschaft des Vindobonensis für sich.

Dasselbe gilt von I 156 gutture || III 61 faecis Achaeae || 94 nullo [6]) || 321 Convelle || V 38 berullos (so nach Vind. mit *u* zu schreiben, nicht mit y) statt berullo, worüber *Häckermann* p. 17 ff.

Dagegen verbietet uns der Vindobonensis, *Häckermann* beizustimmen und zu schreiben (vergl. seine Ausgabe des Juvenal und

---

[1]) — [6]) auch von *Hermann* vertheidigt: Et contum *Praef.* p. XXI, — diffunditur p. XXII, — cadunt p. XXIII, — in nob. *ibid.*, — in laevum *ibid.*, *et in Vindic. Juvenalian.* p. 8, — nullo *Vind. Juv.* p. 7.

die erwähnte Schrift p. 3 ff) mit der Vulgata: I 86 nostri est farrago libelli statt nostri farr. lib. est ‖ 145 It nova st. Et nova ‖ II 6 Aristotelem st. Aristotelen ‖ 30 revocarat st. revocabat ‖ 31 ipsis st. ipsi ‖ 140 morientur st. moriuntur ‖ 159 Illuc st. illic ‖ III 105 alienum st. aliena ‖ 195. 228 uillicus st. uilicus ‖ 195 contexit st. cum texit ‖ 215 occurrit st. accurrit ‖ 255 sarraco st. serraco (vgl. V 23) ‖ 256 altae st. alte ‖ IV 18 in munere st. si munere ‖ 147 Getis st. Cattis ‖ V 4 Galba st. Gabba u. v. a., wohin namentlich auch modernisirende Schreibweisen gehören, während der Vindobonensis die bewährtesten alten Schreibweisen aufzeigt, worüber oben, die wir mit Entschiedenheit, auch selbst wo der Pithoeanus oder die Scholien abweichen, festzuhalten haben, wie z. B. gleich die Benennung der Art von Gedichten, mit denen wir es hier zu thun haben: s a t u r a e, nicht s a t i r a e.

Wenden wir uns nun zu den dem Vindobonensis ausschliesslich eigenthümlichen Lesarten, so haben wir bereits oben zur Charakterisirung derselben einzelne Proben geliefert und für Aufnahme folgender Lesarten uns entschieden: I 67 Signator fals*i* ‖ 126 Profert st. profer ‖ 161 uersu st. uerbum ‖ 171 legitur st. tegitur ‖ II 140 indulsit st. indulget ‖ III DE MALIS URBIS ‖ 66 tracta st. grata ‖ 201 summa st. sola ‖ V 38 Appiadum st. Heliadum. Es sei uns gestattet für jetzt nur noch einige andere etwas näher zu beleuchten.

Sat. I 80 liest Vindob. nicht ‚Cluvienus', sondern C l u u i *d* e n u s. Der Ausfall eines Buchstabens lässt sich leicht erklären, auch Wiederholung eines Consonanten an irriger Stelle, wie turpres statt turpes I 78, Cordrus statt Codrus III 208 u. dgl., auch wohl Einschiebung eines solchen, wo ein ähnliches Wort beirrend im Ohre klang, z. B. procula statt pocula V 43; aber wie hier ein *d* in einem Eigennamen fälschlich solle eingeschwärzt sein, ist nicht wohl abzusehen. Auch scheint der bei Juvenal's Zeitgenossen Tacitus Ann. XV 71 vorkommende Name Cluvidienus Quietus für die Lesart des Vindobonensis zu sprechen.

Sat. I 91 liest Vind. i l l i s, nicht ‚illic'. Die Stelle lautet:

— — Neque enim loculis comitantibus itur
Ad casum tabulae, posita sed luditur arca.
Proelia quanta i l l i s dispensatore videbis
Armigero!

„Nicht mit der Börse geht man zu dem Spieltisch hin, nein, man setzt die ganze Casse ein und spielt! Welche Schlachten wirst du für die Spieler (für sie sich erheben) sehen, wenn der Hausrendant die Waffen (i. e. die Würfel) bringt!" — Dieses illis wäre, da lusores nicht vorauf geht, eine constructio κατὰ σύνεσιν, aber eine so einfache wie nur möglich, da jeder bei itur und luditur an die lusores denkt. Dennoch aber mag eine solche Construction bedenklich, vielleicht unerklärlich den Abschreibern erschienen sein, und man setzte illic für illis = „allda, am Spieltische", weniger nachdrucksvoll, plastisch und juvenalisch, denn illis.

Sat. I 137 stehen wir nicht an, statt ‚latis' lieber mit dem Vindobonensis zu lesen lautis. Ausfall eines *u* hat sich der Abschreiber öfter zu Schulden kommen lassen, z. B. I 146 pladendum für plaudendum, I 9 Ulcani, welches erst ein nachfolgender Corrector zu Uulcani machte, nicht aber Einschiebung eines *u*, wo gar kein anderes *u* in unmittelbarer Nähe steht. Somit hätten wir:

Nam de tot pulchris et lautis orbibus et tam
Antiquis una comedunt patrimonia mensa.

Der Gedanke ist nicht verändert, aber wir haben ein bezeichnenderes und poetischeres Epitheton gewonnen, das noch dazu in diesem Sinne so oft vorkommt, z. B. Cic. Or. I 36 Lauta supellex, Pis. 27 Nihil apud hunc lautum, nihil elegans, nihil exquisitum. Juvenal Sat. XIV 13 cupiet lauto cenare paratu | Semper et a magna non degenerare culina. Wenn dagegen Vind. oribus statt orbibus liest, so dürfte *b* wohl nur durch Vernachlässigung weggeblieben sein.

Sat. II 5 — — —; nam perfectissimus horum (ohne est am Hexameterschlusse) | Si quis Aristotelem similem vel Pittacon emit. Eine solche Auslassung der Copula, namentlich in sententiösen Stellen ist nicht nur selbst in Prosa häufig genug, sondern macht auch noch hier die Darstellung kräftiger, ist überhaupt echt juvenalisch, z. B. II 8, III 183, IV 9, VII 145, IX 122, X 190, XIII 20 u. oft.

Sat. II 116 liest statt ‚abrumpere' der Vind. abscisdere, woraus sich das richtigere abscindere mit Leichtigkeit ergibt. Auch lesen etliche andere Handschriften abscidere.

Quid tamen exspectant: Phrygio quos tempus erat iam
More supervacuam cultris abscindere carnem.

Da die Priester der Cybele zu dem angedeutenden Zwecke sich steinerner Messer bedienen, so hielt man ‚abrumpere‘ für den angemesseneren Ausdruck; daher die Änderung. Allein auch abscindere setzt nicht etwa ein eisernes Instrument voraus. Vergil. Georg. II 23 plantas abscindere de corpore matrum. Aen. V 685 umeris abscindere vestem. Plin. IV 1 Insula abscissa a continenti. Und ganz analog unserer Juvenal-Stelle heisst es bei Plautus Amph. II 1. 7 abscindere linguam, und in demselben Sinne wie Juvenal steht bei Augustin de civ. Dei VII abscissus = exsectus, eviratus.

Sat. III 37 ist Cum libet statt ‚Quem iubet‘ schon von C. Fr. Hermann gesetzt worden.

Sat. III 67 dürfte sich Quirinus (der Nom. als Vocativ) statt ‚Quirine‘ auch schon durch den feierlicheren Ton empfehlen, ganz analog dem bekannten ‚Audi tu, populus Albanus‘ — bei Livius I 24 oder ‚Almae filius Maiae‘ Hor. Od. I 2. 43 und Ähnlichem selbst in der Prosa (*Madvig* Lat. Gramm. §. 299). Sagt ja Juvenal IV 24 hoc tu|Succinctus patria quondam, Crispine, papyro — st. succincte noch kühner succinctus. Bei dem alterthümlichen Namen des Romulus als Gott Quirinus erscheint jener Archaismus oder die Abweichung von der alltäglichen Redeform um so mehr gerechtfertigt. Jedenfalls aber lässt sich eher annehmen, dass die Abschreiber eine Modernisirung in ‚Quirine‘ vorgenommen haben, als dass umgekehrt ursprüngliches ‚Quirine‘ in ‚Quirinus‘ sei umgeändert worden.

Sat. III 101 aspexit, nicht ‚conspexit‘.

Natio comoeda est. Rides, maiore cachinno
Concutitur; flet, si lacrimas aspexit amici,
Nec dolet.

Die Wiederholung der Sylbe *as* mag misstönend befunden worden sein, darum die Veränderung in ‚conspexit‘. Allein einmal ist gerade der Begriff „anschauen“ nachdrucksvoller und gleichsam versinnlichender, malerischer; sodann scheint gerade die Wiederholung der Sylbe *as* zur Erhöhung des komischen Effectes absichtlich von Juvenal gesetzt worden zu sein. Man vergleiche IV 64

Exclusi exspectant admissa obsonia patris —

wozu *Häckermann* l. l. p. 7 treffend bemerkt: „Die Wiederholung des *ex* drückt im Verein mit dem spondeischen Versmaasse malerisch das leere Nachgaffen der Senatoren im Vorzimmer aus, während der

Fisch sofort zugelassen wird". Auch sonst schreckt Juvenal vor derartigen Gleichklängen neben einander keineswegs zurück, sondern setzt sie vielmehr absichtlich: Sat. I 1 Semper ego auditor tantum? numquamne reponam etc. — II 1 libet et, — IV 34 licet et, — III 197 poscit aquam iam u. dgl. Oder gar mit acht gleichen Vocalen in einem Verse III 66:

Ite quibus tr*a*ct*a* est pict*a* lup*a* b*a*rb*a*r*a* mitr*a*.

Sat. III 131: Divitio hic servo claudit latus ingenuorum
Filius —

nicht ‚servi'. Grammatisch kann man zwar ebenso gut sagen claudere alicuius latus, als claudere alicui latus in dem Sinne von ad sinistram alicuius incedere; aber der Dativ hat grössere Gewährschaft für sich. Offenbar ahmt hier Juvenal seinen Vorgänger in der Satire, Horaz, nach, welcher in demselben Sinne tegere latus mit dem Dativ gebraucht hat. II Sat. 5. 8: Utne tegam spurco Damae latus? Sicherlich aber tritt ein weit kräftigerer, sarkastischerer Gedanke hervor bei der Lesart servo: „Der Sohn von Freigebornen lässt zu seiner Rechten den Sclaven des Reichen gehen". Wenn der Sohn von Freigeborenen ‚dem reichen Sclaven', wie bei der bisherigen Lesart herauskommt, den Vorrang einräumt, so will das so viel nicht sagen; aber so weit ist es gekommen, dass der blosse ‚Sclave des Reichen' rechts geht, da derselbe von seinem Herrn mehr Geld zu verzehren erhält, als jener hat.

Sat. III 282: — — Quibusdam
Somnum rixa facit: et quamvis improbus annis
Atque mero fervens, cavet hunc, quem coccina laena
Vitari iubet et comitum longissimus ordo.

Die anderen Handschriften bieten ‚sed quamvis'. Die Adversativ-Partikel ist zwar leichter zu fassen, aber auch weit verstandesmässiger und weniger spöttisch und sarkastisch, als et. Bei et ergibt sich: „Einigen bringt Schlaf der Streit, und nun lässt ein solcher, so jung er auch ist und so sehr ihn auch der Wein erhitzt, doch hübsch die Hand von solchen Herren, die mit grossem Trosse herankommen."

Sat. IV 9: Nemo malus felix, minime corruptor et idem
incestus, cum quo nuper vitata iacebat
Sanguine adhuc vivo terram subitura sacerdos.

„Die gemiedene Vestalinn", „die Priesterinn, die gemieden wurde", eben wegen der scharfen Gesetze, welche die Bewahrung der jungfräulichen Keuschheit Seitens der Vestalinnen sichern sollten, scheint einen ebenso guten als natürlichen Sinn abzugeben. Dass nun bei ursprünglichem vitata ein antiquarischen Anspielungen nachjagender Abschreiber leicht auf die Änderung ‚vittata', „die mit Kopfbinden geschmückte", deren bekanntlich die Vestalinnen trugen, verfallen konnte, erscheint sehr natürlich. Nur bedachte der Änderer nicht, dass eine Vestalinn ‚sanguine adhuc vivo terram subitura' keine ‚vittas' mehr trägt. Demnach änderten wieder andere ‚vitiata', wie der Scholiast liest. Das eine wie das andere dem ursprünglichen vitata gegenüber gleich unnütz. Man könnte allenfalls auch vergleichen Hor. II Sat. 2. 135 Vitanda est improba Siren.

Doch die weitere Ausbeute der Abweichungen des Vindobonensis müssen wir einer anderen Gelegenheit vorbehalten. So viel aber ist auch hier wieder klar geworden, dass die fraglichen Abweichungen nicht beabsichtigte und mit Bewusstsein vorgenommene Textes-Änderungen sein können.

Es erübrigt uns jetzt noch, der ganzen Untersuchung einen Abschluss zu geben dadurch, dass wir das Verhältniss des Vindobonensis zu den übrigen Juvenal-Handschriften, wie sich Solches aus dem Bisherigen klar herausgestellt hat, in bestimmte Worte kurz zusammenfassen.

Der Vindobonensis hat, bei einer verhältnissmässig nicht grossen Anzahl von Versen, eine auffallende Menge besonderer Lesarten welche keine andere Handschrift mehr enthält. Von diesen wird ein nicht geringer Theil durch die Citate der ältesten Scholien, Commentatoren und Grammatiker bestätigt; eine Reihe anderer trifft mit den Conjecturen der bewährtesten Kenner und Herausgeber des Juvenal zusammen; andere endlich rechtfertigen sich selbst, bei einem näheren Eingehen in den Gedankengang des Schriftstellers und seine Ausdrucksweise, nicht blos als treffliche Lesarten, sondern auch als solche die eine Abänderung durch oberflächliche alte Recensoren nur zu leicht erklärlich machen.

Der Vindobonensis stimmt weiter gerade mit den Ausschlag gebenden Stellen des Pithoeanus resp. Budensis überein. Dagegen hat er auch wieder sehr viele Lesarten welche die Vulgata bewahrt hat, Lesarten welche sich vor einer gründlicheren Erklärung leicht

rechtfertigen und von den Vertheidigern der Vulgata nicht ohne Glück in Schutz genommen worden sind.

Aus Allem — zusammengehalten mit dem anderweitig erwiesenen hohen Alter welches der Archetypus der Wiener Handschrift gehabt haben muss, — gelangen wir zu dem Schlusse, dass wir im Vindobonensis einen Text haben, welcher weit gerechtere Ansprüche auf Ursprünglichkeit hat, als selbst die Recension welche dem Pithoeanus zu Grunde liegt, sowie auch gerechtere, als die Recension, auf der die Vulgata basirt. Der Pithoeanus entfernt sich in diesen, die Vulgata in jenen Puncten von dem Texte, wie ihn der Archetypus der Wiener Abschrift aufbewahrt hatte; eine jede dieser beiden Recensionen hat ihre absichtlichen Interpolationen, von denen der Vindobonensis frei geblieben ist.

SITZUNGSBERICHTE

DER

KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

XXIX. BAND. II. HEFT.

JAHRGANG 1858. — DECEMBER.

7

SITZUNG VOM 1. DECEMBER 1858.

Gelesen:

Der zu Bregenz gefundene römische Inschriftstein des Drusus Caesar.

Von dem w. M. **Joseph Bergmann.**

(Mit einem Facsimile.)

Bekanntlich hatte Drusus, K. August's Adoptivsohn, mit seinen Legaten in getheilten Corps (divisis partibus) von Süden her die Alpenvölker kühn und rasch besiegt und war bis zum Bodensee herabgedrungen. Zu gleicher Zeit war sein älterer Bruder Tiberius nach wohl überlegtem Plane mit seinen Legionen aus Gallien her durch das Land der Helvetier an denselben See gezogen, in dem er die Insel, wohl Lindau, besetzte. Hier schuf er eine Flottille, griff die Feinde in ihren kleinen Kähnen an und schlug sie. Bald stieg er an's Land und lieferte mit Drusus, als die wichtige Klause vor Bregenz genommen war, vereint im August des Jahres 15 vor Christi Geburt die Entscheidungsschlacht.

Unbestimmbar ist der Ort, wo am Fusse der Alpen im hügeligen Allgau oder auf den Ebenen am Lech diese Schlacht geschlagen wurde. Singt doch Horaz Od. IV. 4, 17, nach der richtigeren Lesart: „Videre Rhaetis bella sub — nicht in — Alpibus Drusum gerentem Vindelici etc.“ So wurden das rhätische Alpenland und der ganze Landstrich bis zur Donau vom K. Augustus unter den Namen Rhätien und Vindelicien als Provinzen dem römischen Reiche einverleibt. Die Grenze bestimmte wohl die Natur selbst, sie bildet nämlich der Gebirgszug von der Bregenzer Aach an bis an den Inn unterhalb des heutigen Kufstein [1]).

[1]) Strabo im Buche VII, Cap. I. sagt: Lacum Rhaeti exiguâ ex parte, plurimâ Helvetii ac Vindelici attingunt etc., hieraus folgert Philipp Cluverius

Da wir weder aus der Zeit des Drusus († 9 Jahre vor Chr.) noch des Augustus und Tiberius irgend ein Römer-Denkmal in unserm, an Denkmalen überhaupt sehr armen Vorarlberg kennen, so ist der Inschriftstein mit den noch klar lesbaren Worten:

. . VSO. TIB F
. . ESARI

d. i. **DR**VSO. TIB.erii F.ilio **CA**ESARI, nicht ganz ohne Interesse. Derselbe ist 2 Fuss 7 Zoll Wiener Masses breit, 2 Fuss 6 Zoll hoch, 10 Zoll dick und die schön geschriebenen Buchstaben 3 Zoll hoch und wurde am 19. August [1]) 1858, als ich in Bregenz war, beim Abbrechen des alten Frohnveste-Thurmes zu Hohen-Bregenz, d. i. in der obern Stadt, wo einst das Römer-Castell gestanden, vom Dr. Juris Herrn Anton Kaiser gefunden.

Die Seite mit der Schrift war in der Mauer nach innen gekehrt und daher bisher unbeachtet geblieben. Der wachsame Kreishauptmann, Ritter v. Froschauer, Vorstand des neu gegründeten Museums, liess diesen Stein alsogleich in dasselbe übertragen.

Diese Inschrift, wie sie sich darbietet, überliefert uns leider nur den unbezweifelbaren Namen von des K. Tiberius einzigem, kurz vor dem Jahre 10 vor Christus gebornem Sohne Drusus Caesar, dem Neffen des vorerwähnten Drusus, des Bezwingers der Alpenbewohner. Jener ward nach seines Vaters Regierungsantritte im Jahre 14 nach Chr. von demselben nach Pannonien geschickt, um einen Aufstand der dortigen Legionen zu dämpfen, was ihm auch nach Tacit. Annal. I, 24 gelang.

Wie sein Vetter und Schwager Germanicus (des Drusus Sohn) nach K. August's Tode die rebellischen Legionen, die in Germanien standen, mit Muth und Standhaftigkeit niederhielt, so dämpfte Drusus (nach Vellejus Paterculus Buch II, 125) mit altrömischer Strenge den Soldatenaufstand in Illyricum. Hier machte er nach seines Vaters Willen seine praktische Kriegsschule. Im Jahre 17 nach Chr. ward er zu den Germanen geschickt, um den Frieden zwischen Marbod und Arminius zu vermitteln. Er verstand die

in: Vindelicia et Noricum. Lugdun. Batav. 1616. pag. 12: Terminus hac parte Vindelicos Rhaetosque inter fuit amnis Bregenz. — Das vorrömische Brigantium, der älteste und durch seine Lage festeste Ort am Bodensee, galt bei Strabo als vindelicische Stadt.

[1]) Am 19. August des Jahres 14 nach Chr. starb Kaiser Augustus.

Germanen unter sich zu entzweien, wodurch es dahin kam, dass jener, dem im Gotonen-Jüngling Catualda ein Feind sich erhob, sein Reich verlassen und zu den Römern fliehen musste. Nachdem er im Jahre 22 Theilnehmer der tribunicischen Gewalt geworden, wandten sich auch gegen ihn Sejan's Nachstellungen. Dieser verdächtigte ihn dem Tiberius, verführte seine Gemahlinn Livia und liess ihm durch den Verschnittenen Lygdus ein schleichendes Gift beibringen, dem er im Jahre 23 nach Christi Geburt erlag.

Die Fragmente des Senatus-Consultum, durch welches dem Drusus Caesar nach seinem Tode die gebührenden Ehren erwiesen wurden, s. in Orelli's Inscript. latin. Vol. III. edit. Henzen. Turici 1856, p. 62, Nr. 5381.

Ob die Bewohner von Brigantium, der umwohnende Volksstamm, oder irgend eine Legion, oder eine Privatperson, und aus welcher Veranlassung dem Drusus Caesar hier (nämlich in der Oberstadt Bregenz) oder anderwärts in der Nähe diesen Stein gewidmet haben, wird, weil die Inschrift selber zum grösseren Theile zerstört ist, unerforscht bleiben. Dürfte derselbe nicht durch Rhätien an dem festen Brigantium vorüber nach seines Adoptivgrossvaters Colonie Augusta Vindelicorum und zu den Völkern an der Donau, oder von da über Brigantium zurück nach Italien gezogen sein, als es galt die Häupter der Germanen zu entzweien? Sicherlich aber ist dieser der älteste Inschriftstein, den man bisher in Vorarlberg gefunden hat.

Mit fast gleichen Worten beginnt jene Inschrift auf Drusus Caesar, die Abbate Sambuca im Jahre 1716 an einem Pfeiler der St. Karlscapelle in der Pfarrkirche zu Rogno in der dermals der Delegation Bergamo einverleibten Val Camonica — welches Thal nach Forbiger III. 444, noch zu Rhätien gehörte — gesehen hat.

Dieselbe ist in dessen Memorie istorico-critiche de' Cenomani. etc. Brescia 1750, in Fol., pag. 120, gedruckt und lautet:

DRVSO . TI . AVG . F
DIVI . IVLÌ . PR . SODALI . AVGV
. . . POT . II . XV . VI . CIVIT

d. i. Druso Tiberii Augusti Filio divi Julii pronepoti sodali Augustali (cf. Tacit. Annal. I. 54) tribuniciae potestatis II. quindecimviro sacris faciundis Civitas sc. Camunorum, die nicht genannt ist. Vgl. Muratorii Thesaur. veter. Inscript. I. pag. CCXXIV. Nr. 8. Sie ist nach Orelli Inscript. latin. I. Nr. 652 im Jahre 23 nach Chr. gesetzt, in welchem

Drusus Caesar gestorben ist. Münzen von demselben s. in Eckhelii doctr. num. veter. Vol. VI. 202, seq. Er setzt dessen Broncemünzen mit tribun. pot. II. in's Jahr der Erbauung Roms 776.

Nachtrag. Der andere Inschriftstein, der nach Marcus Welser im Jahre 1590 am Ölrain zu Bregenz gefunden wurde, aber schon, wie wir in den Denkschriften der philos.-histor. Classe Bd. IV, 62 (in den Separatabdrücken S. 30) dargethan haben, im J. 1519 bekannt war, ist eine **Votiv-Ara** des Mercurius Arcecius (welches Epitheton wohl der alten Landessprache angehören mag) aus der Zeit der Gordiane um das Jahr 240 nach Christi Geburt, worüber das Nähere in den Sitzungsberichten Bd. VII, 229 ff. nachgelesen werden kann.

Bei dem neuen Aufbaue derselben Frohnveste wurde am 9. April 1857 eine niedliche Mercurs-Statuette mit der schönsten Patina gefunden. Der Dienst Mercurs als des Gottes der Beredtsamkeit wie auch des Handels, der Wege und Strassen verbreitete sich von Rom und Italien aus überall hin, wo der Handelsverkehr lebhaft war, somit auch über die Alpen. Dass die Helveto-Gallier den göttlichen Sohn der Maja ganz besonders verehrten, wissen wir aus Caesar de bello Gall. VI. 17, wo es heisst: Deum maxime Mercurium colunt, hujus sunt plurima simulacra: hunc omnium inventorem artium ferunt: hunc viarum atque itinerum ducem, hunc ad quaestus pecuniae mercaturasque habere vim maxime arbitrantur. Die Brigantii gehörten zum keltischen Stamme.

Bergmann.



Vorgelegt:

Zwei böhmische Volksbücher zur Sage von Reinfrit von Braunschweig.

Von **Julius Feifalik.**

In seiner belehrenden Abhandlung über Reinfrit von Braunschweig, Hannover 1851 (aus dem Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrgang 1849, S. 170—285 besonders abgedruckt) hat Karl Gödeke auf Seite 74 ff. ein Verzeichniss und eine Kritik aller deutschen Bearbeitungen jener Sage gegeben, und ich kann in dieser Hinsicht einfach auf Gödeke's Schriftchen verweisen. Interessant ist es nun, dass gerade diese Sage von Reinfried von Braunschweig auch in slavischem Boden Wurzeln, tiefe Wurzeln geschlagen und sich dort ganz eigentlich zu einer neuen Varietät ausgewachsen hat, während sonst alle eigentlich nationalen deutschen Sagen den Slaven fremd blieben, so dass sie — ich habe hier, als der Deutschen unmittelbare Nachbaren, zunächst die Böhmen im Auge — wohl die Magelone, Genoveva, Melusine, den Salamon und Markolf und ähnliche Bücher aus dem Deutschen übersetzt, aber weder den gehörnten Siegfried, noch den Herzog Ernst und anderes Verwandtes sich angeeignet haben. Bis heute nun sind in Böhmen, Mähren bis in die Slovakei herab zwei Volksbücher, die aber immer vereinigt erscheinen, weit verbreitet und gerne gelesen: sie beruhen, wie sich herausstellen wird, auf deutscher Quelle, auf der deutschen Überlieferung von dem Helden von Braunschweig, und führen den Titel: Zwei Chroniken von den böhmischen Fürsten Stillfried und Bruncwig (Dvě kroniky, o knížatech českých, první o Štylfrydovi, druhá o Bruncvíkovi) und diese zwei Volksbücher sollen Gegenstand der nachfolgenden Zeilen sein.

Was zuerst den Text dieser zwei böhmischen Volksbücher betrifft, so hat er sich in zwei verschiedenen Recensionen erhalten, wovon die eine (*A*) sich in einer Handschrift der k. k. Universitäts-

Bibliothek zu Prag erhalten hat [1]), die zweite (*B*) aber in zahlreichen Drucken vom 16. Jahrhundert bis auf unsere Zeit herab umläuft [2]). Beide Recensionen stimmen im Inhalte bis auf einige unbedeutende Umstände ganz mit einander und scheiden sich nur in der Art und Behandlung der Erzählung: es erzählt *A* viel weitläufiger und ausführlicher als *B*; dabei zeigen sich in *A*, namentlich in der ersten „Chronik" von Stillfried, wie schon Jungmann bemerkte, fast auf jeder Seite reichliche Spuren, dass wir darin nur ein in Prosa aufgelöstes Gedicht vor uns haben. Oft sind ziemlich lange Stellen mit Beibehaltung des Reimes eingeschoben; ja man kann sogar mit nur wenigen leichten Änderungen das ursprüngliche Gedicht, mit Ausnahme einiger kleiner Lücken, welche durch die Umarbeitung entstunden, aus jener Prosaauflösung wieder herstellen: namentlich ist der ganze Kampf Stillfried's mit den zwölf Rittern fast unversehrt in seiner gereimten Gestalt erhalten. Aus jenem Umstande, dass *A* Prosaauflösung eines Gedichtes ist, erklärt es sich denn auch, dass eben Einzelheiten, wie Turnier- und Waffenschilderungen und dergleichen, in *A* viel umständlicher als in *B* behandelt sind; letztere Recension ist überhaupt nur eine fortgesetzte Abkürzung und Umwandlung von *A*, wobei sich das Verderbniss natürlich auch besonders der Eigennamen bemächtigt. Was das Alter unseres Volksbuches angeht, so muss es schon im 16. Jahrhundert zu den sehr gelesenen gehört haben: denn Ulrich Prefat von Vlkánova [3]) erwähnt und verdammt es in der Vorrede seiner böhmisch geschriebenen und zu Prag 1563 erschienenen Beschreibung einer von ihm unternommenen Wallfahrt nach dem gelobten Lande in einer Weise, welche auf die grosse

---

[1]) Diese Recension ist von Herrn W. Hanka herausgegeben als Stará pověst o Stojmírovi a Brunsvíkovi knížatech českých (auch die Griseldis, obwohl sie der Titel nicht nennt, ist angehängt) v Praze, 1827; und besser mit neuer Vergleichung der Handschrift von K. J. Erben im Výbor z literatury české, 2, 39 — 74. Hanka glaubte gegen die Handschrift und ohne weitere Bemerkung den Namen Stillfried in Stojmír ändern zu dürfen.

[2]) Die älteste bekannte Ausgabe ist von 1565, Olmütz bei Joh. Günther; vgl. Jungmann Historie literatury české, 2 vyd., S. 66, Nr. III, 96 und Ch. d'Elvert in den Schriften der hist.-stat. Section zu Brünn, Heft 6 (1854), S. 58.

[3]) Oldřich Prefát z Vlkánova, geb. zu Prag 1520, gest. 1565, Julius 26. Seine Reise über Venedig nach Jerusalem, Compostella u. s. w. trat er 1546 an und kehrte davon im folgenden Jahre zurück. Seine Beschreibung derselben ward 1786 in Prag von F. Procházka neu herausgegeben, Jungmann a. a. O., S. 163* Nr. IV, 643 und S. 614. Die oben angezogene Äusserung Prefat's über den Stillfried ist von Jungmann S. 163* und im Výbor 2, 39 mitgetheilt.

Beliebtheit des Buches schon in jener Zeit schliessen lässt. Die erwähnte Handschrift der Recension *A* wird kaum um vieles älter sein als der erste Druck von *B*, aber die Sprache und der Umstand, dass wir in jener Handschrift eben nur ein in Prosa umgestaltetes Gedicht besitzen, weisen die Vorlage unseres Manuscriptes etwa dem 15., das Gedicht aber, aus welchem das Buch geflossen ist, etwa der ersten Hälfte des 14. oder vielleicht dem Ende des vorangehenden 13. Jahrhunderts zu.

Ehe ich weiter gehe, wird es nöthig sein, hier möglichst kurz den Inhalt der erwähnten Volksbücher beizubringen, um das Verhältniss derselben zu den deutschen Bearbeitungen und die Umwandlung, welche die Sage in fremdem Lande erfahren hat, erkennen zu lassen. Ich halte mich dabei blos an *A*, weil aus den Verschlechterungen von *B* für meinen Zweck nichts zu lernen ist, auch mir es nicht sowohl um eine Erläuterung der beiden böhmischen Volksbücher, als vielmehr um die Darstellung einer sonderbaren Sagenwanderung und Wandelung zu thun ist.

1. In Böhmen lebte ein Fürst Namens Stillfried (Štilfrid), der war hohes Geistes, und was er sich vorsetzte, das führte er auch aus. Er hatte eine liebliche Gemahlinn mit Namen Theodora, eine Tochter des lombardischen Königs, und mit dieser zeugte er einen Sohn, den er Bruncwig (Bruncvík) hiess und der von Jugend auf sich als Erben der herrlichen Eigenschaften des Vaters zeigte. Nach einiger Zeit gedachte Stillfried seine lange schon gehegte Absicht auszuführen, er wollte hinaus, wollte sich, seinem Lande und seiner Sprache Ruhm erkämpfen und nebenbei auch statt des Kessels, den er im Wappen führte, sich einen Adler erwerben. So nahm er rührenden Abschied von seinem Weibe und zog von einem einzigen Diener begleitet fort, durch vieler Herren Länder, ohne seines gleichen zu finden, bis er an den Hof des Königs Astronomus von Neapel kam, der ihn freundlich und wohlwollend empfing. Auch gewann der König den abenteuernden Helden bald lieb, weil er ihm mit Fleiss diente; eben so wenig konnte Stillfried's Tapferkeit Astronomus entgehen: desshalb erhob er ihn bald zu hohen Ehren und Würden. Nachdem auf diese Art eine Zeit verstrichen war, kam von dem englischen oder mesopotamischen Könige Filosofus ein Brief an Astronomus voll der ärgsten Drohungen. Der König will darob verzweifeln, Stillfried aber sucht ihn wieder aufzurichten, und ermahnt ihn der Gefahr mannhaft

entgegen zu treten. Auf Stillfried's Rath beruft Astronomus sein Heer und sendet an seinen Gegner ein Schreiben, worin er ihm den Vorschlag macht, man solle von beiden Seiten zwei tausend Pferde, jedes mit tausend Mark Silbers beladen, auswählen; dann sollte der König von England zwölf seiner besten Recken bestimmen, mit welchen allen Astronomus einen einzigen von seinen Mannen wolle kämpfen lassen; dem Sieger aber sollte nicht nur das Silber auf den Säumern, sondern auch das feindliche Reich verfallen. Filosofus nimmt den Antrag mit Freuden an, denn er pocht auf die Trefflichkeit seiner Helden; dem Könige von Neapel aber bangt vor dem Ausgange, obwohl Stillfried ihm verkündigt, er selbst wolle sein Kämpfer sein.

Zur bestimmten Frist erscheinen nun viele Fürsten und Herren am Platze und Alles wird dem Vertrage gemäss hergerichtet. Die Streiter des englischen Königs heissen: 1. Simforian z Levštítu (Levštíku); 2. Lipolt (Ipolit) Herzog von Österreich, 3. Rudolf, 4. Typartit ein griechischer Herzog, 5. Markgraf Theobaldus, 6. Tristram von Opočan, 7. Pitopas z Mezihradí, 8. Adrian, ein afrikanischer Herr, 9. Brynda, Markgraf von Tas, 10. Benedict, Fürst von Tyrus, 11. Naderšpan, ein ungrischer Herr, endlich 12. Žibřid (Siegfried), Fürst von Tenemark (Ardennen). Stillfried seinerseits hat sich zwölf Banner machen lassen, ein weisses mit güldenem Kreuze und dem Namenszuge des h. Wenzel, ein grünes, rothes, gelbes, blaues, himmelfarbenes, purpurrothes veilchenblaues, falbes, graues, scharlachfarbenes und eines worauf ein Löwe gemalt war[4]). Bei jedem Gange führt er ein anderes von diesen Bannern und besiegt so nach und nach alle die zwölf tapfern Herren zur grossen Verzweiflung des Königs von England, der seinen Kämpfern Güter und Gnaden, zuletzt sogar die Hand seiner Tochter sammt der Hälfte seines Reiches verheisst, wenn sie den Sieg erringen, wie auch zur gründlichen Beschämung jener prahlerischen Ritter selbst. Astronomus dankt nun Stillfrieden und will ihm schenken, was nur sein Herz begehre; dieser aber gibt sich als Fürsten von Böhmen zu erkennen und verlangt nichts als dass der Kessel in feurigem Felde, den er auf seinem Schilde führt, in einen schwarzen Adler in goldenem Felde

---

[4]) Die Bedeutung der verschiedenen Farben wird bei dieser Gelegenheit weitläufig ausgelegt; eine andere, von der hier gegebenen durchaus abweichende Deutung der Farben findet sich in einem noch ungedruckten Liede einer Wittingauer Handschrift (Sign. A 4. auf Bl. 397).

verwandelt werde, was Astronomus gerne bewilligt. Inzwischen kommt der König von England zu Astronomus und Stillfried, um ihnen vertragsmässig sein Reich zu überliefern, welches ihm aber unter Bedingung ewigen Friedens belassen wird. Auch Stillfried gedenkt nun heim zu fahren, und die Bitten seines neapolitanischen Freundes vermögen nicht ihn zu halten, denn er sehnt sich hin nach Weib und Kind, die er drei Jahre lang nicht gesehen hat. Da lässt ihn denn Astronomus reich beschenkt ziehen, und der nach Prag Zurückgekehrte wird von den seinen ehrlich und mit Freuden empfangen, sein erstes Geschäft aber ist an allen Stadtthoren den Adler anmalen zu lassen. Auch Astronomus fährt mit Stillfried nach Böhmen und Prag, und verlobt dessen Sohne Bruncwig, als er den herrlichen Jüngling erblickt, seine Tochter und kehrt dann in sein Land zurück. Die neapolitanische Princessinn ward bald hernach gegen Böhmen gebracht und Bruncwig feierlich vermählt. Als Stillfried starb vermachte er alle seine Habe seinem Sohne, und es war lange grosse Klage um den Fürsten. Gott sei gelobt!

II. Nach Stillfried's Tod übernahm Bruncwig die Regierung und führte sie nach dem Beispiele seines Vaters. Nach zwei Jahren gedachte er jedoch der Heldenthaten Stillfried's und beschloss auch hierin dem Vater ähnlich zu werden; zudem schwebt ihm ein Löwe statt des eben erst erworbenen Adlers im Wappen als höchtes Ziel seiner Wünsche vor. Er kündigte also seiner Gemahlinn seine Absicht an, nach Abenteuern zu suchen, und bewog die Jammernde endlich ihm ihre Zustimmung zu geben. Nachdem er zu Hause Alles geordnet, auch von der schönen Neomenia Urlaub genommen hatte, zog er mit dreissig Rossen in fremde Lande, fort und fort, bis er an's Meer gelangte. Er und seine Begleiter bemächtigten sich eines Schiffes und gingen mit hinlänglichem Proviant ausgestattet zur See. Drei Monate lang trieben sie umher, ohne an ein Land zu gelangen, als sich eines Nachts ein heftiger Sturm erhub der das Schiff an den Magnetberg (hora jakštýnová, hora Aktštein) führte. Als sie dem Berge sich genähert hatten, riss dieser sie, wie das seine Eigenschaft ist, heran an eine unterhalb desselben liegende Insel, Namens Zelator, d. i. Freudeninsel; hier sahen sie viele zu Grunde gegangene Schiffe und Menschen, und sie trauerten über das Schicksal das ihrer wartete, denn alle ihre Bemühungen sich zu befreien waren vergeblich. Nach und nach kam Hungersnoth über sie, dass

sie ihre Pferde schlachten mussten. Bruncwig traf hier auch eines Tages ein sonderbares Wesen, halb Mädchen halb Fisch, das Europa hiess und mit dem er sich erfreute. Die Hungersnoth stieg höher und höher und Bruncwig's Genossen zehrten sich unter einander auf, bis zuletzt der Held allein mit einem alten treuen Ritter, Balád, übrig blieb. Auf den Rath Balád's liess sich Bruncwig von diesem in eine Pferdehaut einnähen und mit Blut bestreichen, worauf ein Greif ihn erfasste und in sein Nest trug; Bruncwig aber, als ihn die jungen Unthiere hart bedrängten, sprang auf und tödtete sie, stieg dann aus dem Neste herab, worauf er in jenen wüsten Bergen ängstlich herum irrte, bis er nach elf Tagen und elf Nächten in ein reizendes Thal kam, wo er sich an den lieblichen Früchten satt ass. Plötzlich aber hörte er ein grässliches Getöse und erblickte einen Löwen und einen Drachen in heftigem Kampfe. Er besinnt sich, dass er ja doch eigentlich eines Löwen wegen ausgezogen sei und er tödtet den neunköpfigen feuerspeienden Wurm. Der gerettete Löwe folgt dankbar dem Helden, der ihn aber fürchtet; das Thier, über dieses Mistrauen betrübt, sucht Bruncwig auf jede Art von seiner Treue zu überzeugen; es jagt für ihn, es bringt ihm, als er verwundet ist, im Maule heilende Kräuter herbei, ohne dass jener beruhigt wird. Einmal, auf einem hohen Berge, besteigt Bruncwig einen Baum und erspäht ferne im Meere eine Burg; er merkte sich die Richtung und ging nach der Seite wo die Burg liegen musste, hin. Nach fünfzehn Tagen kam er zum Meere; hier machte er ein Floss, setzte sich darauf und stiess vom Lande, eben als der Löwe auf der Jagd war; aber in eben dem Augenblicke kam das edle Thier zurück, einen Eber im Rachen und sprang auf das Floss, das es aber nur mit den Vordertatzen erreichte. Bruncwig, durch diese Treue gerührt, half dem Löwen hinauf und so fuhren sie unter grossen Fährlichkeiten weiter. Zehn Tage und ebenso viele Nächte trieben sie auf dem Meere, zehn andere Tage und Nächte befanden sie sich zwischen Felsen in tiefer Finsterniss. Da kamen sie zu einem Berge, der wie Feuer leuchtete; es war der Berg Karbunkulus, von diesem hieb Bruncwig im Vorbeifahren ein Stück ab, das ihnen leuchtete, bis sie aus dem Dunkel heraus kamen. Als Bruncwig sich der Burg selbst näherte, beschlich ihn Furcht, denn ringsum und auch in der Burg wimmelte es von Ungethümen aller Art. Der Herr des Schlosses selbst, König Olibrius, hatte Augen vorne und hinten, an Händen und Füssen je achtzehn Finger und die aus-

gesuchtesten Missgeschöpfe umgaben ihn; einige hatten blos einen Fuss oder ein Auge, andere waren gehörnt, andere wieder hatten zwei Häupter oder Hundsköpfe; noch andere waren halb grau, halb weiss, oder buckelicht wie Kamele oder roth gleich Füchsen; alle aber erhoben sie einen wahren Höllenlärm in allen Tonarten. Bruncwig wollte entsetzt umkehren; der König jedoch, der dies bemerkte, sprach zu ihm: Bruncwig, wir kennen dich wohl; sag an, kamst du zu uns freiwillig oder aus Noth? denn deinesgleichen ward unter uns nie gesehen. Bruncwig erwiederte: Gnädiger König, ich zog wohl aus freien Stücken aus meinem Lande, zu euch aber komme ich nur aus Noth. Darauf Olibrius: Bruncwig, ich glaube dir, dass du mit uns nur durch die Umstände gedrängt verkehrst. Doch kannst du mich dir verpflichten, wenn du meine Tochter Africa, die mir vor drei Jahren der scheussliche Drache Basiliscus auf seine Burg Arabia entführte, erlösest; thust du dies, so will ich dir wieder heim in dein Vaterland helfen. Bruncwig wundert sich, dass man ihn hier mit Namen kenne, will aber die Erlösung wohl versuchen, wenn der König seinerseits dann sein Wort halte und ihn durch die eiserne Pforte heim entlasse, was dieser denn betheuerte und Bruncwigen alle Ehre erwies. Am dritten Tage liess sich Bruncwig ein Schiff rüsten mit Lebensmitteln auf fünf Monate versehen, und bestieg es dann nebst seinem Löwen. Als sie an des Drachen Burg gelangten, stiegen sie aus. Am ersten Thore erblickten sie zwei schreckliche Ungethüme als Wächter, an silberne Ketten geschlossen; diese Thiere hiessen Monetrus, sie hatten Menschenköpfe, Pferdeleiber und Schwänze wie die Schweine. Bruncwig stritt mit diesen lange und der Löwe riss sie endlich in Stücke. An der zweiten Pforte lagen zwei noch stärkere Unthiere, Glato geheissen; diese hatten jedes zwei Hörner, wohl zweier Ellen lang und scharf wie Messer. Es pflegt aber dieses Thier im Kampfe stets ein Horn auf den Rücken zu legen, während es das andere gebraucht, um damit wenn es ermüdet ist zu wechseln; dabei fürchtet es nichts als die rothe Farbe. Auch diese beiden fällt Bruncwig nach hartem Streite mit Hilfe des treuen Löwen. Am dritten Thore endlich fanden sie abermals zwei Bestien, die schrecklichsten von allen, von der Art die man Sidforus (Sidforové) nennt, mit Bärenkrallen und Teufelshörnern und schwarzen Zähnen gleich Pferden, ihre Rachen so gross, dass sie einen ganzen Menschen auf einmal verschlingen konnten. Hier wäre wohl Bruncwig kaum mit heiler Haut davon gekommen, hätten nicht

Gott und der Löwe ihm geholfen. So waren die Pforten erobert, in der Burg selbst fand Bruncwig Pracht über die Massen und der Schätze viel. Als er aber in den grossen Saal (palác, das mhd. palas) kam, da erblickte er eine schöne Jungfrau, die bis zum Gürtel Mädchen war, statt der Beine aber Schlangenschwänze hatte. Auch sie ward Bruncwig gewahr und sprach: Bruncwig, wie kommst du hieher? Dein Vater Olibrius, erwiederte Bruncwig, sendet mich, dich, liebe Africa, zu erlösen. O lieber Bruncwig, sprach die Jungfrau, hätte einer tausend Männer Stärke, doch könnte er jene Unthiere an den Pforten nicht besiegen; drum sprich, sie schlafen wohl, dass du ungefährdet herein kamst? Ja, wohl schlafen sie und werden schlafen, erwiederte Bruncwig. — So benutze die Zeit und entflieh, ehe sie wieder erwachen; meinem Vater aber sage, dass es mir wohl gehe. — Bruncwig erklärt dem Mädchen, ihre Rettung versuchen zu wollen, was ihm auch geschehe. Diese Erklärung erregte die Jungfrau Africa zur Liebe zu ihm; sie setzte sich zu ihm, umfasste ihn und gab ihm einen Ring zur Unterstützung, der vier und zwanzig Männer Kraft verleiht; dann erzählte sie ihm, dass sie stets von Mittag bis zum Abende die Schlangenfüsse haben müsse, während sie die Nacht über bis zum nächsten Mittage ihre wahre Gestalt wieder erlange. Nachmittags um drei Uhr komme der Drache und ruhe in ihrem Schoosse. Zuletzt ermahnt Africa den Ritter, sich zu entfernen, da die Zeit der Rückkunft des Drachen nicht mehr ferne sei. Bruncwig fleht zu Gott um Hilfe, und schon erscheint das Unthier mit grässlichem Getöse und von allerhand Schlangen und Ungeziefer umgeben. Der Held schlägt mannhaft die Schlangen nieder, obwohl er bis zum Gürtel im Gifte watet, und auch der Löwe feiert nicht. Basiliscus selbst wendet sich nun gegen die Feinde; ein furchtbarer Kampf entspinnt sich und währt die Nacht über bis zu Mittag und der ermüdete Bruncwig unterliegt fast; der treue Löwe aber thut auch diesmal seine Pflicht und zerreisst den Drachen; Bruncwig, durch Blutverlust und Wunden geschwächt, sinkt zur Erde und liegt so bewusstlos drei Tage und Nächte zum grossen Leidwesen Africa's. Wieder holt der Löwe in seinem Maule heilsame Kräuter, welche das Mädchen dem Kranken reicht, so dass er nach neun Tagen sich wieder erholt. Nun führt Bruncwig, nachdem er an Schätzen genommen was das Schiff tragen will, die erlöste Jungfrau zu ihrem Vater, der sie hoch erfreut ihrem Retter trotz dessen Widerstrebens zur Gemahlinn gibt. So leben sie einige

Zeit ruhig, obwohl Bruncwig immer darauf sinnt, wie er nach Hause kommen könnte. Einst erblickt er in einem Keller ein altes Schwert, das ihm seiner Trefflichkeit wegen ausnehmend gefällt; er nimmt es und hängt das seine an dessen Stelle. Nachts befragt er sein Weib über die geheimnissvolle Waffe; Africa steht rasch auf, verschliesst den Keller mit neun Schlössern und spricht, zu Bruncwig zurück gekehrt: Mich wundert, wie du jenes Schwert gewahrtest, das noch Niemand ersah; wüstest du aber seine Kräfte, du würdest wohl erstaunen. Bruncwig dringt in sie, ihm Alles zu sagen und sie eröffnet ihm, jenes Schwert habe die Eigenschaft, dass wenn man es aus der Scheide ziehe und spreche: ein Kopf, zwei Köpfe, zehn, zwanzig, dreissig, hundert, tausend Köpfe herab! dieses augenblicklich geschehe. Bruncwig voll Freuden erprobt des Schwertes Kraft zuerst an einigen der Missgestalten die in seine Stube kommen; als aber der König, Africa und alle die monströsen Bewohner der Burg zu Tische versammelt sind, zieht er sein Schwert und wünscht alle ihre Köpfe herunter was denn sogleich geschieht. Dann legt er was er an Kleinoden und Reichthümern findet, auf ein Schiff, öffnet die eiserne Pforte, durch welche allein er entkommen kann, und fährt mit seinem Löwen von dannen. So trieben sie wieder weit hin auf der See bis an eine Insel mit Namen Tripatrita, von welcher Trompeten- und Paukenschall und fröhlicher Gesang ihnen entgegen tönte. Bruncwig landete und gewahrte dort viele Schaaren, zu Pferde und zu Fusse, die sich auf allerlei Weise gütlich thaten; einer daraus trat auf ihn zu und forderte ihn auf an ihrer Lust Theil zu nehmen; er reichte Bruncwig die Hand hin, der, als er sie fasst, die seine verbrennt. Da zieht der Held sein Schwert und auch fällt schon der Kopf des heissen Gesellen. Die übrigen kommen heran — es waren die Teufel Asmodeus die hier ihre Qualen zu dulden hatten — aber Bruncwig entledigt sich ihrer wie des ersten und segelt dann weiter. Wieder irrt er fünfzehn Wochen in grosser Noth herum, bis er eine grosse Stadt entdeckt, auf die er zusteuert; es war Egbatanis, voll der schönsten Häuser, aber alle leer, obwohl die Tische gedeckt und die Mahlzeit bereitet. Bald auch kommen die Einwohner, die Astrioler (Astriolové), welche den Helden zu ihrem König Astriolus führen. Dieser sucht Bruncwig zu der eidlichen Verpflichtung zu bewegen, für immer bei ihnen zu bleiben, sonst wollten sie ihn auf ein glühendes Pferd setzen, wo er ewig brennen solle. Bruncwig weigert sich, der König lässt das höllische

Ross bringen und vier Männer nahen sich, den Armen darauf zu setzen; dieser zieht sein gutes Schwert und die Häupter liegen auch schon am Boden. Astriolus lässt ein Heer von einigen tausenden anrücken. Bruncwig jedoch ruft zornig: Zwanzig, dreissig, hundert, tausend Köpfe herunter! und alsogleich entsteht ein solches Getöse von den fallenden Köpfen, dass Alles erzittert. Der erschreckte Astriolus bittet Bruncwig einzuhalten und verspricht ihn dagegen ungefährdet sammt dem Löwen und allem Gute in die Heimat zu bringen, was Bruncwig eingeht. Es war an einer Mittwoche in früher Morgendämmerung, als Astriolus den Fürsten an der Grenze des Weichbildes von Prag (wie?) absetzte; der Heimgekehrte zog eines Pilgers Gewand an und ging in die Stadt. Sieben Jahre waren seit seiner Abreise verflossen, und König Astronomus war eben im Begriffe seine Tochter Neomenia, Bruncwig's Gemahlinn, dem assyrischen Fürsten Cleofas zu verbinden, und der Tag selbst war für ihre Vermählung festgesetzt. Als dies Bruncwig hörte, ging er hinauf auf's Schloss, und obwohl es ihn schmerzte, sein Weib neben Cleofas zu sehen, er wartete bis es Zeit wäre. Nach Tische brachte man goldene und silberne Becher und auch Bruncwig reichte man den Pocal, aus welchem Cleofas mit Neomenien getrunken hatte. Er liess in diesen seinen Ring fallen und ging eilends aus der Burg, auf deren Pforte er schrieb, dass der, welcher vor sieben Jahren daraus weggezogen, wieder darin gewesen sei. Neomenia aber erkannte den Ring und sagte davon ihrem Vater. Cleofas der es hörte, ward sehr traurig und eilte Bruncwig mit dreissig Reitern nach, ihn zu verderben. Als Bruncwig dies bemerkte, zog er sein Schwert und rief: Den Kopf herab dem Bräutigam und seinen Dienern! und die Häupter sprangen herab, das Übrige zerriss der Löwe, und die Pferde liefen ledig zur Stadt. Dann begab sich Bruncwig auf ein Schloss, wohin er die Landherren berief und mit ihnen nach Prag fuhr. Neomenia und ihr Vater zogen ihm mit Freuden entgegen und mit ihnen Viele aus Prag, alte und junge, und alle hatten sie grosse Freude, dass er den Löwen gebracht hatte. Bruncwig erzählte seine überstandenen Abenteuer und liess dann an den Stadtthoren und auf die Banner den Löwen, das neue Wappenthier, malen. Fünf und vierzig Jahre lebte er und zeugte mit seiner Königinn einen Sohn, Ladislav, dem er sein Reich hinterliess, als er hochbejahrt starb. Der treue Löwe wollte ihn nicht überleben, sondern starb auch aus Trauer. Lob sei Gott in der Höhe!

Dass wir in diesen böhmischen Volksbüchern eben nur eine Bearbeitung oder Übersetzung eines alten deutschen Buches vor uns haben, bedarf keines weitläufigen Beweises; es genügt die Vergleichung des eben mitgetheilten Auszuges mit den vorhandenen deutschen Fassungen der Sage. Dies gilt unzweifelhaft von dem zweiten Theile, der Chronik von Bruncwig, der ziemlich genau zu der deutschen Überlieferung stimmt; überdies sprechen die Namen des Helden und des Magnetberges Agtstein für den deutschen Ursprung. Aber auch im ersten Theile der Chronik von Stillfried weisen der Name der Hauptperson, so wie jene der Ritter, mit denen Stillfried am Hofe des neapolitanischen Königs zu kämpfen hat, auf eine deutsche Vorlage.

Bei der Übernahme nun jener deutschen Geschlechtssage von dem Herzoge von Braunschweig in die böhmische Überlieferung mussten natürlich Änderungen eintreten, deren Betrachtung des Interesses nicht entbehrt.

Obwohl die meisten deutschen Bearbeitungen des Stoffes, die uns erhalten sind, Hans Sachsens Gedicht (Werke, Nürnberg MDLXXVIII, Buch 4, Theil 2, Blatt LVII[b] bis LVIII[b]), das Meisterlied des Michael Wyssenhere und das in Puschmann's Gesangbuch, das deutsche und das belgische Volksbuch, blos die Fahrten und Abenteuer des Braunschweigers in fernen Landen darstellen, so kann doch kein Zweifel walten, dass ursprünglich zu dieser Sage auch eine Brautfahrt gehört habe, worin erzählt ward, auf welche Weise der Held von Braunschweig, der bald Reinfried heisst, bald als Heinrich der Löwe gedeutet, oder gar nicht näher bezeichnet wird, seine Gemahlinn, die später und zu Ende noch gewichtig in die Sage herein spielt, gewonnen habe. In der That enthält auch die älteste uns erhaltene Fassung, das Gedicht von Reinfrit von Braunschweig, eine solche Brautwerbung, freilich gewiss nicht in der ursprünglichen Form, sondern höfisch gewandt und gemodelt. Auch der böhmische Bearbeiter fand in seiner Quelle eine ähnliche Erzählung vor. Aber in Folge eines seltsamen, doch nicht ganz unerklärlichen Missverständnisses, zerreisst er die Erzählung von Reinfried, oder, wie es in seiner Vorlage hiess, von Stillfried von Braunschweig, in zwei nur mehr nothdürftig und obenhin zusammenhangende „Chroniken", aus dem éinen Stillfried von Braunschweig werden für ihn zwei Personen, Fürst Stillfried und dessen Sohn Braunschweig! Dazu mag ihn der Umstand verleitet haben, dass in dem zweiten Theile des Gedichtes

das er übersetzte, der Held nur einfach wird als der von Braunschweig ohne weiteren Vornamen bezeichnet worden sein. Wird ja doch auch in Wyssenhere's Gedicht der Held blos der edle Fürst und Herre von Braunschweig genannt; ja der Geist, den der Fürst beschwört, spricht ihn Strophe 68 (Massmann's Denkmäler deutscher Sprache und Literatur S. 133) an:

Brüneczwigk du solt wiszen,
dyn fraûwe wil nemen eyn andern man.

Stund etwas ähnliches in der älteren Vorlage, welche der Böhme bearbeitete, so musste er hier Brüneczwigk als den Namen des Helden auffassen; dadurch ward er aber darauf geleitet, in dem ersten Theile der überhaupt die meisten Änderungen in sachlicher Beziehung erfahren zu haben scheint, Stillfried als eine ganz verschiedene Person, als den Vater des Braunschweig anzusehen, ungeschickt genug; denn nun muss Stillfried, was in den Dichtungen des Mittelalters fast unerhört ist und dem Geiste jener Zeit ganz und gar entgegen läuft, in fremde Lande ziehen und sich durch seine Heldenthaten eine Braut erwerben, aber nicht für sich, sondern für seinen Sohn! Ihn selbst, da er ja einen Sohn zurück lässt, musste der Böhme natürlich als schon vermählt darstellen. Die ursprüngliche Einheit beider, Stillfried's und Braunschweig's, schimmert aber noch erkennbar genug in ihrem verwandtschaftlichen Verhältnisse durch.

Diese Trennung der Hauptperson in zwei Gestalten ist aber nicht die einzige Änderung, welche die Sage bei ihrer Überpflanzung auf böhmischen Boden erfuhr. Stillfried und Braunschweig sind böhmische Herzoge geworden, sie sind für Böhmen und für die böhmische Sprache, für des Landes Ehre und Ruhm begeistert; ehe sie einen Kampf beginnen, flehen sie zum h. Wenzel, dem Schutzheiligen Böhmens, um Hilfe und Stillfried führt auf einem seiner Banner das Bild eben dieses Heiligen. Der Beweggrund für beide aber, dass sie in so viele und so grosse Abenteuer sich wagen, ist ihr Streben nach einem neuen Wappen; Stillfried wünscht sich statt des Kessels einen Adler, Bruncwig statt dieses wieder einen Löwen. In diesem Umstande scheint der Anknüpfungspunkt der deutschen Sage an eine schon vorhandene böhmische zu liegen; denn eine solche Anknüpfung musste stattgefunden haben, obgleich es uns schwer wird, sie klar und in ihrem ganzen Umfange darzulegen. Der Böhme wird in seiner Vorlage wahrscheinlich gefunden haben, dass der Held nach seiner Rückkehr zu Braunschweig das

Bild des Löwen in Erz gegossen habe aufstellen lassen [5]); da nun der Löwe bekanntlich das Wappenthier Böhmens ist, so mochte er sich bei jener Erzählung an Vladislav II. erinnern, dem, wie man erzählte (vgl. Hájek's böhm. Chronik zum J. 1159) [6]) Kaiser Friedrich eben den Löwen statt des Adlers in seinem Schild verlieh. Dass aber der böhmische Bearbeiter in seinem Werke diese Wappenerwerbung verdoppelte und auch zurück auf Stillfried übertrug, dazu lag vielleicht die Veranlassung in irgend einem Zuge des deutschen Originals, den wir nicht mehr aufzudecken vermögen. Gewiss aber ist, dass er bei Stillfried an eine schon vorhandene Sage von Herzog Břetislav (oder von Vratislav II.) dachte; denn auch dieser Herzog soll (vgl. Hájek a. a. O. zum J. 1032) von Kaiser Konrad, wie Stillfried durch den neapolitanischen König, nach Hájek's Ausdruck „der Dienstbarkeit des Kessels entledigt“ worden sein und von ihm die Erlaubniss erhalten haben, statt des Kessels, den die böhmischen Herzoge bisher angeblich geführt hatten, einen schwarzen Adler in sein Wappen aufzunehmen. In diesen beiden Fällen ist die Anlehnung an verbreitete historische Sagen offenbar, scheint aber in dem ursprünglichen altböhmischen Gedicht noch nicht vorhanden, wenigstens nicht so durchgeführt gewesen zu sein, als in dem Prosaromane: mich leitet darauf die Beobachtung, dass gerade in allen jenen Stellen, wo die zwei Fürsten als Böhmen dargestellt werden, wo von der Wappenänderung die Rede ist, und in ähnlichen, sich keine Spuren von Vers oder Reim finden lassen.

Gerade diese Anlehnung hatte aber zur Folge, dass Hájek, welcher das Buch von Stillfried und daraus diesen als böhmischen Fürsten kannte, ihn nun auch unter die böhmischen Herzoge glaubte einreihen zu müssen. Diese Einreihung gelang ihm nicht ohne Mühe, aber sie gelang ihm. Nach Hájek's Erzählung (Böhm. Chron. zum J. 883) hätte Stillfried ursprünglich Stujmír (eine misslungene böhmische Übersetzung des Namens Stillfried) geheissen und wäre Verwalter in Bilin gewesen, später aber von Herzog Hostiwit, gegen den er sich aufgelehnt hatte, nach Deutschland verbannt worden. So hätte er in

[5]) In dem Gedichte von Reinfried von Br. wird sogar gesagt, der Held habe einen Löwen im Wappen geführt und der Dichter versprach zu erzählen, wie es gekommen sei, dass jener Fürst und seine Nachkommen einen zweiten Löwen hinzugefügt hätten.

[6]) Ich citire an diese Stelle und im folgenden ausschliesslich Hájek, weil es sich hier ja nicht um die wahre Geschichte handelt, sondern um die Sagen, welche jener bewahrt hat

Baiern lange Jahre gelebt und dort nicht nur seinen Namen verändert, sondern auch seine Muttersprache verlernt. Als aber später (vergl. Hájek zum J. 896) die Böhmen mit ihrem Herzog Bořivoj unzufrieden wurden, gedachten sie des vertriebenen Stillfried, Hrutis Sohn, der durch Bila und Kaša von Krok stammte; sie riefen ihn aus Baiern zurück und stellten ihn Bořivoj entgegen. Bald aber musste Stujmír einsehen, dass die Böhmen, die gegen ihren Herzog aufgestanden waren, sich noch schwerer für den ehemaligen Biliner Verwalter zu begeistern vermochten; ihnen selbst aber ward ein Mann nachgerade lästig, der nicht böhmisch kannte und mit dem sie nur durch Dolmetsche verhandeln konnten. Beide Seiten schlossen also ein Übereinkommen: Stillfried liess sich auf Wartegeld setzen und ging nach Baiern zurück, die unruhigen Böhmen aber wandten sich wieder ihrem Bořivoj zu. So weit Hájek. Seine Erzählung ist werthlos in jeder Beziehung; sie beruht auf keinerlei alter Überlieferung, sondern dankt ihre Entstehung nur dem Bestreben, Sage und Geschichte in wenigstens äusserliche Übereinstimmung zu bringen. Bei Bruncwig gibt sich Hájek nicht mehr die wenig lohnende Mühe auch ihn unter Böhmens Herzoge zu placiren: er übergeht ihn.

Wenn so die sagenhafte fremde Gestalt Stillfried's bis in die böhmische Geschichte dringen konnte, so ist diese deutsche Sage auf der anderen Seite auch vollständig mit dem Volksleben und den Volksüberlieferungen in Böhmen und Mähren verwachsen. Besonders ist es des Braunschweigers treffliches Schwert, das hier eines nachhaltigen Ruhmes geniesst; in Prag, unter einem Pfeiler der grossen Moldaubrücke, dort wo der Roland steht, soll es, wie man erzählt, vergraben liegen für künftige Zeiten; in einem in Mähren sehr verbreiteten Volksschauspiele von dem Leiden und Sterben der h. Dorothea weiss der Henker, welcher die fromme Jungfrau enthaupten soll, nicht besser zu loben als dass er es schmeichelnd ein wohlgeschliffenes Bruncwigisches Schwert (švancaru bruncvikovou) nennt. Und in einer böhmischen Sage, deren Volksthümlichkeit ich freilich nicht bestätigen kann und fast bezweifle, soll Stillfried fast die Rolle Kaiser Friedrich's im Kyffhäuser spielen [7]).

---

[7]) Auch in böhmischen Eigennamen zeigt sich dieses tiefe Eindringen der Sage in das Volk: so hiess ein böhmischer Theologe, der sich auch als Schriftsteller (Jungmann Historie literatury české, 2 vyd., S. 293, Nr. V, 684) versucht hat, Štilfrid Bruncveikar.

Wenn wir uns schliesslich nach jener deutschen Quelle umsehen, aus welcher unsere böhmischen Volksbücher geflossen sind, so werden wir sie unter den vorhandenen deutschen Bearbeitungen der Sage von Reinfried von Braunschweig oder von Heinrich dem Löwen vergeblich suchen. Den ersten Theil, die Brautfahrt, enthält wie erwähnt von allen diesen nur das anonyme Gedicht von Reinfried aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, von dem eben Gödeke eine Analyse und umfassende Auszüge gegeben hat; mit diesem Gedichte stimmt unsere „Chronik von Stillfried“ gerade nur in der Hauptbegebenheit, der Brautwerbung, während die ganze übrige Erzählung und alle Nebenumstände ganz und gar abweichen. Der zweite Theil, die „Chronik von Bruncwig“, zeigt gegen die bekannten deutschen Fassungen gleichfalls nicht unbeträchtliche Abweichungen, obwohl er mit ihnen im Grundgedanken und in einzelnen Abenteuern und Umständen übereinkommt. Die Heldenthaten des Braunschweigers und die Wundergeschichten sind gehäuft, mancher wichtige Zug, wie in der Erzählung von dem Ringe ist verdunkelt und in den Hintergrund gedrängt, manch anderes Moment tritt dagegen bedeutsam hervor, so das ganz märchenhafte Schwert. Wir müssen daher für die böhmische Bearbeitung ein anderes deutsches Gedicht als Vorlage annehmen, das uns im Originale verloren gegangen ist. Dieser letztere Umstand wird die Mittheilung des Auszuges, wie ich hoffe rechtfertigen oder wenigstens entschuldigen. Dass jene Vorlage ein Gedicht gewesen, lässt sich schon aus dem Umstande schliessen, dass auch die böhmische Bearbeitung ihrerseits auf ein verschollenes altböhmisches Gedicht hinweist, welches wohl kaum nach einem deutschen Prosaromane wird verfasst sein; zudem zeigen die ganze Behandlung, die verschiedenen Namen und ähnliches ganz die Eigenheit des höfischen Epos. Es wird demnach jenes vermisste deutsche Gedicht von Stillfried von Braunschweig, so weit ein Schluss erlaubt ist, dem erhaltenen von Reinfried von Braunschweig vor allen anderen am nächsten gestanden haben, möglicher Weise aber älter als dieses gewesen sein.

SITZUNG VOM 10. DECEMBER 1858.

Gelesen:

Der Landesherr von Schâng.

Von dem w. M. Herrn Dr. **Pfizmaier.**

Seit das Reich Thsin sich die Erweiterung seiner Grenzen zur Aufgabe stellte, befolgte es zugleich den Grundsatz, die Kräfte fremder Reiche seinem Willen dienstbar zu machen. Durch eine lange Reihe von Jahren, nämlich von dem Regierungsantritte des Fürsten Hiao (362 vor Chr.) bis zu der entschiedenen Oberherrschaft dieses Reiches, beobachten wir daher die Erscheinung, dass vorzüglich Ausländer auf die Geschicke Thsin's den grössten Einfluss übten. Unter den Männern, welche sich auf diese Weise durch ihr für die Unabhängigkeit der Staaten verderbliches Wirken besonders bemerkbar machten, ist die Persönlichkeit, deren Leben Gegenstand dieser Abhandlung, in der Zeitfolge die erste.

Dieser Mann, in der Geschichte unter dem Namen des Landesherrn von 商 Schâng bekannt, war einer der unrechtmässigen, d. i. von der Thronfolge gewöhnlich ausgeschlossenen Prinzen des Reiches 衛 Wei. Sein Name war 鞅 Yang, sein Familienname 氏孫公 Kung-sün-schi, das Geschlecht des Fürstenenkels, während sein Ahnherr ein Mitglied der berühmten Familie Ki, zu der die Himmelssöhne und mehrere Reichsfürsten gehörten. Ausserdem nennt man ihn gewöhnlich Yang, auch Yang von Wei, oder den Fürstenenkel Yang.

Yang verlegte sich in seiner Jugend auf das Studium der Gesetze und zog frühzeitig nach dem Reiche 魏 Wei. Daselbst trat er in die Dienste des Reichsgehilfen von Wei, des Fürstenoheims 痤 Thso, wobei ihm der Titel eines „mittleren," nicht zur Thronfolge berechtigten Prinzen zu Theil ward. Thso bemerkte bald die hohen Verstandesgaben des fremden Prinzen, hatte jedoch noch keine Gelegenheit gefunden, ihn dem Könige vorzustellen.

Da ereignete es sich, dass der Fürstenoheim Thso erkrankte. König Hoei von Wei begab sich persönlich zu seinem Reichsgehilfen, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen. Dabei äusserte er sich gegen diesen: Wenn bei der Krankheit des Fürstenoheims etwas Unvermeidliches eintreten sollte, gäbe es dann noch ein Mittel für die Landesgötter? — Der Fürstenoheim Thso erwiederte: Unter meinen mittleren unrechtmässigen Prinzen befindet sich der Fürstenenkel Yang. Derselbe ist zwar jung, aber er besitzt wunderbare Gaben. Ich wünsche, dass der König mit dem ganzen Reiche ihm Gehör schenke. — Der König nahm diese Worte mit Schweigen auf und wollte sich nach einiger Zeit wieder entfernen. Thso liess jetzt alle Zeugen bei Seite treten und sagte neuerdings zu dem Könige: Da du, o König, nichts davon hören willst, dass du Yang verwendest, so musst du ihn tödten! Du darfst ihn nicht die Grenzen überschreiten lassen. — Der König zeigte sich hiermit einverstanden und entfernte sich.

Thso berief hierauf den Fürstenenkel Yang zu sich und entschuldigte sich bei ihm mit den Worten: So eben hat mich der König gefragt, wen man zum Reichsgehilfen machen könne. Ich sagte zu mir selbst: Wenn der König durch seine Miene zu erkennen gibt, dass er mir nicht beistimmt, so stelle ich den Landesherrn voran, den Unterthan setze ich nach. Desswegen sprach ich: Der König will Yang nicht verwenden, er soll ihn also tödten. — Der König sagte mir es zu. Du kannst dich schnell entfernen; denn du wirst indessen gefangen. — Yang erwiederte hierauf: Jener König mochte deine Worte, o Herr, nicht befolgen, als du ihm riethest, mich anzustellen. Wie könnte er deine Worte, o Herr, befolgen, wenn du ihm räthst, mich zu tödten? — Auf diese Gründe gestützt, verblieb er in dem Lande.

Der König jedoch, nachdem er fortgegangen, äusserte sich gegen seine Umgebung: Wie bedauerlich, dass der Fürstenoheim

schwer erkrankt ist! Er wollte mich bewegen, dass ich mit dem Reiche Gehör schenke dem Fürstenenkel Yang. Wie hätte ich mich da nicht widersetzen sollen?

Später, nachdem der Fürstenoheim Thso bereits gestorben, brachte Yang in Erfahrung, dass Fürst Hiao von Thsin, der eben die Regierung angetreten, neue Befehle erlassen und weise Männer suche, dass derselbe die Pläne des alten Fürsten Mŏ wieder aufnehmen und die im Osten von Thsin gelegenen Länder mit Krieg überziehen wolle. Yang wandte sich auf diese Kunde sogleich nach Westen und reiste nach Thsin, woselbst er durch Vermittlung des Ministers 監景 King-kien, eines Günstlings des Fürsten Hiao, eine Zusammenkunft mit diesem Fürsten zu erhalten suchte.

Als Fürst Hiao endlich Yang von Wei empfing, sprach dieser lange Zeit von Staatsangelegenheiten, wobei der Fürst jedoch von Zeit zu Zeit einschlief und den Redner gar nicht hörte. Als der Fremde zu reden aufgehört, sprach der Fürst zürnend zu King-kien: Dein Gast ist nur ein Landstreicher. Wie verdiente er wohl, dass ich ihn verwende? — Als King-kien aus diesem Anlasse Yang zur Rede stellte, antwortete dieser: Ich sprach zu dem Fürsten von den Wegen der fünf Kaiser. Sein Geist war dafür nicht erweckt.

Nach fünf Tagen suchte der Minister dem Fürstenenkel eine nochmalige Zusammenkunft zu erwirken. Bei derselben fiel alles noch ärger aus, und Yang war durchaus nicht im Stande, den Fürsten durch seine Worte einzunehmen. Der Fürst stellte desshalb wieder seinen Minister und dieser seinerseits Yang zur Rede, der antwortete: Ich sprach zu dem Fürsten von den Wegen der Könige, aber ich fand noch kein Gehör.

King-kien ersuchte zum dritten Male um eine Zusammenkunft. Diesmal fand der Fürst an Yang Gefallen, entschloss sich jedoch noch nicht, ihn zu verwenden. Nachdem dieser seinen Vortrag beendet und fortgegangen, äusserte sich der Fürst gegen King-kien: Dein Gast ist ein vortrefflicher Mann; es lässt sich mit ihm reden. — Yang erklärte dem Minister diese Veränderung in den Ansichten des Fürsten mit den Worten: Ich sprach zu dem Fürsten von den Wegen der Gewaltherrscher; er gab mir zu erkennen, dass er sich nach meinen Worten richten wolle. Er wird mich gewiss wieder empfangen; ich weiss dies im voraus.

Als Yang von Wei den Fürsten Hiao wieder besuchte, unterhielt sich dieser mit ihm so eifrig, dass seine Knie, ohne dass er es wusste, über den Teppich hervorragten. Auf ähnliche Weise sprach er mit ihm mehrere Tage und konnte sich an seinen Reden nicht sättigen.

King-kien fragte Yang: Auf welche Weise hast du es bei unserem Landesherrn getroffen? Unser Landesherr ist in hohem Grade erfreut. — Yang antwortete: Ich sprach zu dem Landesherrn von den Wegen der Kaiser und der Könige, ich verglich mit einander die drei Herrscherhäuser; aber der Landesherr sprach: Auf das Langwierige und Entfernte kann ich nicht warten. Auch hat unter den weisen Landesherren ein jeder für sich selbst bekannt gemacht seinen Namen. Wie könnte wohl die Welt Stadt für Stadt warten durch mehrere Jahrtausende, bis sie zu Stande bringt Kaiser und Könige? — Desswegen habe ich von der Kunst, die Reiche zu bezwingen, gesprochen zu dem Landesherrn. Der Landesherr fand nur hieran grossen Gefallen. In der That ist es auch schwer, in der Tugend zu wetteifern mit den Yin und Tscheu.

Nachdem Fürst Hiao jetzt Yang von Wei wirklich in seine Dienste genommen, wollte dieser die Gesetze verändern. Der Fürst von Thsin fürchtete jedoch eine Zurechtweisung von Seite des Himmelssohnes. In einem Rathe, der über diese Angelegenheit an dem Hofe gehalten wurde, sprach Yang: Bei zweifelhaften Handlungen gibt es keinen Namen. Bei zweifelhaften Dingen gibt es kein Verdienst. Auch wird derjenige, dessen Handlungen die der vorangehenden Menschen, gewiss des Unrechts geziehen von dem Zeitalter. Derjenige, dessen Überlegung die des Alleinwissens, wird gewiss verachtet von dem Volke. Der Unwissende ist im Dunkeln über vollbrachte Gegenstände. Der Verständige sieht, was noch keine Knospe getrieben. Mit dem Volke kann man nicht gemeinschaftlich überlegen. Im Anfange konnte man mit ihm gemeinschaftlich sich freuen. Wer zu Stande bringt die Erörterung der höchsten Tugend, befreundet sich nicht mit den Gewohnheiten. Wer zu Stande bringt grosse Verdienste, berathschlagt nicht mit der Menge. Aus diesem Grunde nahmen höchstweise Männer, wenn sie Reiche bezwingen konnten, nicht zum Muster die alten Einrichtungen. Wenn sie Nutzen bringen konnten dem Volke, richteten sie sich nicht nach den Gebräuchen.

Fürst Hiao fand die hier ausgesprochene Ansicht vortrefflich. Ein Minister, Namens 龍甘 Kan-lung erwiederte jedoch: Dem ist nicht so. Die höchstweisen Männer veränderten nicht das Volk und lehrten. Der Verständige verändert nicht die Gesetze und regiert. Mit Hilfe des Volkes lehrt er. Ohne sich zu bemühen, erwirbt er Verdienste. Indem man sich bei dem Regieren streng hält an die Gesetze, erlangen die Diener der Gesetze Übung, und das Volk ist mit ihnen zufrieden.

Yang von Wei beantwortete diese Einwürfe wie folgt: Was Lung gesprochen, sind Worte der Gewohnheiten des Zeitalters. Der gewöhnliche Mensch ist zufrieden mit den alten Gewohnheiten. Der Lernende vertieft sich in das, was er hört. Mit Hilfe dieser zwei Dinge mag man verwalten sein Amt und bewahren die Gesetze. Man erörtert mit ihnen nicht, was ausser dem Bereich der Gesetze. Die drei Herrscherhäuser hatten nicht einerlei Gebräuche, aber sie begründeten die Königsmacht. Die fünf Gewaltherrscher hatten nicht einerlei Gesetze, aber sie begründeten die Oberherrlichkeit. Der Verständige gibt die Gesetze, der Unwissende bearbeitet sie. Der Weise verändert die Gebräuche, der Entartete hält an ihnen fest.

Ein anderer Minister, Namens 摯杜 Tu-niĕ entgegnete hierauf: Wenn der Nutzen nicht hundertfach, verändert man nicht die Gesetze. Wenn die Verdienste nicht zehnfach, verändert man nicht die Geräthe. Das Alterthum zum Muster nehmen, ist kein Fehler. Nach den Gebräuchen sich richten, ist kein Unrecht.

Yang setzte diesem Einwurfe noch Folgendes entgegen: Bei der Regierung des Zeitalters sind nicht einerlei Wege. Bei dem Vortheil der Reiche nimmt man nicht zum Muster das Alterthum. Desswegen richteten sich Thang und Wu nicht nach dem Alterthume und wurden dennoch die Könige. Hia und Yin veränderten nicht die Gebräuche und gingen dennoch zu Grunde. Wer zuwiderhandelt dem Alterthume, darf nicht des Unrechts geziehen werden, und wer sich richtet nach den Gebräuchen, verdient nicht, dass man ihn lobpreist.

Fürst Hiao erklärte die Rathschläge Yang's von Wei für vortrefflich und ernannte ihn zum Ältesten der unrechtmässigen Prinzen der Linken. Zuletzt ward auch beschlossen, einen Befehl, durch den die Gesetze verändert wurden, zu erlassen.

In den neuen Gesetzen ward unter anderem befohlen, dass das Volk in Genossenschaften von zehn und fünf Menschen sich gegenseitig erhalten solle. Den mit einander in Verbindung stehenden Ansiedlungen wurden Vorsteher gegeben. Wer einen Verräther (d. i. einen fremden Eindringling oder Späher) nicht anzeigte, wurde enthauptet. Wer einen Verräther anzeigte, erhielt gleiche Belohnung mit demjenigen, der das Haupt eines Feindes abgeschlagen. Wer einen Verräther verbarg, erhielt gleiche Strafe mit demjenigen, der sich dem Feinde ergeben. Wenn in einer Familie des Volkes zwei oder mehr Männer waren und jene die anderen Familien nicht betheilte, mussten sie doppelte Abgaben entrichten. Jeder, der sich im Kriege ausgezeichnet, erhielt den vom Gesetze bestimmten höchsten Nutzantheil. Jeder, der sich in einen Privatstreit einliess, wurde je nach der Schwere eines solchen Streites gestraft. Alle hatten ihre ursprüngliche Beschäftigung, Ackerbau oder Weberei, zu betreiben. Wer viele Feldfrüchte oder Webestoffe gewonnen hatte, dem wurden dieselben wieder weggenommen, damit sie zum Nutzen derjenigen dienen, deren Gewinn unbeträchtlich oder die durch Nachlässigkeit verarmt waren. Allen ward die Erhaltung ihrer Familie zur Pflicht gemacht. Ein Seitenhaus, dessen Mitglieder sich nicht im Kriege ausgezeichnet, ward so betrachtet, als ob es nicht zu dem Stammhause gehörte. In den ämtlichen Tafeln war der vornehme oder niedere Stand, der Nutzantheil und die Rangstufe genau nach Unterschieden angegeben. Bei der Benennung der Felder, Wohngebäude, ferner der Diener, Weiber, so wie der Kleidungsstücke ward die Reihenfolge der Häuser zu Grunde gelegt. Wer sich Verdienst erworben, ward ruhmvoll erwähnt. Wer sich keine Verdienste erworben, stand, so reich er auch sein mochte, in keinerlei Ansehen.

Als die Gesetze bereits ausgearbeitet, aber noch nicht veröffentlicht waren, fürchtete Yang von Wei, dass das Volk ihm kein Zutrauen schenken werde. Er liess desshalb in der Reichshauptstadt vor dem südlichen Thore des Marktes einen drei Klafter hohen Baum aufpflanzen und erklärte in einer Aufforderung an das Volk, dass demjenigen, der im Stande sein werde, diesen Baum wegzunehmen und vor dem nördlichen Thore des Marktes aufzupflanzen, eine Belohnung von zehn Pfund Goldes zu Theil werden solle. Als das Volk hierüber nur sein Erstaunen ausdrückte und Niemand sich getraute

den Baum wegzunehmen, erklärte Yang von Neuem, dass derjenige, der den Baum verpflanzen würde, fünfzig Pfund Goldes erhalten solle. In der That fand sich jetzt ein Mann, der den Baum vor dem südlichen Thore aufpflanzte, und derselbe erhielt alsogleich die fünfzig Pfund Goldes. Yang wollte hierdurch zeigen, dass er das Volk nicht täuschen werde. Hierauf ward die Einführung der neuen Gesetze befohlen.

Nach einem Jahre waren die Menschen, welche erklärten, dass die neuen Gesetze nicht angemessen, wohl tausend an der Zahl. Unter den Personen, welche dieselben verletzten, befand sich auch der Thronfolger von Thsin. Yang von Wei sprach: Wenn die Gesetze nicht befolgt werden, so geschieht dies, weil die Höheren sie verletzen. Man wird zum Muster nehmen den Thronfolger. Der Thronfolger ist der Sohn des Landesherrn, man kann über ihn nicht die Strafe verhängen. Man strafe seinen Bevollmächtigten, den Prinzen Khien und zeichne mit Tinte seinen Lehrer, den Fürstenenkel Ku [1]). — Gleich am anderen Tage, nachdem die Strafe an den beiden genannten Personen vollzogen worden, erklärten sich die Bewohner von Thsin mit grösster Bereitwilligkeit für die neuen Gesetze und richteten sich nach ihnen. Nach zehn Jahren hatte sich diese Bereitwilligkeit in grosses Wohlgefallen verwandelt, während Niemand daran dachte, die Überbleibsel der früheren Einrichtungen aufzulesen. Um jene Zeit gab es in den Gebirgen keine Räuber, die Häuser waren mit dem Nothwendigen versehen und die Menschen zufrieden. Das Volk zeigte sich bei Kämpfen in Angelegenheiten des Landes muthig, bei Privatstreitigkeiten aber muthlos. Die Verwaltung der Bezirke und Städte war vollständig geordnet.

Mehrere Personen unter dem Volke, welche die Gesetze anfänglich für unangemessen erklärt hatten, kamen jetzt und erklärten sie für angemessen. Yang von Wei nannte diese Menschen Ruhestörer und Neuerer, und verbannte sie sämmtlich in die Grenzstädte. Nach diesem Vorfalle wagte es Niemand unter dem Volke mehr, seine Meinung über die Gesetze zu äussern.

---

[1]) Die über den Prinzen 虔 Khien verhängte Strafe wird nicht angegeben. Das Zeichnen des Gesichtes mit Tinte, zu dem Prinz 賈 Ku verurtheilt worden, war die niedrigste der ehemals gebräuchlichen fünf Strafen.

Im zehnten Regierungsjahre des Fürsten Hiao von Thsin (352 vor Chr.) erhielt Yang die Stelle eines 造良大 Ta-liang-thsao. Als solcher befehligte er in dem Kriege gegen Wei ein Heer, mit welchem er 邑安 Ngan-yĭ [1]), die damalige Hauptstadt dieses Reiches, belagerte und zur Übergabe zwang.

Drei Jahre später (350 vor Chr.) liess Yang in der Stadt 陽咸 Hien-yang [2]) Tempel und Paläste erbauen, worauf der Hof von Thsin das in bedeutender Entfernung weiter westlich gelegene 雍 Yung [3]), die bisherige Hauptstadt, verliess, und nach Hien-yang, das jetzt zur Hauptstadt des Reiches erklärt wurde, übersiedelte. Die Regierung von Thsin gab bei dieser Gelegenheit dem Lande mehrere neue Einrichtungen. Die Väter und Söhne, älteren und jüngeren Brüder, welche bisher in den Häusern gemeinschaftlich gelebt hatten, mussten jetzt von einander getrennt wohnen. Die kleineren Städte und Hauptorte der Districte wurden zusammengezogen und aus ihnen grössere Districte gebildet, welche, einunddreissig an der Zahl, je einen Vorsteher erhielten. An den Feldern wurden nördliche und südliche Wege eröffnet, die Marken geregelt und nach denselben die Abgaben bestimmt. Ebenso erfolgte die Einführung neuer Maasse und Gewichte. Diese Ordnung der Dinge war vier Jahre hindurch zu Grunde gelegt worden, als Prinz Khien von Neuem an einer Übertretung Schuld trug und die Strafe des Nasenabschneidens erlitt.

Nach fünf Jahren war das Reich Thsin zu einer hohen Stufe des Wohlstandes und der Macht gelangt. Der Himmelssohn schickte (342 vor Chr.) zum Zeichen seiner Achtung dem Fürsten Hiao das Opferfleisch, und die übrigen Reichsfürsten brachten Thsin ihre Glückwünsche dar.

Um dieselbe Zeit (341 vor Chr.) hatte ein Heer des Reiches Tsi die Macht des Reiches Wei in 陵馬 Ma-ling geschlagen, wobei der Thronfolger 申 Schin gefangen und der Feldherr

---

[1]) Die noch heute diesen Namen führende Districtshauptstadt in dem Kreise Kiai-tscheu, Provinz Schan-si.

[2]) Die noch heute diesen Namen führende Districtshauptstadt in dem Kreise Si-ngan, Provinz Schen-si.

[3]) Die heutige Districtshauptstadt Fung-thsiang, Kreis Fung-thsiang in Schen-si.

涓 龐 Pang-kiuen getödtet worden war. Dieser Zustand der Dinge bot Yang Gelegenheit, seine schon früher gegen das Reich Wei gehegten Pläne auszuführen. Der Vortrag, den er bald nachher (340 vor Chr.) in dieser Absicht vor dem Fürsten Hiao hielt, lautete: Thsin in seinem Verhältniss zu Wei gleicht einem Menschen, der behaftet mit einer Krankheit des Bauches und Herzens. Wenn Wei sich nicht einverleibt Thsin, muss Thsin sich einverleiben Wei. Warum dies der Fall? Wei liegt im Westen der engen Gebirgspässe. Es hat Ngan-yĭ zu seiner Hauptstadt. Es grenzt mit Thsin an den Fluss [1]) und behält ausschliesslich für sich den Nutzen des Ostens der Berge. Hat es diesen Nutzen, so dringt es im Westen in das Reich Thsin. Ist es dessen müde, so rafft es im Osten zusammen die Länder. Jetzt ist durch deine hohe Weisheit, o Herr, das Reich voll Zuversicht auf seine Macht, aber Wei hat im vergangenen Jahre eine grosse Niederlage erlitten durch Tsi. Die Fürsten der Reiche fallen von ihm ab. Man kann bei diesem Zustand der Dinge lange Zeit angreifen Wei. Wei kann Thsin nicht fassen; es wird gewiss übersiedeln nach Osten [2]). Übersiedelt es nach Osten, so hält sich Thsin an die Festen des Flusses und der Berge. Es wendet sich nach Osten und macht Ordnung mit den Fürsten der Reiche. Dies ist die Aufgabe der Kaiser und Könige.

Fürst Hiao billigte diese Ansichten und entsandte Yang von Wei an der Spitze eines Heeres zum Angriffe auf Wei. Wei liess seinerseits ein Heer unter dem Befehle des Prinzen 卬 Ngang gegen die eingedrungene Kriegsmacht ausrücken. Als beide Heere einander gegenüber standen, schickte Yang dem Prinzen Ngang einen Brief, worin er sagte: Anfänglich hatten ich und der Prinz an einander Freude, jetzt sind wir zu gleicher Zeit die Feldherren zweier Reiche. Ich kann es nicht über mich bringen, dass wir einander angreifen. Es möge geschehen, dass ich und der Prinz in Person zusammen treffen, dass wir einen Vertrag schliessen, uns freuen des Trinkens und dem Kriege ein Ende machen, so dass wir die Ruhe schenken den Reichen Thsin und Wei. — Der Prinz Ngang schenkte

---

[1]) Die Stadt Ngan-yĭ befand sich in geringer Entfernung von dem linken Ufer des gelben Flusses, nördlich von der grossen Krümmung desselben.

[2]) Es wird sich im Osten eine neue Hauptstadt wählen.

diesen Worten Glauben und begab sich zur Zusammenkunft. Nachdem beide getrunken, legte Yang von Wei in einen Hinterhalt gepanzerte Krieger, welche den Prinzen Ngang überfielen und gefangen nahmen. Yang schritt hierauf zum Angriffe des Heeres von Wei, das von ihm gänzlich vernichtet wurde. Nach dieser That kehrte er nach Thsin zurück.

König Hoei von Wei, dessen Heere von der Macht der Reiche Tsi und Thsin mehrmals geschlagen waren, dessen Reich von Hilfsmitteln entblösst, zugleich neue Einbussen erlitt, fürchtete sich und beeilte sich um den Preis des im Westen des gelben Flusses gelegenen Landes, welches er an Thsin abtrat, den Frieden zu erkaufen. Da die Grenzen von Thsin somit dem an der östlichen Seite dieses Flusses gelegenen Ngan-yĭ, der bisherigen Hauptstadt von Wei, ganz nahe gerückt waren, so wurde dasselbe von dem Hofe aufgegeben und Ta-liang, eine Stadt im fernen Osten, zur Reichshauptstadt erklärt [1]). König Hoei erkannte jetzt, dass nur der Fürstenenkel Yang an dem Unglücke seines Reiches Schuld und äusserte sich: Ich bereue es tief, dass ich die Worte des Fürstenoheims Thso nicht befolgt.

Yang von Wei ward nach seiner Rückkehr von Thsin mit dem Gebiete 商 Schâng [2]), das fünfzehn Städte in sich begriff, belehnt und erhielt den Titel eines Landesherrn von Schang.

Yang hatte zehn Jahre hindurch die Regierungsgeschäfte in Thsin geführt. Er hatte sich durch sein Wirken die Zufriedenheit des Volkes erworben, zählte jedoch unter den Vornehmen und Mächtigen viele Feinde. Um diese Zeit erhielt er einen Besuch von 良趙 Tschao-liang, einem der vielen politischen Redner, deren Geschäft es war, den verschiedenen Höfen in Angelegenheiten des Landes Rath zu ertheilen. Merkwürdiger Weise wusste dieser Mann das Schicksal, welches den Landesherrn von Schang, so wie alle übrigen später in Thsin zu Ehren gelangenden Personen treffen sollte, im voraus, und in dieser Beziehung ist die Unterredung,

---

[1]) König Hoei heisst von dieser Stadt auch König von Liang, wie aus dem Buche Meng-tse's zu ersehen, das mit den Worten beginnt: „Meng-tse's besuchte den König Hoei von Liang."

[2]) Der heutige gleichnamige District des Kreises Tung-tscheu in Schen-si.

welche zwischen den beiden durch Geist gleich ausgezeichneten Männern stattfand, besonders lehrreich.

Der Landesherr von Schang eröffnete die Unterhaltung, indem er sprach: Als ich dich zu sehen bekam, folgte ich dir zu Meng-lan-kao [1]). Jetzt bitte ich, mit dir in Verbindung treten zu können. Ist dieses möglich?

Tschao-liang erwiederte: Ich wage nicht, dies zu wünschen. Khung-khieu [2]) sagt: Wer die Weisheit erhebt und über sein Haupt stellt, geht vorwärts. Wer um sich die Entarteten schart und als König herrscht, geht rückwärts. — Ich bin ein Entarteter, desswegen wage ich es nicht, den Befehl zu empfangen. Ich habe es gehört: Einen Rang einnehmen, der uns nicht gebührt, heisst rangsüchtig. Einen Namen besitzen, der uns nicht gebührt, heisst ruhmsüchtig. Wenn ich mein Ohr erschliesse, o Herr, deinen Gründen, so fürchte ich, dass ich rangsüchtig und ruhmsüchtig. Desswegen wage ich es nicht, auf den Befehl zu hören.

Der Landesherr von Schang sprach: Gefällt es dir nicht, dass ich das Reich Thsin regiere?

Tschao-liang erwiederte: Das Undeutliche hören, nennt man scharfhörig. Das Innere durchblicken, nennt man scharfsichtig. Den Sieg erringen, nennt man mächtig. Schün von Yü sagte: Indem man sich erniedrigt, wird man geschützt. — Du, o Herr, scheinst nicht wandeln zu wollen auf den Wegen Schüns von Yü. Du hast nicht nöthig, mich zu fragen.

Der Landesherr von Schang berief sich jetzt auf seine Verdienste um Thsin, indem er sprach: In Thsin herrschten anfänglich die Lehren der Barbaren. Zwischen Vätern und Söhnen war kein Unterschied, in Gemeinschaft bewohnten sie das innere Haus. Jetzt habe ich verändert dessen Lehre und bewirkt, dass ein Unterschied zwischen Männern und Weibern. Ich habe in grosser Ausdehnung gebaut Tempel und Paläste gleich jenen in Lu und Wei. Wenn du

---

1) 孟蘭臯 Meng-lan-kao, eine unbekannte Persönlichkeit. Es wird hiermit offenbar angedeutet, dass der Landesherr von Schang selbst Tschao-liang aufsuchte und demselben in seine Wohnung, die bei dem gedachten Meng-lan-kao war, nachging.

2) Confucius.

betrachtest, wie ich Thsin regiere, wen hältst du wohl für weiser, mich oder den Grossen der fünf Widder [1])?

Hierauf erwiederte Tschao-liang: Die Haut von tausend Schafen gilt nicht so viel wie das Rippenfell eines einzigen Fuchses. Die Zustimmung von tausend Menschen gilt nicht so viel wie der Widerspruch eines einzigen Mannes. König Wu hat durch Widerspruch Glanz erworben, Tschheu von Yin ist durch Schweigen verdorben. Wenn du, o Herr, den König Wu nicht des Unrechts zeihst, so bitte ich, den ganzen Tag gerade reden zu dürfen, ohne dass mir Strafe zu Theil wird. Ist dieses möglich?

Der Landesherr von Schang sprach: Gefällige Worte sind Blüthen. Treffende Worte sind Früchte. Bittere Worte sind eine Arznei. Süsse Worte sind eine Krankheit. Wenn du in der That den ganzen Tag gerade reden willst, so ist dies meine Arznei. Ich bin gesonnen dir zu dienen: warum solltest du mir dies noch verweigern?

Tschao-liang sprach hierauf: Der Grosse der fünf Widder war ein Mann aus einem Dorfe in King [2]). Er hörte von der Weisheit des Fürsten Mŏ von Thsin und wünschte ihn zu sehen. Für die Reise fehlten ihm die Mittel, er verkaufte sich an einen Gast aus Thsin. Bedeckt von hänfenem Gewand fütterte er die Rinder. Nach einem Jahre erfuhr es Fürst Mŏ. Er erhob ihn aus der Tiefe von dem Munde der Rinder, und stellte ihn in die Höhe über die hundert Familien [3]). In dem Reiche Thsin wagte Niemand, den Blick bis zu ihm zu erheben. Er war Reichsgehilfe in Thsin sechs bis sieben Jahre, und er bekriegte im Osten das Reich Tsching. Dreimal bewirkte er die Einsetzung des Landesherrn von Tsin. Einmal rettete er das Reich King von dem Unglück. Er verbreitete die Lehren,

---

[1]) Über den Grossen der fünf Widder wird weiter unten eine Aufklärung gegeben.

[2]) Das Land des Volksstammes King ist das Reich Tsu.

[3]) In der Geschichte des Reiches Thsin findet sich folgende, von der hier gegebenen abweichende Nachricht von den Schicksalen des Grossen der fünf Widder. Fürst Hien von Tsin hatte (655 vor Chr.) die Reiche Yü und Kue vernichtet, wobei der Landesherr von Yü sammt seinem Minister 傒 里 百 Pe-li-hi gefangen wurde. Tsin, um den gefangenen Grossen von Yü zu erniedrigen, ertheilte diesem den Auftrag, die Tochter des Fürsten von Tsin, welche an den Fürsten Mŏ vermählt werden sollte, nach Thsin zu begleiten. Pe-li-hi, nachdem er in Thsin angekommen, floh aus diesem Lande und wandte sich nach 宛 Yuen, einem Gebiete des Reiches Tsu, welches das heutige Nan-yang in Ho-nan. Er ward jedoch von den Bewohnern eines

vertheilte Leben im Inneren, und die Menschen von Pa [1]) brachten Tribut. Er verkehrte durch die Tugend mit den Fürsten der Reiche, und die acht Stämme der westlichen Barbaren kamen, sich zu unter-

---

Dorfes in Tsu festgenommen. Fürst Mŏ von Thsin, der indessen von der Weisheit Pi-li-hi's gehört, war bereit, ihn um einen hohen Preis zurück zu kaufen. Da er jedoch fürchtete, dass man ihn in Tsu nicht ausliefern werde, liess er durch einen Abgesandten nach jenem Reiche melden: Pe-li-hi, der Begleiter meiner Gemahlin, befindet sich bei euch. Ich bitte um die Begünstigung, ihn um den Preis von fünf Widderfellen von euch zurückkaufen zu dürfen. Tsu willigte in dieses Begehren und lieferte den Gefangenen aus, der um diese Zeit bereits siebzig Jahre alt war. Fürst Mŏ liess ihn sogleich von seinen Fesseln befreien, beschied ihn zu sich und knüpfte mit ihm ein Gespräch über Angelegenheiten des Reiches an. Pe-li-hi entschuldigte sich, indem er sprach: Ich bin der Minister eines zu Grunde gegangenen Reiches. Wie sollte ich würdig sein, dass man mich befragt? — Fürst Mŏ entgegnete: Der Landesherr von Yü hat deinen Rath nicht beachtet, desswegen ging er zu Grunde. Dies ist nicht deine Schuld. — Der Fürst stellte seine Fragen immer dringender und unterhielt sich mit ihm durch drei Tage. Er fand so grosses Wohlgefallen an ihm, dass er ihm die Verwaltung des Reiches übertrug und den Titel eines Grossen der fünf Widder verlieh. Pe-li-hi weigerte sich so lange, die ihm angebotenen Würden zu übernehmen, bis nicht sein Freund 叔蹇 Khien-schŏ aus Tsi gleich ihm nach Thsin berufen sein würde. Er sprach nämlich zu dem Fürsten: Auf diese Weise gelange ich nicht zu meinem Freunde Khien-schŏ. Khien-schŏ ist weise, aber in dem Zeitalter ist es Niemanden bekannt. Auf meinen Wanderungen befand ich mich einst erschöpft in Tsi und bettelte bei den Menschen von Tschi. Khien-schŏ nahm mich auf. Ich wollte durch die Vermittlung Khien-schŏ's treten in die Dienste von Tsi. Der Landesherr besass keinen Verstand. Khien-schŏ hielt mich zurück, und ich konnte dadurch entkommen dem Unglück von Tsi. Hierauf begab ich mich nach Tscheu. Tui, der Sohn des Königs von Tscheu, war ein Freund der Rinder. Ich stand ihm zur Seite, indem ich pflegte die Rinder. Tui wollte mich verwenden, Khien-schŏ hielt mich zurück. Ich entfernte mich, und ich war so glücklich, dass man mich nicht strafte. Ich diente dem Landesherrn von Yü, Khien-schŏ hielt mich zurück. Ich wusste, dass der Landesherr von Yü meinen Rath nicht befolgte. Ich bezog in Wahrheit für mich den Nutzen und die Einkünfte, und verweilte einstweilen in dem Lande. Zweimal richtete ich mich nach seinen Worten und entkam. Einmal befolgte ich nicht seinen Rath und ward gezogen in das Unglück des Landesherrn von Yü. Daher kenne ich die Weisheit dieses Mannes. — Der Fürst berief hierauf Khien-schŏ aus Tsi zu sich und ernannte ihn zu einem Grossen ersten Ranges. Khien-schŏ und Pe-li-hi waren es, die später dem Fürsten Mŏ den Feldzug nach Tsching, der die unglückliche Schlacht von Hiao zur Folge hatte, widerriethen. Von den drei Feldherren, die in dieser Schlacht gefangen wurden, war Meng-ming-schi der Sohn Pe-li-hi's, Si-khi-schŏ der Sohn Khien-schŏ's.

1) 巴 Pa, ein barbarisches Reich in der Gegend des heutigen Pa-tscheu in dem Kreise Pao-ning, Provinz Sse-tschuen.

werfen. Yeu-yü [1]) hörte dieses; er schlug an die Schranken der Grenze und bat um eine Unterredung. Der Grosse der fünf Widder als Reichsgehilfe von Thsin sass bei der Arbeit nicht in dem Wagen. Bei der Hitze spannte er kein Dach. Wenn er umherzog in dem Reiche, folgten ihm keine Gespanne, in den Händen hielt Niemand Schild und Lanze. Die Namen seiner Verdienste sind bewahrt in den Kammern des Reiches. Sein tugendhafter Wandel ist bekannt bei den nachfolgenden Geschlechtsaltern. Als der Grosse der fünf Widder starb, vergossen in dem Reiche Thsin Männer und Weiber Thränen. Die Jünglinge sangen keine Lieder, die Stampfenden begleiteten nicht den Ton der Mörserkeule [2]). So war die Tugend des Grossen der fünf Widder. Doch als du, o Herr, vorgestellt wurdest dem Könige von Thsin, geschah dies durch die Vermittlung des Günstlings King-kien, den du gemacht zu deinem Wirthe. Dies kannst du dir nicht rechnen zum Ruhme. Als du Reichsgehilfe wurdest in Thsin, machtest du nicht die Sache der hundert Familien zu der deinen, sondern du bautest in grosser Ausdehnung Tempel und Paläste. Dies kannst du dir nicht rechnen zum Verdienste. Du straftest und brandmarktest mit Tinte des Thronfolgers Lehrer und Bevollmächtigten. Du verletzest zu Tode das Volk durch strenge Strafen. Hierdurch hast du gesammelt den Hass und gross gezogen das Unglück. Die Lehren bilden das Volk gründlicher als die Befehle. Das Volk richtet sich nach den Höheren schneller als nach den Erlässen. Jetzt, o Herr, begründest du noch zur Linken, und änderst es nach aussen. Das kannst du nicht betrachten als Lehre. Du, o Herr, bist auch mit dem Gesicht gekehrt nach Süden und nennst dich den unbedeutenden Menschen [3]). Du bindest täglich mit Stricken die vornehmen Prinzen von Thsin. In dem Gedichte heisst es:

Die Ratte siehe, wie sie lebt:
Der Mensch ist abhold den Gebräuchen.
Ein Mensch, der abhold den Gebräuchen,
Wie sollt' ihn nicht der Tod erreichen?

---

[1]) 余由 Yeu-yü, ein Minister der westlichen Barbaren, der ursprünglich ein Eingeborner des Reiches Tsin.

[2]) Die Personen, welche in einem Mörser stampften, pflegten sich zur Arbeit aufzumuntern, indem sie den Ton der Mörserkeule mit ihren Stimmen begleiteten.

[3]) „Der unbedeutende Mensch" ist der Titel den ein Landesherr sich selbst beilegt.

Beurtheilt man die Sache nach den Worten des Gedichtes, so hast du nicht zu hoffen auf das lange Leben. Der Prinz Khien verschliesst seine Thüre und lässt sich nicht sehen bereits acht Jahre. Du, o Herr, hast ferner getödtet den Beschwörer Hoan [1]) und gebrandmarkt mit Tinte den Fürstenenkel Ku. In dem Gedichte heisst es:

Wer Menschen hat gewonnen, sich erhält,
Wer Menschen hat verloren, fällt.

Was diese Dinge betrifft, so hast du durch sie nicht die Menschen gewonnen. Wenn du, o Herr, das Haus verlässest, bleibst du zurück hinter zehn Wagen. Die nachfolgenden Wagen führen gepanzerte Krieger. Männer von grosser Stärke und mit gedrungenen Schultern sitzen zu Dreien in den Wagen [2]). Männer, die in den Händen halten Partisanen, die fest ergreifen Piken und Lanzen mit Widerhaken, laufen zur Seite des Wagens. Wenn diese Dinge nicht bei der Hand, verlässest du, o Herr, nicht das Haus. In dem Buche heisst es: Wer sich verlässt auf die Tugend, ist zu Glanz erkoren. Wer sich verlässt auf die Stärke, ist verloren. — Du, o Herr, schwebst in Gefahr gleich dem Thau des Morgens. Wenn du fernerhin wünschest, zu vermehren die Jahre, zu verlängern das Leben, warum gibst du dann nicht zurück die fünfzehn Städte, bewässerst deinen Garten in einem Dorfe und ermahnst den König von Thsin, in das Licht zu stellen die Staatsdiener der Felsen und Höhlen [3]), zu pflegen das Alter, zu erhalten die Verwaisten, ehren zu heissen Väter und ältere Brüder, auf ihre Stufe zu stellen die Verdienstvollen, auszuzeichnen die Tugendhaften. Hierdurch kannst du eine zeitlang Ruhe geniessen. Wenn du, o Herr, noch immer Begehren tragen willst nach Schang, in ihm nach Reichthümern strebst und

---

[1]) Über den Beschwörer 懽 Hoan ist dem Verfasser in den von ihm benützten Quellen nichts vorgekommen.

[2]) Von den drei Personen, welche nach den Regeln des Fahrens in einem Wagen Platz nehmen, sitzt die Vornehmste zur linken Seite, diejenige, die den Wagen lenkt, in der Mitte. Ausserdem befindet sich eine Person zur rechten Seite, welche darüber wacht, dass der Wagen nicht umstürzt oder ausgleitet.

[3]) Die in Zurückgezogenheit lebenden Staatsdiener.

Gunst, so gibt es in dem Reiche Thsin eine Lehre, welche gross zieht den Hass der hundert Familien. Wenn der König von Thsin eines Morgens von sich weisen sollte seinen Gast und ihn nicht erhöhen an dem Hofe, wie könnte es dann ein Geheimniss bleiben, aus welchem Grunde das Reich Thsin dich, o Herr, aufgenommen? Als ein Flüchtling kannst du dann den Fuss erheben und warten.

Der Landesherr von Schang verschmähte den Rath Tschao-liang's. Fünf Monate, nachdem das hier mitgetheilte Gespräch stattgefunden, starb Fürst Hiao (338 vor Chr.), und der Thronfolger, genannt König Hoei, gelangte zur Regierung. Sogleich meldeten die Genossen des Prinzen Khien, dass der Landesherr von Schang abfallen wolle. Der König entsandte Leute mit dem Auftrage, Yang festzunehmen. Dieser begab sich auf die Flucht und gelangte bis in die Nähe der Grenze. Daselbst wollte er als Gast einkehren. Der Mann jedoch, der sich mit der Beherbergung der Gäste befasste und der den Landesherrn von Schang nicht kannte, sprach zu ihm: Das Gesetz des Landesherrn von Schang lautet: Wer einen Menschen beherbergt, der ohne Ausweis, wird verhaftet. — Der Landesherr von Schang erwiederte hierauf seufzend: Wie bedauerlich! Von den schlechtesten der Gesetze ist eines bis hierher gelangt!

Er zog hierauf weiter und begab sich nach seinem Vaterlande Wei. Die Bewohner dieses Reiches hassten jedoch den Landesherrn von Schang, der den Prinzen Ngang betrogen und das Heer von Wei geschlagen hatte. Sie versagten ihm den Eintritt in das Land. Als er jetzt im Begriffe war, sich in ein anderes Reich zu begeben, sagten die Bewohner von Wei zu einander: Der Landesherr von Schang ist der Mörder von Thsin. Thsin ist mächtig, und der Mörder kommt nach Wei. Wir können nicht anders als ihn zurücksenden.— Demnach wurde er an Thsin ausgeliefert.

Nachdem der Landesherr von Schang wieder in Thsin angekommen, entfloh er nochmals und begab sich nach der ihm als Lehen verliehenen Stadt Schang. Daselbst stellte er sich mit seinen Anhängern an die Spitze der bewaffneten Macht, zog hinaus und richtete einen Angriff gegen das Gebiet 鄭 Tsching [1]. Thsin entsandte seinerseits eine Kriegsmacht gegen den Landesherrn von

[1] Von dem Reiche Tsching verschieden. Das Gebiet ist der ehemalige gleichnamige District in der Nähe des heutigen Hoa-tscheu, Kreis Tung-tscheu in Schen-si.

Schang, der auf dem Gebiete 池 黽 Min-tschi in Tsching angegriffen und getödtet ward. König Hoei[1]) von Thsin liess den Leichnam des ehemaligen Reichsgehilfen durch Wagen zerreissen, die Stücke in dem Lande umherführen und dabei die warnenden Worte verkünden: Möge Niemand so handeln wie Yang von Schang! — Das ganze Haus des Landesherrn von Schang wurde ebenfalls dem Untergange geweiht.

---

[1]) Derselbe wird in der Geschichte immer König Hoei genannt, war aber damals noch Fürst von Thsin und nahm erst vierzehn Jahre später (324 vor Chr.) nach dem Beispiele mehrerer anderer Reichsfürsten den Königstitel an. Zugleich ward das vierzehnte Regierungsjahr, welches er um diese Zeit angetreten, als das erste des neugeschaffenen Königs erklärt.

Über die Bildung des lateinischen Infinitivus praesentis passivi.

Von dem c. M. Herrn Prof. **Lange.**

Nach einer kurzen Einleitung über die Berechtigung einer neuen Untersuchung über die Bildung des lateinischen Infinitivus praesentis passivi handelt der erste Abschnitt über die Bildung des activen Infinitivs durch das Suffix *se*, der zweite über den Werth und die grammatische Bedeutung dieses Suffixes. Es war nöthig, über die active Infinitivbildung zu handeln, theils weil bei Beurtheilung der bisherigen Erklärung des passiven Infinitivs aus dem activen auf dasjenige Rücksicht genommen werden musste, was in Bezug auf die active Infinitivbildung feststeht, theils weil nach meiner Erklärung der passive Infinitiv schliesslich sich als ein der Form nach activer, mit demselben Suffixe *se* gebildeter Infinitiv erweist. Im dritten Abschnitte wird das Absterben der älteren passiven Infinitivformen auf *i e r* neben den jüngeren auf *i* in der Zeit seit der Entstehung einer römischen Literatur in den in Betracht kommenden Schriftdenkmälern verfolgt. Es ergibt sich daraus, dass die ältere Form auf *i e r* seit Sulla's Zeit streng genommen todt war und nur in der poetischen Diction ein künstliches Leben fristete. Im vierten Abschnitte wird mit Bezug auf den Unterschied der älteren Bildung, der in den Ausgängen *i e r* und *r i e r* hervortritt, das Vorkommen beider Bildungen erörtert. Durch eine Übersicht über zusammen 366 Beispiele der älteren Infinitivform wird es wahrscheinlich gemacht, dass die Form auf *r i e r* rascher abstarb, als die auf *i e r*, und dass unter den Verben dritter Conjugation die mit kurzer Stammsylbe und dem Präsenscharakter *io* früher als andere die ältere Infinitivbildung aufgaben.

Im fünften Abschnitte wird die bisherige Erklärung der passiven Infinitive aus den activen mittelst Affigirung des Reflexivpronomens

se ausführlich widerlegt. Im sechsten wird die Frage, ob die Infinitive auf *ier* aus den activen Infinitiven oder aus dem Verbalstamme gebildet seien, schon vorläufig im letzteren Sinne bejaht, um von diesem Standpuncte aus eine Erklärung zu versuchen. Im siebenten Abschnitte wird zunächst *fieri* (ein angeblich anomaler Infinitivus passivi) aus dem Verbalstamme erklärt, und zwar erweist er sich als ein der Form nach activer mit Suffix *re* (*se*) gebildeter Infinitiv der Wurzel *fi* (Skr. *dhâ*), dessen passive Bedeutung in dem Passivbildungselemente *ie*, *io* liegt, welches dem Sanskrit *ja* entspricht. Im achten Abschnitte wird es zunächst wahrscheinlich gemacht, in dem *ie* von *ier* und *rier* eben jenen Passivcharakter *ie* zu erkennen und die Endungen *ier*, *rier* aus älteren *iere*, *riere* abzuleiten, so dass alle passiven Infinitive der lateinischen Sprache gleichwie *fieri* eigentlich active Bildungen sind. Im neunten Abschnitt wird diese Vermuthung durch den Nachweis bestätigt, dass *iere* und *riere* sich durch Apocope des *e* zu *ier*, *rier* verkürzen konnte, bei welcher Gelegenheit gewisse Neigungen und Abneigungen der römischen Dichter, namentlich des Plautus, Terentius, Lucretius in Betreff des Gebrauches der Infinitive auf *ier* besprochen werden. Im zehnten Abschnitt wird, da der Passivcharakter *ie* nicht wohl direct an die Verbalstämme der dritten Conjugation angetreten sein kann, die Entstehung von *legier* und *legi fiere*, also aus Zusammensetzung des Verbalstammes mit dem fertigen Infinitiv eines Hilfsverbums wahrscheinlich gemacht. Das so gewonnene Resultat wird dann im eilften Abschnitte zur Erklärung der Infinitive auf *rier* in der Weise benutzt, dass in *rier* gleichfalls der fertige Infinitiv eines Hilfsverbums, nämlich eines mit *ie* und Suffix *se* gebildeten Infinitivs der Wurzel *es* (sum, esse), erkannt wird. Im zwölften Abschnitte endlich wird das Verhältniss der jüngeren Infinitivform auf *i* zu der älteren auf *ier* erörtert und dargethan, dass sie nicht direct aus *ier* entstanden sein kann, sondern schon neben *ier* sich aus älteren *ies* entwickelt haben muss.

Vorgelegt:

Die heidnische Todtenbestattung in Deutschland.

Von dem c. M. Dr. Karl Weinhold.

ERSTE ABTHEILUNG.

(Mit 3 Tafeln.)

Wenn ich auf den nachfolgenden Blättern den Versuch mache, die verschiedenartigen Denkmale der heidnischen Leichenbestattung auf deutschem Boden zu besprechen, so thue ich nichts Unnöthiges und glaube auch nichts Unwillkommenes vorzunehmen. Denn es scheint endlich an der Zeit, die wüst aufgehäuften Berichte über die Ausgrabungen der Heidengräber durch ordnende Zusammenfassung für die Wissenschaft nutzbar zu machen, und durch den Gewinn wenigstens einiger Ergebnisse die germanistischen Fachgenossen auch zu diesem Theile unserer Alterthumskunde herbeizuziehen. Ich habe es an mir selbst erfahren, dass durch Gewöhnung an die reinen und schlichten Wege der geschichtlichen, poetischen und sprachlichen Gebiete sich eine Abneigung gegen die dunkeln und wirren Stein- und Erdhäufungen festsetzt, eigentlich, um es offen zu sagen, gegen die Fruchtlosigkeit des Zeit- und Geldaufwandes, welcher von einzelnen sogenannten Alterthumsforschern wie von ganzen Vereinen in sie gesteckt ward. Unleugbar steht, so ehrenwerthe Ausnahmen mehrere jetzige Archäologen dieses Feldes durch ihre Besonnenheit und Gelehrsamkeit machen, ihre Zahl gegen die unwissenden und verwirrten in üblem Verhältnisse; die Räthsel der vormittelalterlichen nichtrömischen Denkmale ziehen die Menge an, statt abzuschrecken.

Übrigens steht es nicht blos in Deutschland so, die wir doch auf die schön herangezogene germanistische Philologie mit Stolz verweisen dürfen, sondern auch in England und Frankreich, obschon

hier durch manche Umstände begünstigt einiges reiner ist. Um manches besser ist es in Dänemark, weil hier die Verhältnisse bedeutend einfacher als in Deutschland liegen; um so weniger sollte man sich dort dieses kleinen Vortheils überheben.

Meine Aufgabe war, den wichtigsten Abschnitt der Grab- oder Todtenalterthümer des deutschen Landes zu geben: die Darstellung der heidnischen Bestattungsarten. Zur vollen Erschöpfung hätte die eingehende Besprechung aller Beigaben gehört, was aber zuletzt eine Geschichte der Plastik und Toreutik der verschiedenen Bewohner Deutschlands bis zur merovingischen und karolingischen Zeit geworden wäre. Darauf konnte ich natürlich nicht meine Absicht lenken. Ich habe daher diese Dinge nur nebenbei behandelt und wünsche durch meine Bemerkungen genützt und namentlich angeregt zu haben. Eine reiche Fundgrube harrt hier noch des umsichtigen und vorurtheilsfreien Arbeiters.

Für die Herbeischaffung des Stoffes hat es mir nicht an Geduld und Mühe, wohl aber in einzelnen Fällen an Glück gefehlt [1]). Man weiss, wie verstreut die Berichte über diese Dinge sind und dass sie grösstentheils in Schriften sich verbergen, welche im Buchhandel unerreichbar sind. So kann ich nur wünschen, dass mir nichts Wesentliches entging.

Alle heidnischen Gräber Deutschlands vertheilen sich nach ihren augenfälligen Kennzeichen in drei grosse Gruppen: I. in Steinbauten, II. in Erdhügel, III. in flache Grabstätten, wonach wir auch unsere Besprechung gliedern. In allen dreien finden wir eben so wohl unverbrannte als verbrannte Leichenreste, was für die reiche zweite und dritte Classe eine Unterabtheilung nöthig macht. Wir werden nachweisen, dass die Steinbauten einer ganz anderen Zeit als die Erdgräber angehören und werden auch landschaftliche Unterschiede bemerken. Die Hünengräber, wie die Steinkisten der ältesten Todten gewöhnlich heissen, kommen im Süden gar nicht vor, und bei den flachen Gräbern trennt die Verbrennung oder die blosse Bestattung den Süden und Westen vom grössten Theile des Nordens Deutschlands. Die mannigfachen Beigaben bei den Todten sind nicht blos das wichtigste Mittel, die Zeitfolge dieser Denkmale zu bestimmen, sondern entrollen zugleich ein lebendiges Bild von dem Leben dieser verschwundenen Völker und verschollenen Zeiten.

---

1) So war es mir nicht möglich, die Berichte des Sinsheimer Alterthumsvereines zu erlangen, in denen Wilhelmi gute Zusammenstellungen gegeben haben soll.

I. Die Steingräber.

In dem nördlichen Deutschland bis nach Thüringen und Schlesien hinauf, in Schleswig, Jütland, Fünen und Seeland, in Schonen und Westgothland, in Holland, England, Schottland und Irland, im nördlichen und westlichen Frankreich, so wie in der Westhälfte des südlichen, in Spanien und Portugal, finden sich von Menschenhänden errichtete Steinsetzungen, die sich als Grabstätten erwiesen haben. Sie heissen in Dänemark Steendysser, in England Cromlechs, in Frankreich Pierres plates oder Grottes aux fées, in Deutschland gewöhnlich Hünengräber. Andere Namen sind Hünenkeller, Hünentritte, Hünerberge, Riesenbetten, Riesenkeller, Zwerg- oder Quargberge[1]), Teufelsbetten, Teufelsaltäre, Teufelskanzeln, Teufelsküchen, Steinhäuser, Steinöfen [2]), Carlssteine, Schluppsteine, Weinberge [3]).

Durch den verschiedenen Bau ergeben sich mehrere Arten.

1. Steinkisten ohne Steinkreise, Hünengräber im engeren Sinne.

Das Grab besteht aus mehreren im Viereck oder rund gestellten Tragsteinen, über denen ein oder mehrere Decksteine liegen (Taf. I, Fig. 1, 2, 3). Die Tragsteine ragen noch jetzt gewöhnlich einige Fuss aus der Erde; sie stehen dicht an einander gefügt und sind oft mit Sand und kleinen Steinen, zuweilen auch mit Lehm in den Zwischenräumen ausgefüllt. Zur Absperrung nach aussen wurden die Kisten innen auch mit Steinplatten belegt, wozu in Mecklenburg und auf Seeland rother Sandstein mit Vorliebe gewählt ward. In vielen Fällen ist die Grabkammer mit Erde umschüttet gewesen, oder ist es noch; bei den freistehenden finden sich an einer Stelle ein paar Steine als Wächter oder Zeichen des Zugangs hingelegt (Taf. I, Fig. 1, 3). Meist steht die Kiste auf einer künstlichen kleinen Erhöhung.

Bei den runden, kleineren Kammern bildet ein einzelner schwerer Stein die Decke; er ist unbehauen und nach aussen von sehr unebener Gestalt. Es lässt sich sogar bemerken, dass man spitz-

---

1) Im ehemaligen sächsischen Kurkreise bei Belzig; Quarg ist hier nur Entstellung von Quark — Zwerg.

2) Vgl. das jütische Jynovn, und den verbreiteten Namen Backofen für die Grabhügel.

3) Letzterer Name wird in Brandenburg, Mecklenburg und Lüneburg für Hünenbetten und Grabhügel gehört; er hat schwerlich mit „weinen" Zusammenhang. Die meisten der aufgeführten Benennungen sind aus dem Hannöverischen auf der 1. Tafel des Schema's über die heidnischen Stein- und Erddenkmale verzeichnet, welches der hannöver. Gesammtvorstand der hist. Vereine herausgab.

oder dachartig zulaufende Decksteine aussuchte [1]). Trotzdem hat man diese Steine für Opferaltäre gehalten!

Auch bei grossen länglichen Kisten bedeckt nicht selten ein einziger Stein den ganzen Bau; so ruhte auf einem zweikammerigen Steinhause bei Südbostel im Lüneburgischen, dem grössten von sieben dort befindlichen, ein einziger 16′ langer, 15′ breiter und 1—2′ dicker Block von 367 Centner Gewicht [2]). Gewöhnlich aber bilden mehrere querüber liegende Steine das Dach, indem sie entweder auf den Trägern ruhen oder zwischen deren Spitzen hineingelegt sind (F. 3). Welches Gewicht diese Blöcke haben, mag ein verhältnissmässig kleines Hünengrab bei Jastorf unweit Uelzen in Hannover zeigen, das aus sechs Decksteinen über vierzehn Trägern besteht und eine Masse von 367 Kubikfuss mit dem ungefähren Gewichte von 143130 Pfund bildet [3]).

Die Setz- wie die Legsteine sind nach innen möglichst gleich und eben gewählt, oder flach behauen. Das Innere der Kammern liegt bei den nicht ganz freistehenden etwas unter der Fläche der Umgebung. Der Boden ist mit Sandsteinen oder Feuersteinen bestreut, zuweilen auch mit Lehm ausgelegt. Rügische und Mecklenburger Hünengräber sind manchmal durch niedrige Steinwände in zwei oder drei Fächer abgetheilt [4]).

Die Himmelsrichtung der Steinkisten ist nicht gleich; sie stehen eben sowohl von Westen nach Osten oder Nord-Westen nach Süd-Osten als von Norden gen Süden. Der Umfang ist sehr verschieden; Längen bis 30 Fuss, Breiten bis 12, Höhen bis 8 Fuss sind als sicher anzugeben.

Wir finden in den deutschen Hünengräbern beide Arten der Todtenbestattung: Leichenbeisetzung und Verbrennung. Die Funde unverbrannter Gerippe sind indessen seltener [5]); gewöhnlich sind Urnen mit Asche und halb verbrannten Gebeinen darin geborgen. In den skandinavischen und jütischen Steendysser kommen dagegen fast nur unverbrannte Gerippe vor; in den englischen Cromlechs fanden sich zuweilen Skelete und Urnen zusammen [6]).

---

1) Mecklenburg. Jahrbücher XI, 344.
2) Klemm, Handbuch der germanischen Alterthumskunde, 105.
3) v. Estorff, Heidnische Alterthümer der Gegend von Uelzen, 21.
4) Lisch, Erklärung zum Friderico-Francisceum, 24 f.
5) Mecklenburg. Jahrb. X, 247. XI, 348. v. Estorff, Heidn. Alterth., 11. v. Ledebur, Alterthümer des Regier.-Bezirkes Potsdam, 85, 96.
6) Ackerman, archeological Index, 23, 28.

Die unverbrannten Leichen liegen auf der Brandstelle des Todtenopfers und sind mit Gestein bedeckt. Neben ihnen stehen irdene Gefässe und liegen Geräthe und Waffen von Stein und Bein, so wie Schmuck aus Thierzähnen und Bernstein. — In den Gräbern, welche verbrannte Todte bergen, ruhen die Reste in thönernen Urnen. Die Beigaben sind völlig dieselben wie bei den unverbrannten, ein entschiedener Beweis, dass die verschiedene Behandlung der Leichen nicht getrennten Zeiten angehört, sondern auf anderen Gründen ruht.

Zahlreicher als die Hünengräber im engeren Sinne sind

2. Die Hünenbetten,

das sind Hünengräber auf einer Erhöhung, die mit Steinen umstellt ist (Taf. I, Fig. 4—7). Die deutschen volksthümlichen Benennungen sind ausser der angeführten: Hünenhügel, Hünenstatt, Hünenburg, Hünentritt, Hünenkirchhof; Riesenbett, Riesenberg; Teufelsberg; Bültenbett; Dansenstein, Danzelstein, Danzelberg, Steintanz; Sonnenstein, Wulfstein; Steinkirche, Steinkreis [1]).

Die Erhöhung, worauf die Steinkammer steht, ist gewöhnlich nicht hoch, zuweilen sogar ziemlich unmerklich; sie ist entweder rund oder länglich, wonach in Dänemark Runddysser und Langdysser unterschieden werden.

Die Rundhügel (Taf. I, Fig. 7) sind meist kleiner als die Langhügel, die eine oblonge, seltener eine ovale, in sehr vereinzelten Fällen oblonge Gestalt mit Abrundung der einen Schmalseite haben. Auf grossen Langhügeln stehen zuweilen zwei oder mehrere Steinkisten (Taf. I, Fig. 8).

Manche Hünenbetten sind ganz mit kleinen Steinen besäet. Die Umfassungssteine bezeichnen die Grundanlage des Bettes und deuten öfters durch ein paar hervorspringende Blöcke den Zugang an

---

[1]) Bültenbett heisst Hügelbett: nd. Bulte und Bülte, Erdhaufen, kleiner Hügel. Danzelberg ist entstellt aus Danseberg: Berg oder Steinplatz, auf dem die überirdischen Wesen ihre Tänze halten. Dazu kommt, dass einzelnstehende Steine oder Gruppen Brautsteine, Brutkampe, Brutkoppeln, Briddehooge heissen und von ihnen erzählt wird, dass dereinst die Ehen bei ihnen geschlossen wurden, woran sich bekanntlich stets ein Tanz oder reigenartiger Zug schloss. Von mehreren geht die Sage, sie seien die plötzlich versteinerte Tanzgesellschaft einer Hochzeit (Kuhn und Schwarz, nordd. Sagen. 502). Ein Steinkreis bei Ellingen unweit Prenzlow hiess der Geckentanz. v. Ledebur, Alterthümer, 97.

(Taf. I, Fig. 4). Nicht häufig ist eine doppelte Umfassungsreihe oder gar eine dreifache (Taf. I, Fig. 5).

Zur Verdeutlichung folge die Beschreibung einiger Hünenbetten.

Das grösste Mecklenburger ist das von Katelbogen bei Bützow (Taf. I, Fig. 5). Es ist ein ovaler Hügel von 185′ Umfang und ungefähr 8′ Höhe, der von fünfundzwanzig Pfeilern umgeben ist, die noch 3—4′ aus der Erde ragen. Eine zweite Linie kleinerer Steine läuft parallel der inneren. Mitten auf dem Hügel, was nicht immer sich findet, liegt die Steinkammer, aus 1½′ hohen Tragsteinen und vier Decksteinen gebildet, deren grösster 10′ lang, 7′ breit und 4′ dick ist. Ein anderes ausgezeichnetes Hünenbett Mecklenburgs, das von Naschendorf bei Grevismühlen (Taf. I, Fig. 4) vertritt auf das beste die gewöhnliche Art; die Kiste, welche aus vier 9—10′ langen, 7′ breiten Decksteinen und tief eingesunkenen Trägern besteht, liegt auf dem Süd-Ost-Ende des 150′ langen, 36′ breiten Hügels, der von gegen fünfzig 6′ hohen Pfeilern umschlossen wird [1]).

Schleswig ist sehr reich an diesen Steindenkmalen, namentlich die Gegend von Hadersleben. Übrigens liegen sie auf der ganzen kimbrischen Halbinsel fast nur gegen die Ostsee zu und am häufigsten an der Küste. Auf der Haide bei Witstedt, 1½ Meile südwestlich von Hadersleben, finden sich über 70 Riesenbetten und Grabhügel. Eines dieser Riesenbetten hatte bei einer Länge von 170 Schritt und 16 Fuss Breite fünf Steinkammern, ein etwas kürzeres vier [2]). Die Landschaft Schwansen war ebenfalls an länglichen Hünenbetten reich; sie enthielt mit Ausnahme eines einzigen Erdhügels überhaupt nur Steingräber, während es nördlich davon gerade umgekehrt steht [3]). Ein besonders merkwürdiges Bett liegt in seinen Resten bei Klein-Waabs am Strande; es war ehemals ein paar hundert Fuss lang und mit wenigstens fünf Steinkammern besetzt. In den vier, nach den Himmelsorten gerichteten Ecken der oblongen Steinumfassung sprangen besonders grosse Blöcke etwas aus der Reihe hervor [4]).

Auch Angeln besass viele und ausgezeichnete Hünenbetten. Das grösste lag im Kirchspiel Quern bei Philippsthal, 140 Schritt lang,

---

[1]) Lisch, Erläuterung zum Friderico-Francisceum, Taf. 36.
[2]) Bericht der schleswig-holstein-lauenburg. Gesellschaft, 12, 31.
[3]) Schlesw.-holst.-lauenb. Ber., 6, 17.
[4]) Ebd. 12, 45 f.

60 Schritt breit, von Norden nach Süden gerichtet. In der Mitte theilte es eine Reihe plattliegender Steine ab, in jeder Ecke scheint eine grosse Steinkammer gestanden zu haben, ausserdem eine kleine mitten an der Westseite. Die Umfassungssteine stiegen 6 Fuss aus der Erde [1]). Wenn sich bestätigt, dass auf dem Bette ein runder Grabhügel stand, so ist derselbe als jünger von dem alten Steinbette zu trennen; wir werden noch häufig zu der Bemerkung veranlasst sein, dass die alten Begräbnisse von nachfolgenden Geschlechtern und Völkern gern zum selben Zwecke benutzt wurden. Dieses Querner Riesenbett erinnert an ein pommer'sches, bei Pöplitz im Kreise Grimmen. Bei seiner Untersuchung bestand es noch aus zwei 130′ langen Steinreihen, die 14—16′ aus einander lagen und durch vier Querreihen in vier ungleiche Abschnitte zerfielen. Das Innere des Bettes ragte noch 1—2′ über die Umgebung hervor und hatte in der zweiten Abtheilung eine bereits ausgeräumte Kiste. Das ganze Grab lag von Ost-Süd-Ost nach West-Nord-West [2]). Mit den skandinavischen Schiffshügeln hat dieses Hünenbett eine gewisse Ähnlichkeit, indem seine Gestalt allenfalls die Nachbildung eines Schiffes mit Ruderbänken sein kann. Indessen gehören die Schiffshügel einer weit jüngeren Zeit als dieses Hünenbett an.

Auf dem Riesenbette von Bockholm in Angeln lagen auf der höchsten südlichen Stelle zwei an einander stossende Grabkammern. Die eine erhaltene war von einem einzigen 12′ langen, 9′ breiten Blocke bedeckt und im Innern, das 8′ lang, 8′ breit, 6′ tief ist, durch eine fusshohe Wand von Norden nach Süden getheilt [3]). Diese Kammerfächer kennt man auch aus Mecklenburg und Brandenburg und wir gedachten ihrer schon bei den Hünengräbern im engeren Sinne [4]).

Die Ostseeländer sind an diesen Steindenkmälern am reichsten; doch finden sie sich häufig auch noch in Holland, im Lüneburgischen und in den Marken, so wie überhaupt auf der grossen niederdeutschen Ebene, deren erratische Steinblöcke ihre Errichtung erleichterten, wenn auch durchaus nicht hervorriefen. Gegen die Gebirge hin verlieren sich die Hünengräber; die aus Thüringen bekannten sind wahrscheinlich die südlichsten. Hier finden sie sich u. a. im Kreise

1) Ebd. 8, 10.
2) Baltische Studien, XV. 2, 49 f.
3) Schlesw.-holst.-lauenb. Ber., 8, 7 f.
4) Mecklenb. Jahrb., IX, 363. X, 265. v. Ledebur, Alterth. d. R.-B. Potsdam, 101.

Ziegenrück. Das eine bei Ranis hatte 300 Schritt Umfang, ein anderes auf dem Buchenberge bei Seusla 180 Fuss. Verbrannte Todte waren darin bestattet [1]).

Gegenwärtig wird an der Zerstörung dieser Zeugen einer dunklen vorgeschichtlichen Zeit eifrig gearbeitet, so dass bald ein völlig erhaltenes Riesenbett zu den Seltenheiten gehören wird. Man verbraucht die Steine zu Strassen und Bauten. Wenn nicht der Erlass der k. preussischen Regierung, dass alle derartigen Denkmale bei den Feldauseinandersetzungen aus dem Privatbesitz zu scheiden sind, nachdrücklich aufrecht erhalten und in anderen Ländern nachgeahmt wird, ist der Tag nahe, wo die Reste des letzten „Hünen" aufgestört und sein Haus zertrümmert wird.

Der Inhalt in den Kammern der Hünenbetten ist völlig derselbe wie in den Hünengräbern; verschiedene Zeiten sind also nicht für sie anzusetzen, sondern die Wahl für die eine oder die andere Art ist durch die Rücksicht auf Zeit- und Stoffverbrauch bestimmt worden. Die Errichtung dieser Steinkisten und Erdaufwürfe war jedenfalls nur hervorragenderen und reicheren Leuten möglich; die ärmeren wurden ohne weiteres in die Erde oder einen Sumpf versenkt. In der Nähe der Ostsee findet man zuweilen ganze Reihen von Gerippen mehrere Fuss (zuweilen 8 Fuss) tief im Sande [2]), welche durch ihre Messer und Keile von Feuerstein der Zeit der Hünengräber zugetheilt werden.

In dem sogenannten Weinberge bei Plau in Mecklenburg stiess man 6 Fuss tief auf ein Gerippe in hockender Stellung. Der Schädel zeigte von der kaukasischen Race abweichende Bildung, gleich den Leichen der Hünengräber; daneben lagen eine 6½" lange Axt (?) aus Hirschgeweih, drei Hirschzähne, deren zwei zum Anhängen durchbohrt waren, und ein gespaltener Eberhauzahn [3]). Auch dies war ein „Hüne".

Gleichwie in den Hünengräbern finden sich in den Hünenbetten verbrannte und nicht verbrannte Todtenreste, letztere ebenfalls nur seltener. Die Skelete liegen entweder mit dem Gesicht nach Osten,

---

1) Achtzehnter und neunzehnter Jahresbericht des voigtländ. Vereines, 8 f. Natürlich wird hier von Opferaltären gesprochen.

2) Mecklenb. Jahrb., IX, 367.

3) Ebd. XII, 400.

wie in der Steinkammer des Oitzener Hünenbettes im Lüneburgischen zwei Todte gelegt waren, eine Lanzenspitze von Feuerstein zwischen sich [1]; oder sie schauen nach Westen, was in Mecklenburg mehrmals sich fand [2]. Zuweilen wurden die Todten sitzend oder kauernd bestattet, wovon uns bei den anderen Grabarten mehr Beispiele vorliegen. Übrigens ist, wenn eine Steinkiste hünischer Zeit Gerippe birgt, sehr genau zu untersuchen, ob dieselben auf dem gewachsenen Boden oder in einer höheren Schicht liegen, und was für Beigaben bei ihnen sind, da öfter in späteren Jahrhunderten Todte in sie gelegt wurden [3].

Die Bestattung mag man sich in dieser Weise vorstellen. Nachdem der Boden der Kammer mit Feuersteinen dicht bestreut war, zündete man den Opferbrand darauf an, wozu nach vorhandenen Kohlenspuren Eichenholz gewöhnlich, zuweilen auch Buchen und selbst weiche Hölzer genommen wurden. Auf die ausgeglühte Brandstätte legte man die Leiche mit den Beigaben, bedeckte sie mit Sand oder kleinen Steinen und schüttete darauf die Kiste mit Erde aus. Die Deckplatte schloss das Grab.

Die irdenen Gefässe sind Trank- und Speisegeschirre; man gab sie dem Todten zu seinem Gebrauche im unbekannten Todtenreiche mit oder aus Pietät und Scheu, weil er sie im Leben besonders benutzt hatte. Auch die anderen Sachen wurden in solchem Sinne beigelegt; gewöhnlich findet man Keile, Messer, Spiess- und Pfeilspitzen von Feuerstein; Hämmer [4], Äxte und Meissel aus Granit, Gneiss, Hornblende, Syenit, Basalt und Sandstein; mancherlei Schneide-, Grab- und Stechwerkzeuge aus Knochen und Horn, und einige andere Sachen aus Stein, wie Schleif- und Schlagsteine. Zum Schmucke waren Thierzähne und Stücke oder Perlen von Bernstein gebraucht. Bekanntlich reicht der Bernsteinfang an der Ostsee in unvordenkliche

---

[1]) v. Estorff. Alterth. v. Uelzen, 50.

[2]) Lisch, Erläuter. zum Frid.-Francisc. 77.

[3]) Ein lehrreicher Fall wird Mecklenb. Jahrb. X, 265 erzählt.

[4]) Die Steinhämmer sind mit und ohne Schaftloch; die letzteren sind die sogenannten Donnerkeile, welche sich in und ausser Gräbern, namentlich oft bei Eichen finden, vom Volke mit abergläubischem Auge betrachtet werden und Beziehung auf den heidnischen Cult gehabt haben mögen. Die in Hünengräbern gefundenen Donnerkeile dürfen jedoch nicht auf den deutschen Donnergott bezogen werden, da die daselbst Begrabenen keine Germanen waren.

Zeit hinauf, und der Handel damit durch ganz Europa und bis Asien und Ägypten ist uralt [1]).

Die Gestalt der Stein- und Beinsachen in den Hünengräbern ist überall dieselbe und weist auf eine gemeinsame Bildungsperiode eines grossen Theiles Europa's. Die Zierlichkeit und Schärfe der Feuersteinmesser und Keile erregt Bewunderung und die genaue Bohrung des runden, selten länglichrunden Schaftloches in den Äxten und Hämmern von Granit und Basalt gibt ein Räthsel auf, da der Gebrauch von Metall in jenen Zeiten abzuleugnen ist. Bei höchst mangelhaften Werkzeugen besass man eine erstaunliche Geschicktheit der Arbeit, welche wir durch häufige Funde angefangener und halb fertiger Sachen einigermassen belauschen können. Man sägte mit scharfen Feuersteinen ein, schlug mit besonderen Schlagsteinen geschickt ab [2]), arbeitete dann weiter aus und schliff auf Sandsteinen geduldig zu, bis die gewünschte Genauigkeit und Schärfe erreicht war. Die Schaftlöcher mögen durch langes Reiben hervorgebracht sein.

Von Metall ist in unversehrten Hünengräbern keine Spur. Zwar verlautete einmal, dass in Mecklenburg, in der Altmark und Brandenburg Ringe, Hämmer und anderes Geräth von Eisen in ihnen gefunden sei; aber durch genauere Untersuchung ergab es sich, dass die Gerippe und ihre Beigaben weit später in die Steinkisten beigesetzt worden waren [3]). Ebenso fand man im Lüneburgischen innerhalb des Steinkreises von Hünenbetten sowohl Skelete mit Bronceschmuck als auch Urnen mit Erz- und Eisensachen vergraben [4]), die gleichfalls nur Beweise der fortdauernden Benutzung dieser uralten Grabstätten sind. Ebenso müssen die Bronceschalen, die in Prieg-nitzer Hünengräbern, und die Celts, welche in englischen Cromlechs gefunden sind, erklärt werden [5]). Die einzigen Ausnahmen von der Regel ergaben ein paar ovale Hünenbetten der Altmark und Mecklenburgs [6]). Es sind aber keine Erz- oder Eisensachen, sondern, der

---

1) W. Wackernagel in Haupt, Zeitschr. f. d. Alt., 9, 565—69.

2) Schlag- und Schleifsteine sind auf der 7. und 8. Tafel von Nilson's Skandinaviska Nordens Urinvånare zusammengestellt.

3) Erster Jahresbericht des altmärk. Vereines. 44. Mecklenb. Jahrb. X, 248.

4) v. Estorff, 15. 18.

5) v. Ledebur, Alterth. d. R.-B. Potsdam, 9. 101. Ackerman, archäol. Index, 26.

6) Erster Jahresber. d. altmärk. Vereins, 43. Mecklenburg. Jahrb. IX, 327.

Geschichte der Metalle gemäss, von reinem Kupfer, dem ältesten Metalle, das die Menschen benutzten, weil es sich rein findet und leicht zu bearbeiten ist. Der Guss dieser Sachen ist übrigens ganz roh und durch Überarbeitung nicht verbessert; auch steht die Form dieser Kupferkeile den steinernen ganz nahe.

Diejenigen Hünenbetten, welche Verbrennung der Todten bezeugen (und sie bilden in Deutschland die grosse Überzahl), haben ganz dieselben Geräthe. Den Vorgang bei dem Leichenbrande dürfen wir uns so vorstellen.

Nachdem ausserhalb der Steinkammer der Todte verbrannt war, sammelte man die Gebeine und Asche und barg sie in den dazu bestimmten Gefässen. Man stellte dieselben auf das Feuersteinlager der Kammer, auf welchem zuvor ein Feuer geglüht hatte; zuweilen errichtete man auch eine Unterlage von Stein und Lehm, die sogar zu einer den Raum durchziehenden Bank anwächst [1]). Die Stein- und Beinsachen wurden neben oder in die Urnen gelegt, dieselben mit flachen Steinen bedeckt und dann die Kammer mit Sand und Erde gefüllt.

Die Gefässe der Hünengräber und Hünenbetten [2]) sind gleich den Urnen, Krügen und Schalen der folgenden Perioden aus freier Hand gearbeitet und bestehen aus einem groben, mit Granit gemengten Thone, worüber ein feinerer innen und aussen gezogen ist. Nachdem die etwaigen Verzierungen hinein gegraben wurden, trocknete man sie am offenen Feuer. Drehscheiben und Brennöfen waren in heidnischer Zeit auf dem grössten Theile [3]) des deutschen Bodens durchgehends unbekannt; daher sondert nicht die Verfertigungsart, sondern nur die Gestalt die Gefässe der verschiedenen Zeiträume. Die Gefässe der Hünengräber (im weiteren Sinne) sind im Allgemeinen von weniger gleichmässiger Masse als die späteren Urnen; auch finden sich sehr rohe Formen, wie namentlich die zahlreichen rügischen Steingräber ergaben [4]). Indessen zeigt die grössere Menge,

---

1) Mecklenburg. Jahrb. XI, 347.

2) Fr. Lisch, der sich um diesen Theil unserer Alterthumskunde viele Verdienste erwarb, hat über die heidnischen Grabgefässe in den Mecklenburg. Jahrbüchern X, 237 — 260. XI, 353 — 366. XII, 427 ff. Untersuchungen mitgetheilt, welche hier benutzt sind.

3) Wir werden sehen, dass an Gefässen süddeutscher Hügelgräber der Gebrauch der Drehscheibe nicht abzuleugnen ist.

4) Baltische Studien XVI. 1, 44.

besonders in Mecklenburg, den entschiedenen Sinn für Zierlichkeit. Sie sind nicht gross, gewöhnlich becherartig, oder rundbauchigen Krügen mit langem Halse und mit sehr kleinen Henkeln ähnlich [1]). Als Verzierungen kommen meist kräftige kurze, gerade Striche vor, in parallelen oder in dreieckigen Gruppen. Seltener finden sich Zickzacke, Rauten, Schuppen oder runenartige Zeichen, die man natürlich nur für zufällige und nahe liegende Bilder halten muss.

In den skandinavischen entsprechenden Gräbern haben sich ausser völlig zu den deutschen stimmenden Geschirren auch sehr zierliche thönerne Hängegefässe mit Deckeln gefunden [2]), welche meines Wissens bei uns noch nirgends zu Tage kamen.

Bezeichnend für die zahlreichen Gräber dieser Art ist, dass sie ober der Erde unter freiem Himmel liegen. Die Sonne scheint auf die Decke des Todtenbettes, Wind und Regen schlagen noch an die Wände, der Abgeschiedene wohnt noch unter dem Himmelszelte und ist ein Nachbar der Lebenden. Das offenbart eine freie und schöne Denkart und zeugt für eine nicht unbedeutende Bildung jenes dunklen Volkes. Um so mehr überrascht es, neben diesen oberirdischen Grabstätten andere derselben Zeit angehörige zu finden, welche als

3. Unterirdische Grabkammern

erscheinen. Sie sind in Deutschland nicht häufig, kommen aber hier in verschiedenen Arten vor, während in Dänemark und Südschweden nur eine Gattung, aber diese zahlreich erscheint.

Am nächsten den freistehenden Hünengräbern tritt

a) die Steinkammer in einer Berghöhle. Wenn der Bericht [3]) nicht ungenau ist, kommen solche um Ranis in Thüringen vor. Sicher verbürgt und an mehreren Orten treten

b) Hünenberge mit verborgener Grabkammer auf. In Schlesien am unteren Laufe des Bober und von da gegen die

---

[1]) Taf. I, Fig. 11—14. — Die Thongefässe, welche in den Pfahlbauten von Moosseedorf im Canton Bern gefunden wurden, haben meist die Grundform eines Kugelabschnittes, worauf zuweilen ein hoher Hals sitzt. Mit ihnen zusammen finden sich nur Stein- und Beinsachen. Jahn u. Uhlmann, Pfahlbaualterthümer von Moosseedorf. S. 23 ff. (Bern 1857).

[2]) Worsaae Afbildninger fra det k. Museum fra Nord. Oldsager. n. 73.

[3]) Achtzehnter u. neunzehnter Jahresbericht d. voigtländ. Vereines. 9.

Lausitzer Neisse hin finden sich grosse Steinkegel so wie Erdhügel mit Steinkränzen, in denen Steinkammern aus vier bis sechs Trägern und einer oder zwei Deckplatten stehen. Sie enthalten Aschenurnen. Am Rande dieser Hünengräber, wie das Volk sie nennt, findet man Steinkeile und Hämmer [1]). Gleiche Steinhügel entdeckte man in der Grafschaft Mansfeld. Die Fugen der grossen Kammern waren mit Lehm ausgestrichen und die inneren Wände mit Platten bekleidet. Die eine, bei Oberfarrnstedt, war in zwei Hälften geschieden, in deren jeder ein Gerippe sass. Bei dem einen lag ein Steinmeissel, bei dem andern einiges Geräth von Kupfer. Die thönernen Gefässe hatten gute Formen [2]). Wahrscheinlich haben wir auch die Steinhügel hieher zu ziehen, welche neben Riesenbetten am Eckernförder Meerbusen liegen, 8 bis 9 Fuss hoch sind, eine Erddecke und 3 bis 4 Fuss unter der Spitze eine Steinkammer haben [3]). Im Lüneburgischen, in der alterthümerreichen Gegend von Uelzen kommen oblonge und runde Hünenbetten mit unterirdischer Grabkammer vor, deren eine unsere Taf. I, Fig. 9 aus der Vogelschau zeigt [4]). Die Grabstätten dagegen, welche bei Pierra-Portay und einigen Orten am Genfer See entdeckt wurden [5]), stelle ich nicht hieher, obschon sich in der einen ein zweischneidiges Steinmesser, und bei einer andern ein Steinhammer fand, denn ihr Bau weist sie den Steinsärgen in flachem Boden zu. Auch in späteren Zeiten kommen noch Steinsachen neben ehernen und eisernen wegen ihrer Brauchbarkeit vor.

Die merkwürdigsten unterirdischen Hünengräber sind

c) die Riesenstuben (Jättestuer), von denen Schleswig einige Beispiele aufweist. Sie bestehen in oblongen oder runden grossen Steinkammern, über denen ein Hügel aufgeworfen ist und zu welchen ein gedeckter Steingang vom Aussenrande führt. Zuweilen sind zwei runde oder eine oblonge und eine runde an einander gebaut, in welchem Falle entweder jede Kammer ihren besonderen Gang besitzt oder eine Verbindung zwischen ihnen besteht.

---

1) Neues lausitz. Magazin. XXXI, 6.
2) Klemm, german. Alterthumsk. 118 ff.
3) Schlesw.-holst.-lauenb. Ber. 12, 45.
4) v. Estorff, S. 20—22. Taf. II. F. 7. 13. 15.
5) Troyon, Quelques mots sur les antiquités du canton de Vaud, 11.

Der Boden ist wie bei den oberirdischen mit Feuersteinen, manchmal auch mit Platten belegt. Darauf liegen oder sitzen die unverbrannten Skelete, stets in grösserer Zahl; in einer seeländischen Jättestue lagen ihrer gegen fünfzig. Gewöhnlich sind sie in abgegrenzten Räumen längs den Wänden, sehr oft hockend untergebracht, wie der Taf. I, Fig. 10 gegebene Aufriss eines westgothländischen Halbkreuz- oder Ganggrabes veranschaulicht. Die Kammer liegt übrigens, gleichwie auf den Hünenbetten, nicht in der Mitte des Hügels und ist sammt dem Gange voll Erde geschüttet.

Solche Riesenstuben fanden sich, wie gesagt, innerhalb unseres Gebietes nur vereinzelt in Schleswig. Bei Missunde am Südufer der Schlei liegt ein 9 bis 10′ hoher Hügel von 150 bis 160 Schritt Umfang, am Fusse mit grossen Granitsteinen umgeben. Von der Südseite führt ein 20—22′ langer, 2′ 8″ breiter Gang in die Kammer, welche 18′ 4″ lang, 6′ 6″ breit und 4′ 6″ hoch ist. Sie besteht aus eilf Trägern mit vier Decksteinen und hat am Westende einen durch platte Feldsteine abgetheilten 3′ 3″ grossen Raum, in welchem eine Urne gestanden haben soll. — In einem Hügel bei Lōndt unweit Hadersleben grub man ebenfalls eine Steinkammer aus, zu der gleicher Weise von Süden ein mit platten Steinen gedeckter Zugang führte. In dem 14′ langen Raume lagen sieben Gerippe. In einer Riesenstube zwischen Hadersleben und Anstrup fand man acht Skelete [1]).

Die Beigaben in diesen Todtenkammern stimmen ganz zu denen der Hünengräber. Dieselbe Zeit, dasselbe Volk errichtete beide, die Anlage ist nach demselben Gedanken; nur stehen hier die Leichenbehälter unter, dort über der Erde. Natürlich drängt sich die Frage auf: wie vermochte jenes Urvolk solche schwierige Grabbauten auszuführen? denn abgesehen von den langwierigen und viele Hände erfordernden Erdaufschüttungen verlangt der Bau der Steinkammern mechanische Kenntnisse, indem Massen von vielen tausend Centnern zu bewegen und auf einander zu heben waren. Die Thatsachen beweisen, dass diese Jäger, Fischer und Hirten es vermochten; das Wie müssen wir dahin gestellt sein lassen. Man kennt eben so wenig die Mittel, durch welche die aus rohen Steinblöcken bestehenden Riesenmauern Arkadiens und Argolis und die aus behauenem Gestein

---

1) Schlesw.-holst.-lauenb. Ber. 8, 15. 12, 27. 30.

aufgethürmten Mauern altetrurischer Städte zusammengeschichtet wurden. Verstand das Volk der Hünengräber so genaue Steingeräthe und zierliche Gefässe zu fertigen, so erfand es auch die nothwendigsten Werkzeuge zur Fortbewegung schwerer Lasten, und indem diese Kenntnisse und Kräfte auch zur Ehre der Todten verwendet wurden [1]), müssen wir auf religiöse Sätze schliessen, welche sittliche Bildung verrathen. Auf Glaubensmeinungen beruht nach meinem Dafürhalten auch der Unterschied zwischen der Bestattung auf und unter der Erde. In Skandinavien wohnten die Anhänger beider Meinungen neben einander, während südlich von der Schlei die vergrabenen Hünenkammern nur selten erscheinen.

Welchem Volke mögen wohl diese Denkmale angehören?

In den Ländern welche sie enthalten, wohnten und wohnen Iberer, Kelten, Romanen, Germanen und Slaven, Stämme die mit Ausnahme der Iberer der kaukasischen Race angehören, zu der jenes „Hünenvolk" nach seiner Schädelbildung nicht zählte, und die überdies, wie die Sprachvergleichung lehrte, schon vor ihrer Einwanderung nach Europa Erz und Eisen kannten, während die Hünengräber keine Metallsachen enthalten [2]). Das „Hünenvolk" war ein europäisches Urvolk.

Abgesehen von den südöstlichen Urstämmen unseres Erdtheils bieten sich zwei grosse Völker zur Wahl dar: die Iberer und die Finnen. Ich habe früher selbst die Finnen für die Errichter der Steinbauten gehalten (Altnordisches Leben, 12 f.), nehme aber diese Meinung hiermit völlig zurück. Denn eine Ausdehnung der Finnen über den ganzen Westtheil Europa's müsste geschichtliche Zeugnisse hinterlassen haben und streitet überdies gegen die bekannte Ausbreitung der Iberer daselbst. Ebenso wäre nicht abzusehen, wesshalb

---

[1]) Jene Pfeilersetzungen und Wackelsteine die aus Frankreich und England bekannt sind, fallen nicht in unseren Bereich. In Deutschland fehlen sie nicht ganz; hier kommen auch Kreissetzungen von Steinblöcken vor, die zu irgend welchem gottesdienstlichen oder gerichtlichen Zwecke dienen mochten, so wie auch grosse Mauern aus Felsstücken, z. B. bei Oderberg, (in Brandenburg) und in Schleswig-Holstein.

[2]) In England und Frankreich schreibt man ohne weiters diese Steindenkmale den Kelten zu, die allerdings dieselben in ihren Aberglauben und Gottesdienst hineinzogen, sie aber aus den angegebenen schlagenden Gründen nicht errichtet haben. Englische Archäologen gehen sogar so weit, allen Ländern welche keine Dolmens, Rockingstones u. s. w. haben, die ehemalige Bevölkerung durch Kelten abzuleugnen, unbekümmert um die Zeugnisse der alten Historiker und Geographen.

ganz Norwegen und Schweden bis auf ihre südlichsten Gegenden ohne diese Steindenkmale sind. Das Volk, das sie errichtete, hatte seine Hauptmasse im Westen, während die Finnen sie im Osten hatten; es streckte sich von der pyrenäischen Halbinsel in einem Dreieck, dessen Schenkel die Küsten des atlantischen Meeres und der Nord- und Ostsee, dessen Basis eine Linie von der Rhone bis zum Pregel bilden, gen Nordost und hatte auch die brittischen und dänischen Inseln sammt Schwedens Südspitze besetzt. Bekanntlich sind die Iberer, deren letzte Reste in den Basken leben, die ältesten geschichtlich sicheren Bewohner des Pyrenäenlandes. Da sie östlich bis zu der Rhone reichten, wo sie mit den Ligurern grenzten [1], und da in der Gegend von Marseille die Steindenkmale [2]) gegen Südost enden, so liegt der Schluss nahe, dass sie jenes Volk sind, das seine Todten in den Hünengräbern und Riesenstuben begrub. Aus der geographischen Verbreitung dieser Bauten erhalten wir demnach das geschichtlich wichtige Ergebniss, dass der iberische Stamm vor dem Eindringen der Kelten ausser Spanien und Südfrankreich bis zur Rhone auch Nordfrankreich, Britannien, Norddeutschland, Dänemark und Schonen bewohnte.

Ein Wort über den Namen Hünengrab möge zugefügt werden. Hüne ist darin gleich mit Riese, welche seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts nachweisliche Bedeutung in Norddeutschland noch fortlebt [3]). Der Volksglaube schrieb also diese Steindenkmale einem vertriebenen halbgöttlichen Geschlechte zu, auf welches auch andere einzeln liegende Felsen und Hügel bezogen wurden [4]). Es hatte hier seine Wohn- und Werkstätten und seine Gräber hinterlassen, und

---

1) Ἰβηρίαν ὑπὸ μὲν τῶν προτέρων καλεῖσθαι πᾶσαν τὴν ἔξω τοῦ Ῥοδανοῦ καὶ τοῦ ἰσθμοῦ τοῦ ὑπὸ τῶν Γαλατικῶν κόλπων σφιγγομένου. Strabo III. 4, 19. Vgl. auch Zeuss, die Deutschen u. ihre Nachbarstämme, 167.

2) Werkzeuge von Stein kommen freilich auch weiter nach SO. vor, eben so gut wie in Asien, Amerika und überall, da sie nur das Zeichen einer bestimmten kindlichen Bildungszeit sind.

3) Die Bedeutung Todter für Hüne ist erträumt. Über den Übergang alter Volksnamen auf die Riesen, Grimm, D. Mythol. 489.

4) Die Volkssagen im Norden und Süden Deutschlands zeugen dafür. Die Angelsachsen theilten sowohl die alten Felsenbauten, die wir besprochen, den Riesen, *entas*, zu (*enta geveorc, eald enta geveorc* Beov. 5431. 5545. Andr. 1236), als auch die Castellbauten aus römischer Zeit (Cod. Exon. 291, 24. 476, 4) und die römischen Strassen (Andr. 1236). Frisch führt aus Deutschland für alte Heerstrassen das Wort Heidenstrasse an. Wb. 1, 435.

daraus entsprang die fromme Scheu, welche zur Erhaltung dieser Stein- und Erdbauten bis in unsere Tage wirkte. Vielleicht noch jetzt lebt hier und da der Glaube, dass den Zerstörer der Hünengräber und der Grabhügel der rasche Tod ereile; Dorow erzählte von seinen Ausgrabungen am Rhein, dass er ein Hügelgrab bei Wiesbaden nur Sonntags, während die Kirchglocken der benachbarten Dörfer läuteten, habe öffnen können, indem die Arbeiter sich dadurch geschützt meinten. Im Allgemeinen ist aber diese wenn auch abergläubische, so doch nützliche Pietät geschwunden; Wissbegierde, Schatzgräberei und das Verlangen nach den Steinen und der leichten guten Erde der Aufwürfe arbeiten zusammen, um diese Zeugen dunkler Geschichte niederzuwerfen.

Die Urvölker Europa's wurden durch plötzlich von Osten eindringende Schaaren aus ihrer Sicherheit aufgestört und entweder vernichtet oder zusammengeschmolzen bei Seite gedrängt. Die keltischen Stämme eroberten die Mitte und den Westen unseres Erdtheiles; auch die iberischen Völker erlagen ihnen und hielten sich nur an und jenseits der Pyrenäen theils rein, theils mit den Kelten zu dem tapferen und geachteten Volke der Keltiberen vermischt. Wann dieser grosse Sturm über Europa einbrach, wissen wir nicht; zur Zeit Herodot's sassen die Kelten schon in Spanien [1]). Von da bis in das zweite Jahrhundert v. Chr. berichtet die Geschichte fortdauernd von ihren kriegerischen Unternehmungen, die zuletzt schwächer und nur von einzelnen unruhigen Haufen ausgehen, während die Hauptmassen in Gallien, Belgien, Britannien, in Hibernien und den Alpenländern sich längst festgesetzt und beruhigt hatten. Einst die Eroberer Roms, wurden sie seit Cäsar seine Unterthanen, und als das römische Reich von den Germanen beraubt und endlich zertrümmert ward, kam das Geschick über sie, das sie selbst einst den Iberern und anderen alteuropäischen Völkern bereitet hatten.

Wann die Germanen den Kelten aus Asien nachzogen, liegt im Dunkel; die Sprachforschung beweist nur, dass es mehrere Jahrhunderte später geschah. Im vierten Jahrhundert v. Chr. sassen deutsche Völker bereits am Südstrande der Ostsee und dürfen wohl auch schon als Bewohner der Ebenen bis zu den mitteldeutschen Gebirgen und bis gegen den Rhein gedacht werden.

---

1) Herodot, II, 33. IV, 49.

Ob die Germanen aus diesen Landschaften Kelten oder andere ureuropäische Bewohner verjagten, wird sich nicht mit voller Sicherheit bestimmen lassen. Gewöhnlich setzt man auch für Norddeutschland und einen Theil Skandinaviens keltische Bevölkerung vor der germanischen an und stützt sich dabei namentlich auf die Grabdenkmäler, wobei vorzüglich in's Gewicht fällt, dass in Schonen, Dänemark und Norddeutschland dieselben Arbeiten in Erz und Gold vorkommen, wie in den unleugbar einst keltischen Ländern Gallien und Britannien, während in dem übrigen Schweden und Norwegen dieselben fehlen, wohin demnach keine Kelten vorgedrungen seien. Indessen ist das kein entscheidender Grund, da die Bronze kein ausschliesslich keltisches Erzeugniss ist und jene Arbeiten nicht einem einzelnen Volke, sondern in einem ganzen Zeitraume einer ganzen Reihe von Völkern zukommen. Was aber jenen Unterschied zwischen Dänemark und Schweden-Norwegen anlangt, so können hier Stammesverschiedenheiten walten, welche sich auch in anderen Hinsichten bestimmt äussern. Wir kommen auf einzelnes aus dieser Frage im Verlaufe dieser Mittheilungen zu sprechen. So viel ist ausser Zweifel, dass mit der Verdrängung der alteuropäischen Völker ein neuer Abschnitt in Bildung und Leben Nordeuropa's anhub. Auch die Todtenbestattung ward anders; statt der Steingräber bauten die neuen Stämme kegelartige Grabhügel von Erde.

II. Die Hügelgräber.

Ihre allgemeinen Kennzeichen sind die Erd- und Geröllaufschüttung in Gestalt eines Kegels oder eines Kugelabschnittes von sehr verschiedener Grösse [1]), Bestattung unverbrannter oder verbrannter Leichen innerhalb des Hügels, Beigaben aus Metall.

Hügelgräber sind in allen Gegenden Deutschlands zu finden, kommen aber auch in den meisten übrigen Ländern Europa's und nicht minder in Asien vor, was für die allgemeine Verbreitung dieser Bestattungsart in gewissen Zeiten spricht. Wir beschäftigen uns aber hier nur mit den deutschen.

Dieselben führen mannigfache Namen.

---

[1]) Höhen von 1—50', Durchmesser von $2^1/_2$—70' und darüber sind nachzuweisen. Die vielleicht einzige Höhe von 40' hat der Kessibühel bei Stäfa in der Schweiz.

Alt und verbreitet ist für sie das Wort Haug *(houc)*; eine hessische Urkunde von 786 [1]) hat *haganhouc,* Dornhügel, was J. Grimm (über Verbrennung der Leichen S. 224, Abhandl. der Berlin. Akad. 1849) auf die Bepflanzung der Todtenhauge mit einem Dornstrauche bezieht. In Urkunden des 8.—11. Jahrh. finden sich öfter Örtlichkeiten [2]) als die Hauge dieses oder jenen Mannes benannt, wobei nur zweifelhaft bleibt, ob damit dessen Ansiedelung oder dessen Grabstätte gemeint ist. In Skandinavien war *haugr* die technische Bezeichnung der Grabhügel, so wie *heygja* des Bestattens unverbrannter Leichen im Haug [3]).

Weiter hinauf ist der österreichisch-bairische Name der Grabhügel, Leber oder Lewer zu verfolgen [4]); er ist das ahd. *hlêwari*; mhd. *lêwer*, das gleich dem einfachen *hlêo*, *lê* einen Erdaufwurf, so wie einen natürlichen Hügel benennt, daneben aber auch sehr früh die Grabhügel bezeichnete [5]). Dies hatte sich bei den Gothen so festgesetzt, dass Vulfila zur Übersetzung des neutestamentlichen μνημεῖον und τάφος, womit die jüdischen in Stein gehauenen Grüfte gemeint sind, unbedenklich sein gothisches *hlaiv* brauchte [6]), gleich wie der altsächsische Evangeliendichter für den blossen Deckstein auf des Heilands Grabe *hlê* setzte. Weder Gothen noch Sachsen hatten Steingräber; um ihren Hörern aber sofort deutlich zu machen, was gemeint sei, nahm der gothische Bibelübersetzer und der sächsische Dichter das üblichste Landeswort für Grab. Im Angelsächsischen hat *hlæv* und *hlâv* dieselbe Doppelbedeutung, wie im Gothischen und Hochdeutschen: Hügel und Grab. Bei den Ortsnamen, die in Deutschland seltener, in England aber sehr häufig mit unserem

---

1) Wenck, hess. Landesgesch. III, n. 16. — Im 25.—27. Jahresber. des voigtländ. Vereines S. 7 führt Herr Adler unter den orlagauischen Namen der Grabhügel Haugwitzhügel an, wahrscheinlich ebenso zuverlässig als das orlagauische Jättensto, Bautastein und Dysse.

2) Förstemann, altdeutsch. Namenbuch II, 704.

3) Mein altnordisches Leben, 488. f.

4) Schmeller, bair. Wb. 2, 528. Roth, kleine Beitr. 2, 233. — Eine natürliche Anhöhe bei Martalen, Cant. Zürich, welche 36 Gerippe enthielt, heisst Lebern. Keller, helvet. Heidengräb. und Todtenhügel, 18.

5) Die Grundbedeutung ist das bergende, der Berg, vgl. meine Riesen des german. Mythus, 14. — Was Fr. Pfeiffer, Germania 1, 90 über *hlêo* sagt, ist nicht zu erweisen.

6) Die Ableitung *hlaivasna*, welche im Plural die Felsgräberstätten übersetzt, hat dieselbe Bedeutung.

Worte zusammengesetzt sind, muss es unentschieden bleiben, ob dabei an ein Grabdenkmal oder an einen natürlichen Hügel zu denken ist, an welchem die Ansiedelung eines gewissen Mannes stund. Noch heute versteht der baierisch-österreichische Bauer unter Leber beides [1]).

Wie *hlaiv* das Bergende ursprünglich bedeutet, findet sich das gleichsinnige angels. *byrgen, byrgels, byrgere, byrging* auch für Begräbnissstätte, und *hæđne byrgels* (Kemble II, 250) vergleicht sich völlig dem deutschen Heidenberg für Grabhügel.

Wie *hlaiv* verwendet Vulfila zur Übertragung von *μνῆμα*, Felsgrab, das dunkle Wort *aurahi*. Wenn es deutschen Stammes ist, lässt sich ihm vielleicht das ebenfalls dunkle ahd. und mhd. *urrea, urre*, Thurm, als verwandt aufstellen; doch wäre auch möglich, dass Vulfila damit das griech. ὀρυχή wiedergeben wollte, wie er *urceus* durch *aurkeis* nachbildete.

Am Oberrhein ist der Buck (Pl. die Bücke) geläufig für Grabhügel [2]); es bedeutet ursprünglich ebenfalls Erhöhung im Allgemeinen. In der östlichen Schweiz treffen wir von der häufigen Lage der Hügelgräber in Gebüschen die besondern Namen Loobuck und Waldbuck, dem deutschen Rheinufer gegenüber ist Heidenbuck üblich, im Breisgau Höhbuck; in der Schweiz hört man auch vereinzelt Schelmenbuck [3]), was am besten als Leichenhügel zu deuten ist. Nördlicher als in der badischen Pfalz (Sinsheim) scheint das Wort Bücke (Deminut. Bückel) für Grabhügel nicht vorzukommen.

Das allgemein bekannte Bühel (Hügel) hört man in der Schweiz, den Rhein hinab und in Österreich auch für Grabhügel. Die schweizerischen Einzelnamen Blutbühel, Galgenbühel und Schelmenbühel bezeugen, dass im Volke die Erinnerung an die Verbindung dieser Erhöhungen mit der Todtenwelt fortdauerte, sowie das österreichische Heidenbüchel eine geschichtliche Ahnung verräth.

---

1) Die Einsattelung zwischen Schöckel und Geiersberg bei Grätz, die Leber genannt, ist 1000 Fuss hoch.

2) Stalder, 1, 237. Schmid 104. Schmeller 1, 153. — Es gehört zum Stamme *bug* und bedeutet zunächst Biegung, das Gebogene. Ahd. und mhd. lässt es sich bis jetzt nicht nachweisen.

3) Keller, Heidengräber in der Schweiz, 60.

Auch das gleichbedeutende Hübel [1]) findet sich für die Hügelgräber. Ein bei Mühlhausen im Elsass liegendes heisst Hünerhubel, wo Hüner, wie oft der Fall ist, Verderbniss von Hünen ist. Bei Lurtigen im Cant. Bern soll das Volk die Grabhügel Burgunderhübel nennen [2]).

Baierisch, österreichisch, steierisch und kärntisch heissen Kogel die spitz zulaufenden Berge oder aus dem Kamme hervortretende kegelartige Erhebungen. Indessen nennt man auch anderes gugelförmige und desshalb auch die Grabhügel so. Ein näherer Name in Steiermark ist Geldkogel, weil man Schätze darin vergraben meint, wie in Mecklenburg Geldberg gehört wird. Schwarze Hunde sollen sie hüten.

Besonders beachtenswerth ist das steierische Fraun- oder Fronhäusel: heilige Häuschen. Der Volksglaube im Süden und Norden glaubt die Unterirdischen in diesen Hügeln wohnend und feit sie damit. Zuweilen sollen die Elben und Zwerge aus ihnen das köstliche Geräth an Schüsseln, Kesseln und Bechern hervorbringen und Festschmäuse auf dem Gipfel halten. Sie heissen daher auch Zwergberge, in der Niederlausitz Lütkenberge. Auch der niedersächsische Name Gottesbackofen zeigt die geheiligte Stellung dieser Todtenstätten an; Backofen werden sie in Hannover, Schlesien und Steiermark nach ihrer Gestalt genannt, Backofenberg in der Priegnitz.

Das Wort Kopf und Koppe, welches in Mitteldeutschland für Berg gebräuchlich ist, finden wir auch für die Grabhügel; in Nassau heissen sie im besondern Heidenköpfe, in der Pfalz und im Solmsischen Irrköppe, Irrköppel, weil man glaubt, dass Leute die in ihre Nähe kommen, namentlich Schatzgräber, irre geführt werden [3]).

An der Mosel werden die dort zahlreichen Hügelgräber meist Knoppe genannt, nach der knopf- oder knospenartigen Gestalt.

---

[1]) Meine Beitr. zu e. schles. Wörterb. 37.

[2]) v. Bonstetten, Notice sur les tombelles d'Anet. 5.

[3]) Solche Sagen von gefeiten Orten, in denen man sich verirren muss und nur durch geheime Mittel wieder zurecht findet, kommen in verschiedenen Gegenden vor; gewöhnlich sind die Stellen mit Steinblöcken belegt und dadurch schon als altheilige Orte der heidnischen Zeit angekündigt. Ich kenne sie u. a. aus Schlesien; auch in Brandenburg trifft man diese Labyrinthe unter dem Namen Irrsteig, z. B. auf dem Wunderberge bei Wrietzen. Vgl. Ledebur, Alterth. v. Potsdam, S. 83 f.

Auch das Wort Tonn oder Tom soll dort vorkommen, was aus *tumulus* entstellt sei [1]).

Die niedersächsischen Benennungen Butterberg und Milchberg finden vermuthlich durch irgend welche Sagen ihre Erklärung. Heidenberg, Heidberg, Teufelsberg, Opferberg, Todtenberg, Todtenhügel, Galgenberg (in der Schweiz Hauptgrub), Schwedenhügel deuten sich leicht selbst. Fälschlich werden diese Todtenstätten im Volke selbst hier und da Hünengräber genannt. In der Priegnitz hört man auch Hünenhorst und bei Angermünde die auffallende Verkleinerung Hünkenberg [2]).

Ich habe oben schon gesagt, dass sowohl verbrannte als unverbrannte Leichenreste in den Grabhügeln liegen; ich füge nun hinzu dass die Bestattung der unverbrannten Todten (*humatio*) und der Leichenbrand (*crematio*) zur selben Zeit neben einander hergingen, dass aber die Verbrennung weit häufiger geschah.

Die brandlose Bestattung scheint die ältere Sitte, welche, wie in Rom, bei manchen Sippschaften oder bei den Anhängern bestimmter Cultusformen [3]) fortdauerte, während die Menge ihre Todten verbrannte. In einzelnen Fällen scheinen die Herren verbrannt, die Knechte ohne Brand beerdigt zu sein, wie ein Hügel von Maden in Hessen schliessen lässt; doch wäre es durchaus falsch, daraus einen allgemeinen Schluss zu ziehen, indem zahlreiche Beispiele dawider stehen. Die Annahme wäre eben so schief wie die von W. Grimm längst abgewiesene Rogges, dass nur die eines natürlichen Todes starben, beerdigt wurden, oder dass von einem bestimmten Geschlecht oder Alter die Bestattungsweise abhing.

Beide Arten zeigen manche Grabhügel in Pommern, Mecklenburg, Thüringen, Hessen, Franken, Oberpfalz, am Rhein, in der Schweiz vereint [4]). Die Lage der verbrannten und der unverbrannten

---

1) Publications de la sociét. histor. de Luxembourg. VII, 90 ff.

2) v. Ledebur, a. a. O. 86.

3) Über den Einfluss religiösen Bekenntnisses auf die Leichenbestattung, vgl. mein altnord. Leben, 480.

4) W. Grimm, Runen, 258. Dorow, Opferstätten 1, 19. Wilhelmi, Sinsheimer Todtenhügel, 21. Meckleub. Jahrb. XI, 371. 375. XXII, 285, 288. Lisch, Erläuter. z. Frid-Francisc. 43. Keller, helvet. Heidengräb. und Grabh. 16. 31. Bonstetten, tombelles d'Anet. 5. Auch in Dänemark kommen beide Bestattungsarten im selben Hügel vor; eben so in England, Akerman, archäol. Ind. 8.

Reste ist dabei verschieden; in einem Kegelgrabe von Ruchow bei Sternberg in Mecklenburg liegt das Gerippe zu unterst, während die etwas später beigesetzten Urnen in höheren Schichten stehen; umgekehrt stunden in dem grossen Madener Grabhügel in Hessen die drei Urnen in der Tiefe, und die drei Skelete lagen oben. In Sinsheim und Scheslitz fand sich in einzelnen Fällen der Brandplatz mit Gebeinen in der Mitte, umgeben von unverbrannten Leichen, während in einem Hügel von Warnstedt in Thüringen zwei Skelete und eine Urne mit verbrannten Kindsknochen in derselben Reihe lagen.

Die Zeit trennt die beiden Bestattungsarten nicht; weder die eine noch die andere lässt sich einer bestimmten Periode zuweisen. Wir finden in den Haugen mit unverbrannten Leichen Sachen der ältesten Art, und solche aus augenfällig junger Zeit; finden hier Kupfer und Stein, dort Schmuck von Thon und Stein ohne Metall, anderwärts Gold und Bronze ohne Eisen und Silber, wieder anderswo mit Eisen zusammen, dort alle Waffen von Eisen und selbst im Schmucke das Eisen vorherrschend, daneben aber Stein; wissen, dass in einem Walliser Grabhügel Münzen von Valentinian, in einem Solothurner von Theodosius d. Gr. und Arkadius, in angelsächsischen dem Baue nach ganz entsprechenden Hügeln sogar aus dem neunten Jahrhundert n. Chr. gefunden sind, während ein Thüringer Goldmünzen Alexander's d. Gr. ergab. Genug, wir sehen, dass diese Art der Bestattung einer grossen Periode, nicht einem kleinen Jahrhundert zufällt [1]).

Von bestimmten geschichtlichen Anhaltspuncten weiss ich, abgesehen von den römischen Kaisermünzen [2]), für diese Hügelgattung nur auf das Begräbniss Attila's [3]) zu verweisen, da am hunischen Hofe gothische Sitte herrschte, ferner auf einige Stellen der lex salica (LV. mit nov. 143) und auf das 22. Capitel der Paderborner Satzungen von 785 [4]), während für den Leichenbrand das 7. Capitel

---

[1]) Mr. de Caumont in s. Cours d'antiquités monumentales setzte die Grabhügel ohne Leichenbrand in das 4. Jahrh. n. Chr. (die sog. gallisch-römische Periode Frankreichs).

[2]) Die Alexandersmünzen kommen hier weniger in Betracht.

[3]) Alarich's und Childerich's Bestattung, die mit Attila's oft zusammen genannt werden, geschahen nicht im Hügel.

[4]) Jubemus ut corpore christianorum Saxanorum ad cimeteria ecclesiae deferuntur et non ad tumulus paganorum.

dieses Capitulares und aus früherer Zeit das 27. Capitel in Tacitus Germania, abgesehen von den angelsächsischen Liedern, laute Zeugen sind. Auch hieraus erhellt das gleichzeitige Bestehen beider Weisen der Leichenbestattung.

Wir behandeln nun im einzelnen

A. Die Grabhügel mit unverbrannten Leichen.

Dieselben werden, wie schon oben gesagt, durch einen mehr oder minder grossen und hohen Erdaufwurf gebildet, welcher die Gestalt eines Kegels oder eines Kugelabschnittes hat. Derselbe ist entweder ohne Steine [1]) an und um sich (Taf. II, Fig. 1), oder er ist am Fusse mit einem Steinkranze umlegt (Taf. II, Fig. 2), in dem zuweilen eine offene Stelle für den Zugang blieb; ferner findet sich unregelmässige Belegung der Oberfläche mit Steinen (Taf. II, Fig. 3), so wie eine förmliche Beschüttung oder Pflasterung (Fig. 4). Letzteres kommt z. B. im Lüneburgischen vor, während die steinlosen mehr im Süden und am Rheine begegnen. Innen enthalten übrigens fast alle Grabhügel mehr oder minder Gestein.

Die angelsächsischen umzieht am Fusse ein Graben [2]). Auf den deutschen Hügeln bemerkt man zuweilen eine trichterförmige Einsenkung des Gipfels; dieselbe rührt oft vom Sinken des inneren Baues oder auch von dem Ausroden eines Baumes her, doch ist sie manchmal absichtlich angelegt.

Grabhügel ohne Leichenbrand kenne ich aus allen Gegenden Deutschlands, besonders aus Schleswig, Mecklenburg, Rügen, Lüneburg, Luxemburg, Nassau, Wetterau, Hessen, Thüringen, Böhmen, Mähren, Franken, Ober- und Rheinpfalz, Baiern, Steiermark, Schweiz [3]). Sie kommen oft in Gruppen, selbst mit Urnenhügeln zusammen vor; sie enthalten eben sowohl eine einzige als mehrere Leichen und sind in diesem Falle oft als Familiengräber anzusehen.

Die Einrichtung des Hügels geschah auf mannigfache Weise, und darnach wollen wir die Unterabtheilungen machen, da eine

---

[1]) Auf diese Steinlosigkeit ist von manchen Tacit. German. c. 27 bezogen: monumentorum arduum et operosum honorem ut gravem defunctis aspernantur, als ob monumentum hier nicht die technische Bedeutung des römischen Grabmals hätte.

[2]) Akerman, Archäol. Index. 122; vgl. Beov. 6316 vealle bevorhton (hlæv on lide).

[3]) Die Schweiz ist im Allgemeinen reich an Hügelgräbern, nur im Canton Wallis gehören sie zu den äussersten Seltenheiten. Keller, Helvet. Heidengr. 41.

chronologische Folge nicht möglich und eine geographische Vertheilung durch stete Wiederholung schwerfällig wäre. Darnach ob der Todte auf oder über dem natürlichen Boden oder unter demselben bestattet ist, entstehen die zwei Classen, welche wieder ihre Unterarten haben.

1. Die Leiche liegt über der Erde.

a) Die Leiche liegt in blosser Erde, ohne von Steinen umstellt zu sein, höchstens auf einem Steinpflaster. Sie ist mit lockerer Erde, Asche oder gesiebtem Lehme bestreut, und darüber ist die feste Hügelerde, oft mit kleinen Steinen durchmischt, geschüttet (Taf. II, Fig. 5, 6). Gefässe finden sich fast immer, zur Seite namentlich des Kopfendes, öfters auch Waffen oder Schmuck. Seitwärts liegt gewöhnlich die Brandstätte des Todtenopfers.

Zwei der Heidenbücke von Trüllikon bei Zürich zeigten diese Bauart. In dem einen lag die Leiche einer Frau auf dem gewachsenen Boden, merkwürdig dadurch, dass sich aus den wohl erhaltenen Beigaben die ganze Kleidung errathen liess; in dem anderen war ein Mann nur einen Fuss unter der Spitze beerdigt und etwas tiefer stiess man auf die Brandstätte, worauf von Erz eine Haftnadel und ein kleines Beilmodell lagen. Neben dem nur theilweise erhaltenen Gerippe fand man ein zerbrochenes Gefäss und einige Erzringe [1]).

Ein zehn Fuss hoher Buck bei Altenklingen im Thurgau hatte einen halben Fuss unter dem Gipfel eine Brandstätte mit Thierknochen. Dann kamen bis zum Boden zahlreiche grosse Steine und Scherben vor. Auf natürlicher Erde lag das westwärts schauende Haupt auf einem Steine, ein Mannsskelet, die Rechte am Schwerte, daneben ein zweites Schwert, Lanze, Bogen und Pfeil und ein Messer. Links war der Boden einen Quadratfuss gross mit Eisenrost bedeckt, darin silberplattirte runde Eisenknöpfe, die zu einem Ledergürtel gehört zu haben schienen. Auch eine bronzene Schere lag hier. Zu Füssen kam man wieder auf eine Menge ganz zerstörten Eisens, mit Resten des groben Wollenstoffes, in dem die Leiche begraben worden war [2]). Durch die reichen Beigaben, in denen Bronze,

---

[1]) Keller, helvet. Heidengräber und Todtenhügel, 14.
[2]) Keller, a. a. O. 26.

viel Eisen und Silberplattirung vereint ist, zeichnet sich dieser Hügel vor vielen anderen aus, und kann für die Metall-Systemmacher lehrreich sein.

In einem Hügel bei Zwikowetz im Pilsener Kreise in Böhmen lag gerade in der Mitte ein Skelet, neben dem nur eine ³/₄″ dicke Sandsteinkugel, ein Stück Graphit und einige Thierknochen gefunden wurden. Einen Fuss unter dem Gipfel durchzog eine 1′ 6″ mächtige Aschenschicht mit Gefässscherben den Hügel [1]).

Manche dieser Grabhügel enthalten gar nichts als die Leiche, andere sind reiche Fundgruben von Alterthümern. In einem zwanzig Fuss hohen bei Wiesbaden lagen neun Fuss tief unter einer starken Brandstelle drei Gerippe im Dreieck; zwischen ihnen fand man eine Bronzekanne römischer Arbeit, eine Schale und zwei Fibeln vom selben Metalle [2]). Eine eben solche vasenartige Kanne, nur in einigen Zierathen verschieden, lieferte ein sehr merkwürdiges Grab [3]), der Fuchshügel, an der Strasse zwischen Tholey und Birkenfeld in der ehemaligen Pfalz. Man fand darin einen Brandplatz und davon getrennt unkenntliche Knochenreste, daneben einen Armring und einen Fingerring von Gold, von Bronzeblech jene Kanne und von Eisen zwei lange und schmale Speerspitzen, so wie dreizehn Schienenstücke [4]), die zwei Radbeschläge bildeten, sammt den zugehörigen Nägeln. Das Anziehendste sind aber die deutlichen Spuren einer Menge dem Hügel eingesetzter Eichenpfähle; denn wir erhalten dadurch, wie schon L. Lindenschmit annahm, eine Erläuterung zu mehreren Novellen der Lex salica [5]), wo Stangen (haristatones, stappli) und Gitter (manduales, selave, ponticuli) auf den alten Gräbern (super mortuum — sicut mos antiquorum faciendum fuit) durch hohe Geldstrafen geschützt werden. Dieselben hatten gleich den perticae und trabes an den langobardischen Gräbern und wie die skandinavischen Bautasteine hauptsächlich den Zweck, das Grab gegen

---

[1]) Kalina v. Jäthenstein, Böhmens heidn. Opferplätze, Gräber und Alterthümer 82 f.

[2]) Dorow, Opferstätten, 1, 15 ff.

[3]) Wenn mich die nicht zureichende Beschreibung nicht täuscht, glaube ich dieses Grab hier einreihen zu müssen, vgl. Lindenschmit, ein deutsches Hügelgrab, 8, Anm. (Mainz 1852).

[4]) Radbeschläge kamen auch in einem thüringischen Hügel (bei Wernburg) vor, so wie öfters in den Hübeln von Ins (Anet, Cant. Bern), wo sich auch die Nägel und Holzreste erhalten hatten.

[5]) L. sal. nov. 144 mit 256, 287, ferner nov. 339, Merkel.

entheiligende Betretung der Vorübergehenden zu schützen; möglicherweise wurden auch an den Stangen Todtenopfer aufgehängt. Das hier beschriebene Hügelgrab werden wir ohne Gefahr grosser Irrung einem Franken des 5. Jahrh. zutheilen dürfen.

Weit früher wird ein Kegelgrab bei Grönau im Fürstenthume Ratzeburg zu setzen sein, dessen Schichten übrigens in verschiedene Zeiten gehören. Das Ganze hatte 20 Fuss Höhe. In einer Tiefe von 13½′ lag eine Pfeilspitze von Feuerstein neben groben Gefässscherben; die Leichen waren hier und in einer 7′ höheren Schichte völlig verwest, wo fast unkenntlich gewordene Bronzesachen: eine Lanzenspitze, ein Armring, ein vierwindiger Spiralring und einige gerade Erzstücke lagen. Etwas gegen Norden fand man einen ehernen Fingerring von vier Windungen und kleine „Hütchen“ vom selben Metall. Noch höher lagen Knochensplitter und Eichenkohlen neben einigen Urnen. Einen Fuss unter der Oberfläche, gerade in der Mitte, fand man drei mässig grosse Steine [1]).

Unter den Grabhügeln von Amberg in der Oberpfalz enthielten mehrere verschiedene Leichenlagen, die 3—4′ von einander abstanden. Eherne und eiserne Beigaben und ein Steinkreis am Fusse verdienen Erwähnung [2]).

Auch der Inhalt mehrerer thüringischer Grabhügel ist sammt der Anlage lehrreich. Auf einem Berge bei Dobigau unweit Ranis erhob sich ein 16′ hoher Haug, dessen Spitze aus Geröll bestand. In der Mitte zog sich ein Lager von Asche, unverbrannten Pferdeknochen, Zähnen und Gefässscherben durch. Eine Schichte von leichter Erde und Asche breitete sich wenig über dem natürlichen Boden hin, auf welchem von Ost gen West schauend sechs Gerippe ruhten. Ein weibliches und ein Kinderskelet liessen sich von den männlichen unterscheiden. Ausser zerdrückten, schwarzen, bauchigen Thongefässen fand sich wenig: ein Schwert und ein Armring von Erz und in einem an der westlichsten Seite stehenden 10″ hohen, 6″ breiten Geschirre zwei Goldmünzen von Alexander d. Gr. [3]). Der Hügel

---

[1]) Schlesw.-holst.-lauenb. Ber. 6, 22.

[2]) Klemm, germ. Alterth. 121.

[3]) Adler, Grabhügel, Ustrinen und Opferplätze im Orlagau (Salfeld 1837), ein Büchlein, das neben vielem Verwirrten doch schätzbare Fundberichte enthält. Die Münzen werden darin August zugeschrieben, zum Glück ist aber eine Abbildung beigegeben.

war am Fusse mit einem Steinkranze umlegt. Aus einem benachbarten kam eine schöne bronzene Streitaxt zu Tage. Durch die Münzen erhalten wir wenigstens das Ergebniss, dass der Hügel nicht älter als das 4. Jahrhundert v. Chr. sein kann, und damit die grösste Sicherheit, dass Hermunduren ihn errichteten.

Bei Wernburg in Thüringen lag ein 17′ hoher Grabhügel von 85′ Umfang. In der Tiefe von 1½′ unter der Spitze stiess man auf einen Kranz grosser Steinblöcke, der wahrscheinlich früher zu Tage stand und eine Abart der gewöhnlichen Steinkreise am Fusse ist. Dazwischen breitete sich Geröll und Sand aus, und darunter lagen fünf Gerippe von Osten nach Westen gekehrt, das grösste, 7′ 2″ (?) lange, in der Mitte. Es hatte rechts ein Schwert neben sich, das umgebogen und mit einem Steine beschwert war, wie in thüringischen Gräbern öfter vorkommt [1]); ferner ein eisernes grosses Messer in der Scheide, auf der Brust eiserne Ringe und Schnallen von einem Wehrgehänge; neben dem Kopfe stand eine schöne Schale von gelblichem Glase. Ein eiserner Sporen schien ebenfalls zu diesem Manne zu gehören. Von den übrigen drei Mannsskeleten hatte noch eines ein grosses Messer von Eisen. Ausser unkennbaren Eisenstücken fand man ferner in dem Grabe grössere und kleinere Fibeln von Bronze, zum Theil mit Glasfluss ausgelegt, sodann Hals- und Handringe von Erz, so wie eherne schöne Reifen und Henkel eines verfaulten Holzgefässes [2]). Bei einem weiblichen Skelete lagen Perlen von blauem, grünem und gelbem Glase. Die schwärzlichen Thongefässe waren zierlich gearbeitet und hatten im Winkel gezogene Verzierungen. Auffallend waren die vielen Pferdezähne in diesem Hügel, die übrigens auch in einem anderen thüringischen, bei Buttstedt, gefunden wurden. In diesem lagen, so weit die Aufdeckung sich verfolgen lässt, vier Gerippe, von denen zwei in hockender Stellung gewesen sein sollen. Ausser Thongefässen kam wenig zum Vorschein, namentlich nichts von Erz; dagegen von Eisen eine Pfeilspitze, ein Sporn

---

[1]) Adler, a. a. O. 2, 5, 16, 28.

[2]) Bronzebeschläge eines Holzeimers verwahrt auch das Kopenhagener Museum. Eiserne Beschläge und Handhaben fand man auf dem Todtenfelde von Rybeschowitz in Mähren (Sitz. Ber. d. phil.-hist. Classe der k. Akad. in Wien, XII, 474). Starke Eisendräthe mit Ringen kamen als Randbefestigungen von Erzkesseln vor, z. B. in einem Grabhügel von Pfäffikon (Keller, a. a. O. 29) und in einem flachen Grabe von Andelfingen (ebd. 34).

und Theile eines Radbeschlages; ferner eine kleine unkenntliche (?) Silbermünze und einige Steinmesser [1]). Beide Hügelgräber gehören unzweifelhaft deutschen Thüringern an und fallen vielleicht nicht weit vor das Vordringen der Slaven bis zur Sale, d. h. vor das siebente Jahrhundert.

b) Die Leiche ist mit Steinen unregelmässig umlegt (Taf. II, Fig. 7). Die Steine sind durch Sand und Erde, zuweilen durch Lehm gebunden; die Kohlenstätte liegt oft im oberen Theile des Hügels, entweder mitten oder gegen den Rand zu.

Besonders schwere Massen lagen in einem Heidenbucke von Dörfflingen im Canton Schaffhausen [2]), und zwar auffallender Weise die grossen Steine oben, die kleineren dagegen unmittelbar um das weibliche Skelet, dessen Kopf und Unterarme auf Steinen ruhten. Unter den zahlreichen Beigaben erregt der Rest eines ledernen Brustblattes mit aufgenähten, hufeisenförmigen Erzplättchen die grösste Aufmerksamkeit. Ein Napf und zwei Schüsseln dieses Grabes (Taf. II, Fig. 27, 30) zeichneten sich durch schöne Arbeit und gute Bemalung in roth und schwarz vor fast allen übrigen Gefässen jener Gegenden aus. Um so merkwürdiger ist, dass neben derselben Leiche der ärmliche Halsschmuck von durchbohrtem Eberzahn lag. Seitwärts stiess man auf eine Brandstätte, worauf unter anderen Geschirren ein Topf mit Kindergebein stand [3]).

In den Hügeln von Amberg waren die Leichen auf Steinplatten ausgestreckt; Erz, Eisen und Stein war in den Beigaben vertreten [4]). In einem Grabe an der untern Syr bei Biwer in Luxemburg war auf dem natürlichen Boden ein viereckiger Platz von ungefähr 50 Centimeter gepflastert, auf dem ohne Brandspur und Beigaben die Gebeine

---

1) Adler, a. a. O. 27. Sechzehnter Ber. d. voigtländischen Vereines, 44 ff.

2) Auch mehrere der Hügel von Ins (Anet, Cant. Bern) enthielten bedeutende Steinmassen. Ihr Beschreiber, v. Bonstetten (les tombelles d'Anet, Bern 1849) sagt, wenn mehrere Leichen darin ruhen, liege die unterste in dem gewachsenen Boden in einem Plattengrabe. Auf den Decksteinen sei die zweite Todtenstätte, ebenfalls von Blöcken und Platten umstellt, und darüber seien bis 7' Steine kreisförmig aufgehäuft, auf deren Fläche sich das dritte Grab oder eine Aschenurne (auch gefässlose Brandreste) im Sande fänden. In den Einzelbeschreibungen liest man dann von ungeordneten Steinhaufen, worin die Leichen liegen.

3) Keller, helvet. Heidengr. und Todtenhügel, 30 f.

4) Klemm, a. a. O. 121.

eines Todten unordentlich durcheinander lagen [1]. Solche Pflasterung des Bodens erschien auch in einem Kogel im Saggauthale in Steiermark, der merkwürdige Anticaglien lieferte. In der dortigen an Alterthümern reichen Gegend (Leibnitz, das alte Flavium Solvense, ist nahe) geht die Sage, dass in einem der Kogel der Hunenkönig begraben sei, gerade wie wir in anderen deutschen Gegenden von den goldenen Särgen alter Könige hören, die in den Heidengräbern beigesetzt seien [2]. In jenem erwähnten Grabhügel bei dem Dorfe Klein-Glein ist nun wenigstens ein ausgezeichneter Mann bestattet gewesen. Die Leiche lag auf dem Steinpflaster, mit den Beigaben durch centnerschwere Blöcke umbaut, über denen kleineres Gestein und zu oberst Bachkiesel sich schichteten. Die Bekleidung und die Spitze war aus lehmhaltiger Erde; der Kogel hatte 145 Schritt Umfang und 18 Fuss Höhe.

Die zahlreichen Beigaben bestanden zum guten Theil aus Bronze. Das Wichtigste war ein Brust- und ein Rückenpanzer von trefflicher Arbeit, ein wahres Unicum [3]; in Menge waren Urnen, Kessel, flache Schüsseln, kleine Schalen und anderes Geschirr von Bronzeblech vorhanden, die zum Theil mit eingeschlagenen Spiral-, Ring- und Bandverzierungen, zum Theil auch mit Menschen- und Thierfiguren verziert sind. Verschwenderisch hängen auch kleine Kettchen mit dünnen viereckigen Plättchen an schnallenartigen Ringen von den Gefässrändern herab. Die Bronze hat 85—87 Theile Kupfer und 12—14 Theile Zinn, mit geringem Eisen und Blei. Ausserdem fanden sich auch viele Eisensachen und gerade wie in Hallstadt Waffen von Eisen: ein fast verrostetes, zerbrochenes Schwert und eine Lanzenspitze; ferner mehrere Meissel oder sogenannte Streitkeile, zwei Pferdetrensen und unkenntliches Geräth. Die theils grauen, theils rothen Thongeschirre hatten thierkopfartige Ausgüsse und waren zierlicher als gewöhnlich gearbeitet [4]. Von Münzen kam eben so wenig etwas zum Vorschein, als in den reichen Gräbern von Hallstadt, was bei dem sonst zahlreichen Vorkommen

---

[1] Publications de la societ. histor. de Luxemb. VII, 106. — Von dieser zerstörten Lage der Gebeine werden wir weiterhin reden.

[2] In einem der Steinhügel von Zeddin bei Perleberg soll ein wendischer König im goldenen Sarge liegen. v. Ledebur, a. a. O. 12.

[3] Bruchstücke von Harnischen werden öfter gefunden, allein es ist nicht möglich ein Ganzes daraus zu bilden.

[4] Mittheil. des hist. Vereines f. Steiermark, 7, 185 ff.

römischer Münzen in den Alpenländern andeuten mag, dass diese Grabstätten vor die Zeit der völligen Festsetzung Roms in diesen Landschaften fallen. Die Bronzesachen sind namentlich dadurch merkwürdig, dass sie, selbst schön und wie der Panzer musterhaft gearbeitet, rohe Zeichnungen eingeschlagen enthalten, die schwerlich von derselben Hand herrühren. Während ich nicht anstehe, den Harnisch für italienische Arbeit zu erklären, behaupte ich, dass die auf den Kesseln eingeschlagenen Figuren, welche die rohe Nachbildung einer Jagd, des beliebten Bildes römischer Gefässe, sind, hier zu Lande gemacht sind. Dass von den Erzgeschirren das meiste gleich dem Eisengeräthe hier gegossen und geschmiedet ist, wird nicht leicht abgeleugnet werden können, da Bergbau und Metallarbeit in den Alpen vor der römischen Eroberung schon blühten. Ich stehe aber nicht an hinzu zu setzen, dass für die Erzarbeiten die Vorbilder aus dem nördlichen Italien kamen.

Leichen mit und ohne Steinumlegung fanden sich in einem Grabhügel auf dem Kobhäuser Kopfe bei Arnsburg in der Wetterau. Das obere Skelet, das nur unter grösseren Steinen, aber nicht von ihnen umstellt war, sah von Norden nach Süden, während das untere, in einer Umschichtung von Steinen, von Westen nach Osten schaute[1]).

c) Die Leiche liegt in einem Steinkegel. Ein anziehendes Beispiel gab der Herrberg bei Schwan in Mecklenburg, ein 14′ hoher und 73′ Durchmesser haltender künstlicher Hügel, der aus zwei zu verschiedenen Zeiten aufgeschütteten Lagen besteht. In dem abgetragenen nordöstlichen Theile fand man ein ovales Feldsteinpflaster von 16′ Länge und 11′ Breite, über welchem ein 6′ hoher, 11—12′ langer Steinkegel von Süd-Osten nach Nord-Westen sich erhob. Auf der Mitte des Pflasters ruhte ein Mannsgerippe, nach Nord-Westen gelegt, neben sich ein schönes Erzschwert, das in acht Stücke gebrochen war[2]). Unter dem Pflaster lagen in einer

---

1) Archiv f. hess. Gesch. II, 366.

2) Die frühere Behauptung von Lisch, dass in Mecklenburg alle Schwerter der Todten zerbrochen seien, ist durch den Fund in einem Dabeler Grabe (Mecklenb. Jahrb. XXII, 281) widerlegt; im übrigen Norddeutschland kommen ebenso wie in Steiermark zerbrochene und ganze Bronzeschwerter vor. Unter den zahlreichen Eisenschwertern und Dolchen von Hallstadt war nur eines gegen die Spitze hin mehrmals absichtlich gebrochen. Das zufällige Zerbrechen, was namentlich bei dem Zusammenbiegen des Schwertes, um es in den Aschenurnen unterzubringen, leicht geschah, kommt natürlich hier nicht in Betracht.

Steinsetzung von 10′ Länge, 3′ Breite und 2½′ Tiefe acht Schädel über zusammengesunkenen Gebeinen. Dieselben müssen hockend beigesetzt worden sein (Taf. II, Fig. 8). Zwei Fuss zur Rechten von dem oberen Gerippe fand man unter dem Pflaster im Urboden ein anscheinend weibliches Skelet ohne Beigaben, und zu den Füssen gegen den Nordrand in der Nähe eines kleinen Steinhaufens ausserhalb des Pflasters die nach Nord-Westen schauenden Reste eines grossen Mannes, den Kopf auf Steinen. Einen Fuss unter der Rasendecke im oberen Hügel stiess man auf Urnenscherben mit verbrannten Gebeinen und einem keilförmigen 10″ langen Steinsplitter [1]. Dass letzteres Begräbniss aus jüngerer Zeit stammt, beweist schon die verschiedene Erdschicht; auch das gegen den Nordrand liegende Gerippe mag zu den andern nicht gehören, in denen wir ohne zu irren, das Grab eines Herren erkennen mögen, dem seine Sclaven in den Tod folgen mussten. Er ruht auf dem Steinbett, das acht kauernde Knechte auf den Häuptern tragen; eine Lieblingssclavinn, vielleicht auch seine Ziehamme, musste ebenfalls sterben [2] und ward auch unter den Steindamm gelegt. Dass die acht Schädel in der Steinsetzung nach dem Ausgrabungsbericht einer niederen Race als die oben liegende Leiche angehören, bestätiget meine Ansicht. Es können Knechte durch Kriegsgefangenschaft oder zurückgebliebene unfrei gewordene Urbewohner sein. Letzteres würde auf eine sehr frühe Zeit verweisen und ist weniger wahrscheinlich. Ich halte das Grab für germanisch.

In dem Kegelgrabe von Dabel bei Sternberg in Mecklenburg stieg ebenfalls ein 4—5′ hoher, spitzer Steinhaufen über dem ovalen 10′ langen, 8′ breiten Steinpflaster auf, das überdies von grösseren Steinen umschlossen war. In der nördlichen Hälfte des Steinkegels lag, den Kopf nach Osten, das Gerippe; bei ihm ein goldener Fingerring von 2½ Windungen, von Erz ein unzerbrochenes Schwert, eine 2—3′ lange starke, nadelförmige Stange mit Knopf, zwei Messer, ein Keil und einige kleinere Sachen, eben so rechts fünf Pfeilspitzen von Feuerstein. Bei dem Kopfe stand eine bronzene runde Schachtel mit

---

[1]) Mecklenburg. Jahrb. XIX, 297 ff.

[2]) Brynhild verlangte, dass ausser fünf Mägden und acht Dienerinnen auch ihr Fôstrman mit ihr sterbe. Brynhild. qu. II, 65.

Deckel, bei dem Fusse rechts Bruchstücke eines Thongefässes neben einem Steine mit Feuerspuren [1]).

Denselben Bau hatte ein Grabhügel auf dem Hebenkies bei Wiesbaden, der Sage nach das Begräbniss eines Fürsten vor der Römerzeit. Fünf Fuss vom Westrande breitete sich mit 7′ Durchmesser ein muldenförmiger Kessel aus Feldsteinen aus, der mit kleinen Quarzstücken bestreut war, welche Spuren des Opferbrandes wiesen. Darauf lag unter einem 7′ hohen Steinkegel ein Gerippe, gegen Osten schauend, neben dem Kopfe ein Hammer von Serpentin und Gefässscherben, auf der andern Seite ein Pferdeschädel und Trümmer von Thongefässen. Ausserdem lagen noch dort ein zugeschliffener Feuerstein, ein länglicher Quarzkiesel und ein Stückchen Hirschhorn. Über dem Kegel in der darauf geschütteten Erde fanden sich mehrere Bronzeringe, die bei dem Schluss des Hügels hineingeworfen waren. Zu dem Hügel führte vom Westrande her, genau nach Osten streichend, eine trockene Mauer von Feldsteinen, $2\frac{1}{2}$′ breit und 3′ hoch, die wohl in der Osthälfte sich fortgesetzt haben wird. Die vier Thongefässe des Grabes waren bei grober Masse und Arbeit doch von guter Formanlage und mit schöner Strichzeichnung geschmückt; sie hatten theils längliche, theils breite Vasengestalt (Taf. II, Fig. 19, 21) [2]). Jedenfalls gehört dieses Hügelgrab in eine frühe Zeit. Da weder von römischem Wesen, noch von keltischem Erzreichthum darin Anzeichen sind, wird sich der Schluss auf einen deutschen Todten rechtfertigen.

d) Die Leiche liegt in einer unbedeckten Steinkiste, welche durch im regelmässigen Oblong gestellte Steine gebildet wird (Taf. II, Fig. 9). Ein Steinkreis umgibt den Hügel. Gräber dieser Art sind aus der Schweiz bekannt.

e) Die Leiche liegt in einer geschlossenen niedrigen Steinkiste (Taf. II, Fig. 10), den Hügel umgibt gewöhnlich ein Steinkranz. Über der Kiste finden sich zuweilen grössere und kleinere Steine gegen den Gipfel hinauf; manchmal besteht der ganze Hügel aus Gerölle, wie im Lüneburgischen [3]) vereinzelt, in

---

1) Mecklenb. Jahrb. XXII, 279. Der Bericht nimmt meiner Ansicht nach ohne Grund dann noch die Beisetzung einer verbrannten Leiche an.

2) Dorow, Grabstätten und Opferhügel der Germanen und Römer, I, 1 ff. Dorow nahm seltsamer Weise Verbrennung an, obschon das Gerippe vollständig dalag.

3) v. Estorff, Alterthümer von Ülzen, 33 f.

England (Taf. II, Fig. 11) häufig vorkommt. In den Grabhügeln von Ins (Anet, Canton Bern) liegen über den Plattengräbern ebenfalls schwere Steinmassen. Meistens finden sich hier schöne und zahlreiche Beigaben von Bronze, darunter Rüstungsstücke, Armschlaufen, Kleidbesätze, Pferdezeug, Wagenreste. Bemerkenswerth ist die gute Erhaltung hölzerner Ringe und Armschlaufen. Auch Gold ist häufig. (Bonstetten, tombelles d'Anet.)

In einem Heidenbuck bei Solothurn bestanden die Wände der Kiste aus Kieselstücken, worüber eine Kalksteinplatte ruhte. Die von Osten nach Westen schauende Leiche war ohne alle Beigaben, auch kam keine Brandstätte im Hügel vor. In einem anderen ebendaselbst gelegenen fand man zwei Steinkisten innerhalb „zweier concentrischer Steinwälle" [1]). — Die angelsächsischen Gräber dieser Art reichen bis in das 9. Jahrhundert, wie die Münzen beweisen, und sind natürlich an Beigaben mit Zeichen des Christenthumes und einer jüngeren Cultur reich.

Auch in Skandinavien war diese Grabanlage verbreitet [2]); unter andern liess sich Harald Schönhaar so bestatten.

f) Die Leiche liegt in einem gemauerten Behältnisse oder in einem völligen Grabgewölbe. Bei Pettau in Steiermark, dem alten Poetovio, kamen Hügelgräber mit Skeletkammern aus gebrannten Ziegeln vor, bei Radkersburg, Mureck, im Lasnitzthale aus Bruchsteinen; den Schluss bildet entweder ein Deckstein oder ein Gewölbe [3]).

In den Gebüschen bei Kalsdorf, unweit Grätz, finden sich zahlreiche Reste römischer Ansiedelung und römischen Todtenwesens. Unter andern ward ein 9′ hoher Grabhügel geöffnet, welcher bald unter der Spitze Geröll aus der nahe fliessenden Mur zeigte. Vier Fuss tief stiess man auf ein viereckiges, nach Osten offenes Gebäu aus Bruchsteinen, von 9′ Länge, 5′ Höhe und 5½′ Breite. Dasselbe war oben nicht geschlossen, sondern mit Geröll und Bruchsteinen ausgefüllt. In der nördlichen Hälfte stiess man 3′ tief auf drei durch dünne Steinlagen geschiedene Aschenschichten und einen Fuss

[1]) Keller, helvet. Heidengräber und Todtenhügel, 52. — Wir werden bei den Hügeln mit Leichenbrand ein paar Mal solche Doppelummauerung der Todtenreste erwähnen.

[2]) Mein altnordisches Leben, 489.

[3]) Gefällige Mittheilung des verdienten steierischen Epigraphen, Herrn Pfarrer R. Knabl.

tiefer auf zwei zerbrochene Gefässe von grauem und gelbem Thon. Auf der mit Mörtel begossenen Grundfläche war ein Gerippe sitzend bestattet. Beigaben fanden sich nicht [1]).

Nach dem feststehenden Grundsatze, dass keltische und germanische [2]) Bauten nicht durch Mörtel gebunden wurden, gehören diese Gräber römischen oder romanisirten Bewohnern Steiermarks an, obschon sich in dem Kalsdorfer Hügel nicht die gewöhnliche römische Todtenausstattung ergab.

Kunstreicher war der Bau eines Grabhügels bei Christnach in Luxemburg. Er enthielt ein 10′ langes, 10′ breites gewölbtes Geviert aus Sandsteinquadern, die mit Eisenklammern gehalten waren. Das Innere hatte nur $4\frac{1}{2}$ Quadratfuss, bei einer Tiefe von 3 Fuss. Es enthielt ein grosses und ein kleines Gerippe, von denen das erste nur sitzend Platz haben konnte. Die nicht sorgfältige Untersuchung ergab ausser Kohlen und Asche nur rothirdene und gläserne Scherben [3]).

Aus den deutschen, ehemals zum Römerreich gehörigen Landschaften werden sich noch mancherlei Grabhügel dieser Art nachweisen lassen. Sie mögen der Zeit angehören, als auch in der Menge der Leichenbrand wieder aufgegeben ward, sind also jünger als das 3. Jahrhundert. Abweichungen von der gewöhnlichen Art römischer Monumente sind durch provincielles Leben bedingt.

g) Der Todte liegt in einem Holzsarge ober der Erde. Beispiele dieser Bestattungsweise aus Mecklenburg, Rügen und Schleswig führen auf eine alte Zeit. Der Sarg ist ein eigentlicher Todtenbaum, d. h. er besteht aus einem gehöhlten Eichenklotz. Derselbe liegt von Steinen umschüttet. Die Beigaben sind aus Erz und Gold [4]).

Das reiche Kegelgrab von Ruchow bei Sternberg in Mecklenburg, 20′ hoch, 200 Schritt Umfang, enthielt 5 Fuss unter dem Gipfel einen Steinkegel, worin ein 12′ langer, 6′ dicker Eichenstamm lag, an den äusseren Enden verkohlt, im Innern ein Gerippe, neben dessen linker Brust ein Bronzeschwert in vier Stücken, ein zerbrochenes sogenanntes Rasirmesser von Erz und zwei gewundene

[1]) Mittheil. d. histor. Vereines f. Steiermark, 4, 241.
[2]) Ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus. German. 16.
[3]) Publicat. de la societ. de Luxembourg. VII, 98.
[4]) Lisch. Erläuter. zum Frid.-Francisc., 29.

Fingerringe von Gold sich fanden. Zu den Füssen standen zwei Thongefässe. Ausserdem enthielt der Hügel die Begräbnisse mehrerer verbrannter Todter. Nördlich von dem Sargkegel nämlich war ein zweiter Steinhaufen, aus dessen innerer fetter Erdlage ausser einem angebrannten Fingergliede Folgendes zu Tage kam: eine eherne Urne von 3″ 4‴ Höhe, eine flache runde Büchse mit Deckel, die ein viereckiges Stück Birkenrinde bewahrte, ein Messer, zwei Kopfringe, zwei sogenannte Handbergen, zwei Paar Handringe, ein 1′ 10″ langer nadelartiger Stab, sämmtlich von Bronze und gut gearbeitet, sodann zwei Ringe von Golddrath und eine grobe Thonurne. Im nördlichen Abhange grub man eine rohe Urne mit einem goldenen Fingerringe und den Resten eines Ledergürtels aus, zu dem ein Doppelknopf und ein viereckiger Beschlag von Bronze gehört hatten. Im Ostabhange stiess man auf vier Urnen mit Kindergebeinen, einigen Erzstücken und einem Ringe. Etwas davon fand sich noch ein Thongefäss mit vielen angebrannten Kinderknochen [1]).

Ein Hügelgrab unweit Bollersleben bei Hadersleben in Schleswig hatte gleich dem Ruchower in einer Steinschüttung eine roh behauene Eichenbole, 8′ lang und sehr dick, worin aber keine Gebeine, sondern nur einige lange braune Haarlocken, ein langes genähtes Gewand von grobem Wollenzeuge, ein Schwert, ein Dolchmesser, ein Meissel ohne Schaftloch und eine Spange, sämmtlich von Bronze, lagen, ferner ein Hornkamm und ein kleines rundes Holzgefäss mit Ösen [2]). Bei der guten Erhaltung der Wolle und des Holzes ist kaum anzunehmen, dass das Gerippe spurlos zerfallen sei, obgleich es nicht ganz unmöglich wäre. Ich wage nicht zu entscheiden, ob dieser Hügel nur ein Kenotaph ist und ob die Haare (wenn solche Andenken in jenen Zeiten beliebt wurden) als einzig vorhandener Theil des in der Ferne Verstorbenen dem Grabmale einverleibt wurden [3]). Das in der südlichen Hügelseite gefundene Aschengefäss steht sicher ausser Bezug zu dem Sarge.

---

[1]) Lisch, a. a. O. 43.

[2]) Worsaae, Danmarks Oldtid, 75.

[3]) Sehr in's Gewicht fällt, dass in den jütischen Gräbern der Grafschaft Kent zuweilen, nach dem Inventorium sepulcrale von Roach Smith, Bronzekästchen mit Menschenhaaren vorkommen. Dass die Römer auf die Scheiterhaufen der ihren Locken des eigenen Haares warfen, ist bekannt.

Bei Ribe in Schleswig soll man 1856 in einem Eichensarge von $8^1/_2$′ Länge und $2^1/_2$′ Breite ein Gerippe mit goldenem Reifen, einem gebogenen Bronzeschwerte und einem Ochsenhorne gefunden haben. Nähere Nachrichten gehen mir leider ab.

In einer Bretterkiste die mit groben Eisennägeln gehalten war, fand sich in einem der zahlreichen Grabhügel zu Ralswiek auf Rügen eine Leiche. Daneben lag ein Pferdegerippe. Ausser einem kleinen braunschiefrigen Probirstein, wie die skandinavischen Gräber häufig enthalten, scheint bei dem Todten nichts gelegen zu haben [1]).

In einem Grabhügel von Buttstedt in Thüringen will man an einem der Gerippe Spuren eines Holzsarges bemerkt haben [2]).

Hieher muss auch der Grabhügel Attila's gestellt werden, worin der König in dreifachem Metallsarge bestattet war. Derselbe wird, da Attila gothische Sitte gern nachahmte, als Beweis, dass die Gothen des 5. Jahrhunderts die Leichen mit Särgen in Hügeln beisetzten, gelten dürfen.

In den zum römischen Reiche einst gehörigen Landschaften fehlt es auch nicht an Grabhügeln römischen Ursprunges, die zu unserer Abtheilung gehören. In einem tumulus bei Holzingen in Luxemburg lag eine Leiche mit Schwert in einem gypsernen Sarge [3]).

Besondere Erwähnung verdient noch die offene Mulde aus schwarz gebranntem, sandigem Lehme, die mit einem Skelete neben einem Altar und mit Aschenurnen in dem Kegelgrabe von Peccatel bei Schwerin stand [4]), das wir später bei den Urnenhügeln zu besprechen haben werden.

h) Von dem in Skandinavien und Jütland häufigen B a u e i n e r g r o s s e n K a m m e r a u s H o l z, seltener aus Ziegeln oder Stein [5]) in dem Grabhügel, sind mir aus Deutschland keine Beispiele bekannt geworden, denn das grosse Hügelgrab unweit Bellowitz bei Brünn ist entschieden undeutschen Ursprungs. Innerhalb sieben steinerner Bogenwölbungen stund eine Kammer aus starken Eichenpfosten und Brettern, worin mehrere Leichen, das Gesicht nach Mitternacht,

---

1) Baltische Studien, XVI, 1, 57.
2) Sechszehnter Bericht des voigtländ. Vereines. 44.
3) Publicat. de la societ. de Luxembourg. VII, 108.
4) Mecklenburg. Jahrb. XI, 371.
5) Mein altnordisches Leben, 490.

lagen; auch Pferdegerippe fanden sich darin und Sachen von Eisen, worunter vier buzoganartige Stäbe [1]). Man hält den Hügel für ein Grabmal aus der Zeit des grossen Tartareneinfalles im Jahre 1241; indessen bezweifle ich, dass jene Horden bei ihren blossen Durchzügen einen derartigen Bau unternahmen. Die Richtung der Köpfe nach Nord, worauf man dabei besonderes Gewicht legt, ist durchaus nicht beweisend, da auch in deutschen Gräbern diese Lage vorkommt. Überdies pflasterten die Mongolen stets ihre Begräbnisse mit gebrannten Ziegeln [2]), was hier nicht der Fall ist, und gaben selten eiserne, sondern gewöhnlich eherne, silberne und goldene Sachen den Todten bei. Deutsch ist der Hügel nicht, wie die Buzogans zeigen, die auf magyarischen oder allenfalls slavischen Ursprung deuten.

Eine Annäherung an eine Holzkammer zeigte einer der Hügel von Ins (Anet, Canton Bern). Mehrere Fuss unter dem mit Lehm durchmischten Gipfel stiess man auf Reste eines menschlichen Schädels, umgeben von einem reich verzierten Erzblechdiadem; daneben stand eine grosse Bronzevase, mit Staub und Stoffresten; ein Ohrring und siebzehn Halsperlen von Gold, eine Fibel und ein Armring von Erz und zwei hölzerne Armbauge lagen dabei. Das Ganze war von oben und den Seiten durch Holzbretter geschützt gewesen [3]).

2. Die Leiche liegt unter der Erde.

Fast alle mir bekannt gewordenen Beispiele der Beerdigung im gewachsenen Boden, worüber ein Hügel aufsteigt, fallen in das mittlere Deutschland. Auch aus England und Skandinavien sind Belege für diese Bestattungsweise nachweisbar.

a) Ein einfaches Grab ist in den Erdboden gestochen, über die Leiche lockere Erde oder Asche geschüttet und der Hügel darüber aufgeführt. Zuweilen ward das Grab, um es trockener zu machen, mit einer weisslichen Masse ausgestrichen.

Das älteste Beispiel kenne ich aus Mähren. In einer Vorstadt von Olmütz fand man bei Abtragung eines 7′ hohen Hügels in dem Lehmboden des Grundes ein 5′ tiefes, mit schwarzer Dammerde ausgefülltes Grab, das sich von 7′ oberer Breite um 2′ nach unten

[1]) Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, XIII, 112.
[2]) Šafařík, slav. Alterthümer, I, 280.
[3]) Bonstetten, tombelles d'Anet. 11.

verengte und von Westen nach Osten gerichtet war (Taf. II, Fig. 12, *a*, *b*). Darin lagen Knochen eines männlichen und weiblichen Körpers mit einem einzigen Schädel so geordnet, dass ungefähr die Umrisse eines Gerippes nachgeahmt waren. Mitten hinein war Leichenasche geschüttet. Auf der rechten und linken Seite und zu Füssen stand je ein Thonkrug (Taf. II, Fig. 20). Die Beigaben wiesen auf eine sehr frühe Zeit, denn ausser einem Beile von Grünstein und zwei Messern von Hornstein lag ein rohgearbeiteter Spiralring von Kupfer um den Knochen eines weiblichen Oberarmes [1]). Wir erhalten hierin zugleich einen sehr alten Beleg für die Vereinigung der Verbrennung und der Beerdigung in einem Grabe. Besonders merkwürdig ist, dass die Körper der Todten nicht ganz, sondern nach Loslösung einzelner Glieder bestattet wurden und dass einige der abgelösten Theile verbrannt sind, wie hier für den Schädel der einen Leiche am sichtlichsten ist. Ich kenne diese Sitte aus Thüringen, Rheinhessen, Luxemburg und Oberösterreich; sie findet sich in Hügel- wie in flachen Gräbern und ist noch für das siebente Jahrhundert n. Chr. durch eine Stelle der vita St. Arnulfi Metens. (c. 1, 12) bezeugt. Bald fehlt der Schädel mit anderen Gliedern, bald ward Alles ausser dem Kopfe verbrannt; in unserem Grabe sind diese beiden Verfahrungsweisen vereint. Sie hängen jedenfalls mit einer religiösen Meinung zusammen, vielleicht mit der heute noch lebenden Volksansicht, dass der Kopf der eigentliche Sitz der Seele sei. Die Volkssage schildert den wilden Jäger und manche andere Geister kopflos oder mit dem Kopfe unter dem Arme, was nicht so allgemein darauf zu deuten ist, dass es Verstorbene seien, sondern was sich aus dem hier nachgewiesenen Brauche heidnischer Bestattung erklären wird.

Die übrigen Beispiele für das Grab unter der Bodenfläche des Hügels weisen auf eine weit jüngere Zeit als das Olmützer. Bei Braubach in Nassau ward unter andern ein 7′ hoher Hügel von 32′ Durchmesser aufgedeckt, unter dessen gewachsenem Boden in

---

[1]) Sitzungs-Berichte der phil.-histor. Classe der k. Akademie, XII, 470. — In eine, der römischen Besitznahme Britanniens wahrscheinlich vorausgehende Zeit fallen in Dorsetshire aufgedeckte Hügel, worin die Leichen öfters hockend, theils auf der blossen Erde, theils in ausgehöhlten Gräbern lagen, die mit Feuersteinen überdeckt waren. Ausser Perlen von dicker Masse und von Bein, durchbohrten Muscheln und Thongefässen fand sich nichts bei den Todten. Akerman, Index, 6.

der Tiefe eines halben Schuhes das Gerippe lag, zur rechten Kopfseite eine eiserne Lanzenspitze, zur linken ein grosses Thongefäss. Einen halben Fuss höher fanden sich kleine Bruchstücke von Bronze und Messing [1]). Der Hügel enthielt keinen einzigen Stein.

Der alterthumsreiche Orlagau in Thüringen bietet auch für diesen Fall Merkwürdiges. Um Ranis kamen öfter 2—3′ hohe Erdhügel ohne Steine, mit 6—8′ Umfang vor, die mehrere Leichen 2—3′ tief unter dem natürlichen Boden bargen. Einen Schuh etwa unter demselben stiess man auf eine Lage schwarzer Gefässscherben in einer kesselartigen Vertiefung; noch einen Fuss hinab auf Asche und Kohlen die über der sandgemischten Erde lagen, worin die Skelete ruhten. In einem solchen Grabe lagen zwei Gerippe auf dem Gesichte, von Osten gegen Westen gerichtet, die Arme am Leibe. Ausser einer Fibula älterer Form [2]) fand man nichts dabei.

In einem anderen lagen vier Schädel ohne andere Leibestheile, und sonst nur das Stück eines eisernen Ringes. Nahe dabei grub man einen 12′ langen, 4′ breiten behauenen Stein aus, um den viele zerbrochene, schwarze Gefässe und Brandspuren sich fanden. Solche Schädelgräber sollen dort mehr entdeckt sein [3]). Sie gehören entschieden Thüringern an, und aus welcher Zeit die vorliegenden Gräber auch stammen, bedeutsam für uns bleibt, dass wir durch sie die Bestätigung einer Stelle [4]) in der Lebensbeschreibung des h. Arnulf von Metz finden, welche oben erwähnt ward. Auf einer Reise König Dagobert's nach Thüringen (621) erkrankte der Verwandte eines vornehmen Mannes aus dem Gefolge tödtlich. Da der König zur Weiterreise drängte, der Sterbende nicht fortzuschaffen war, aber auch nicht zurückgelassen werden konnte, beschloss man ihm nach heidnischer Sitte *(more gentilium)* den Kopf abzuschneiden und den Körper zu verbrennen. Bischof Arnulf beugte aber diesem Gräuel durch eine wunderbare Heilung vor. Dieser Sitte, den Schädel zu bestatten, den übrigen Leib zu verbrennen, verdanken jene Gräber bei Ranis ihren Ursprung.

---

1) Annalen des nassauischen Vereines, II, 2, 172.

2) Ein verzierter Bogen, der oben ein Querstück hat, unten sich gerade fortsetzt, und zu dem die Nadel die Sehne bildet, ist die Grundform dieser Gattung Gewandhafte, welche römischen Ursprungs ist.

3) Adler, a. a. O. 8.

4) Vita S. Arnulfi Metens. c. I, §. 12. Acta sanctorum, ed. Venet. e soc. Ies. mens. Jul. t. IV. (18. Juli.)

In derselben Gegend kommen den beschriebenen ähnliche Grabhügel vor, welche über der Aschenvertiefung eine Zusammenstellung von zwei parallelen Steinplatten haben, zwischen denen einige bläuliche $1\frac{1}{2}'$ hohe Platten senkrecht stehen. Das feucht liegende Grab war mit einer Mischung von Kalkmergel und Asche fast $\frac{1}{2}'$ dick ausgestrichen. Darin lagen, das Gesicht nach Mitternacht, drei Todte, in der Mitte ein $6\frac{1}{2}'$ langer Mann, den rechten, mit massivem Erzring geschmückten Arm, auf der Brust, zu Häupten zwischen Steinplatten ein ziemlich grosses Gefäss. Zur rechten lag ein $5\frac{1}{2}'$ langes weibliches Skelet, beide Arme an den Seiten hinab gestreckt; daneben ein Thongefäss zwischen Platten. Links von dem Manne lag ein Kind, an dessen ausgestrecktem rechten Arme ein schwacher Bronzering stack.

Vier Fuss von diesem erhob sich ein anderes Hügelgrab, unter das zwei Gerippe verschiedenen Geschlechtes ebenfalls gen Norden gelegt waren. Auch hier fand man die Steinplatten. Der rechte Arm des Weibes ruhte auf der Brust; fünfzehn Perlen von bläulichem und grünlichem Glase hatten den Hals geziert. Über dem Manne lagen Reste eines Schwertes. In einem dritten Grabhügel waren die beiden Leichen in derselben Himmelsrichtung bestattet; beide Arme der einen hatte man auf die Brust gelegt. Zwei Fibeln, ein geschlossener Armring von Bronze und ein vierkantiger, geschliffener rother Stein waren die Beigaben dieser Todten [1].

Durch die Richtung und die Armlage der Leichen, durch das Abschneiden der Schädel und theilweise Verbrennung, so wie durch die Steinplattenhäuschen fordern diese Thüringer Gräber Beachtung. Der Schmuck ist von Erz und älterer Form, und berechtigt dadurch diese Denkmale vor die Eroberung Thüringens durch die Franken zu setzen, da seit dem 6. Jahrhundert die jüngeren westlichen Formen in diese Gegenden vorgedrungen sein werden.

Hierher gehören nun auch die bekannten Grabhügel von Sinsheim in der badischen Pfalz, welche K. Wilhelmi sorgfältig beschrieb [2]. Diese vierzehn Bückel oder Irrköppel waren aus blosser Erde ohne Umlegung oder Bedeckung mit Steinen aufgeführt, hatten Höhen von 1′ 2″ bis 8′ 3″ und Durchmesser von 46 bis 62′ und

[1] Adler, a. a. O. 12.

[2] Beschreibung der vierzehn alten Todtenhügel bei Sinsheim. Heidelberg, 1830

enthielten mit einer einzigen Ausnahme stets mehrere Gräber, das eine (11.) sogar dreizehn. Dieselben lagen in den verschiedensten Richtungen schichtenweise und reichten zum Theil bis zwei Fuss in den gewachsenen Boden. Sie waren sorgfältig oblong gestochen, mit weisslicher Masse ausgestrichen und mit Asche und Kohlen ausgefüllt. In jedem Hügel fanden sich Brand- und Scherbenplätze, die selten mit einem Steine belegt waren. Im ersten Bückel zog sich unter einem Halbkreis unverbrannter Leichen, ein 20′ langer und 1′ breiter und tiefer Ring von verbrannten Knochen, Asche und Kohle herum, dessen Mittelpunct eine Brandstätte bildete, von der nach Osten und Westen eine Grube mit verbrannten Menschenknochen und kleinen Steinchen lag. Nördlich darüber stiess man auf eine Lage zum Theil verbrannter Gebeine; jene unverbrannten Gerippe lagen südlich, die Köpfe nach der Mitte des Hügels gekehrt.

In den Beigaben der Sinsheimer Todten [1]) überwog das Eisen bedeutend; keine einzige Waffe war von Erz. Die eisernen Schwerter mit gleichen Scheiden waren kurz und zweischneidig und mit kleinen Griffen, von denen noch der Dorn und Nägel sich fanden. Vom Wehrgehänge waren noch eiserne und eherne Ringe und Haken übrig. Alle Bewaffnete, zwei ausgenommen, führten zugleich Lanzen, theils mit langer schmaler, theils mit kurzer breiter Spitze. Ein paar Schleudern und Schlagsteine so wie zwei Steinkeile ohne Schaftloch (Donnerkeile) wurden ausserdem gefunden. Selbst in den Schmucksachen herrschte das Eisen; meist sind es Ringe für Hals, Arm, Fuss und Ohr; Schnallen, Haken und Rinken für Gürtel und Gehänge, Fibeln und Kettchen. Vorzugsweise von Bronze waren die theils gediegenen, theils hohlen Halsringe. Die ehernen und eisernen Fibeln sind bogenförmig, ohne Lötung und manchmal mit Glaskorallen, die ehernen mit Rosetten geschmückt. Die Bronze ergab Mischung aus 72—80 Theile Kupfer und 8—20 Theile Zinn. Zu beachten sind die Halsbänder von blauen Glaskorallen, die entweder auf Schnüren oder auf Eisendrath zusammen mit Ringlein und Gewinden von Erzblech gezogen waren und vereint mit Halsringen an vier Leichen vorkamen. An einem Halsbande war auch eine Bernsteinperle. Die Ausstattung der Leichen wich sehr von einander ab. Die ärmlicheren hatten nur Eisensachen, die Kinder waren reich geschmückt.

---

[1]) Darstellung einer Leiche von dort gibt Taf. II, Fig. 13.

Zu Haupt und Fuss standen Thongefässe vom verschiedensten Arbeitswerthe, aber mit nur einer Ausnahme glatt und nicht verziert; an einem (Taf. II, Fig. 29) wird die Drehscheibe kaum abzuleugnen sein.

Wilhelmi hat diese Bückel den Chatten zugeschrieben und sie in die erste Hälfte unseres ersten Jahrhunderts gesetzt. Indessen ist nicht nachzuweisen, dass sich die Chatten so weit südlich erstreckten und dass in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts Germanen am untern Neckar sassen. Da aber der deutsche Ursprung der Sinsheimer Hügel unleugbar ist, müssen wir sie für jünger erklären, jedoch nicht über das 5. Jahrhundert hinaus rücken, wo bereits ein ganz anderer Geschmack in den Schmucksachen der rheinischen Gräber waltet. Die Schwerter der Sinsheimer Todten weichen von den im Breisgau, bei Belair, bei Nordendorf, bei Selzen gefundenen ab und ähneln sehr den Eisenschwertern von Hallstadt. — Ich halte diese Sinsheimer Irrköppel für Begräbnisse eines der kleinen Stämme des Alemannenbundes und setze sie in das vierte Jahrhundert, wo die Alemannen in jenen Gegenden festen Fuss gefasst hatten.

b) Das Grab unter dem Hügel ist mit einem Decksteine geschlossen. Beispiele kenne ich nur aus Thüringen, die auch sonst Merkwürdiges bieten. Bei Ranis liegen neben Gräbern der eben behandelten Art, andere Hügel welche oben ganz gleich den vorigen gebaut sind, über der Grube aber eine Kalksteinplatte haben. Die Gerippe sitzen meist, von Aschenerde umschüttet. Das eine Grab enthielt ein männliches und ein weibliches Skelet; auf der Brust des letzteren fanden sich sechs Wirtel von Blauwacke und einer von Bergkrystall mit runden und halbrunden Zeichen. Die beiden Todten eines anderen Hügels hatten drei Ringe von Kalkstein auf der Brust; in einem dritten hockten zwei Gerippe und ein drittes lag quer vor ihren Beinen auf dem Bauche. Zur rechten des einen Hockers standen drei flache kleine Schüsseln von schwarzem Thone, in deren jeder eine kleine steinharte Kugel von grauem Thon mit einem Mondzeichen lag [1]). Sämmtliche Leichen sahen nach Osten; von Metall fand sich nichts bei ihnen.

---

1) Adler, a. a. O. 10. — Die Mondzeichen haben wohl eine religiöse Bedeutung; auf Grenzsteinen sind sie von J. Grimm (Rechtsalterth. 542) nachgewiesen. Unter

Ganz andere Beobachtungen machte man an zwei gleichfalls bei Ranis aufgedeckten Hügelgräbern. Sie hatten 3′ unter dem Gipfel einen enggesetzten Kreis von 2—2½′ hohen behauenen Kalksteinen, die wahrscheinlich früher zu Tage standen. In jedem Grabe lag nur eine Leiche, von Osten nach Westen. Armringe und Fibeln älterer Art von Bronze und Reste von Schwertern lagen bei ihnen; rechts und zu Füssen fand man zerdrückte schwarze Thongefässe und bei dem einen Todten unten neun, bei dem andern sechs Schneckenhäuser.

Ein dritter ganz gleicher Hügel war nur mit einem nach Westen offenen Halbkreise besetzt. Das Gerippe, nach Westen schauend, hatte an jedem Arme einen Ring, rechts ein eisernes Dolchmesser und zu Füssen Gefässscherben und Schneckenhäuser [1]).

c) Grabhügel von Erde oder Steinen mit einem Plattengrabe unter dem gewachsenen Boden. Die Gräber dieser Art im Orlagau liegen 3—5′ im Sande, sind aus sechs bis neun locker gefügten Wandsteinen mit einer dicken Kalkplatte als Decke gebaut und enthalten stets mehrere Todte, die mit sandiger Erde beschüttet sind und gewöhnlich auf dem Rücken liegen, zuweilen kauern; zwei lagen auf dem Bauche. Das Gesicht schaut gewöhnlich nach Norden oder Westen, zuweilen nach Osten oder Süden. Beigegeben sind zierliche Halsringe, Arm- und Handbauge mit Schlangenzeichnung, Fibeln und kleine Ohrringe von Bronze; von Eisen kamen ausser sehr schmalen Lanzenspitzen nur einige Haftnadeln vor; als Brustzierden fanden sich viele Bernsteinringe, als

---

den Alterthümern der Pfahlbauten im Bieler See fanden sich auch halbmondförmige Thongebilde (Jahn und Uhlemann, 31); in Urnen von Kobelwitz bei Trebnitz in Schlesien kamen fünf kleine Halbmonde und fünf *Z* artige Figuren von Bronze vor (Kruse, Budorgis, 95).

1) Adler 15—18. — Schneckenhäuser fand man auch sonst in thüringischen Gräbern (20. u. 21. Jahresbericht des voigtländ. Vereines 25; 29—31. Jahresbericht 11). Auch in einem steierischen Kogel kamen sie vor (Mittheil. des histor. Vereines für Steiermark, 2, 124). Muschelschalen lagen in englischen Gräbern älterer und jüngerer Zeit, zum Theil durchbohrt und zu Gehängen bestimmt; grosse Porzellan- oder Venusmuscheln fanden sich im Nordendorfer Todtenfelde, die theilweise auf Dräthe gezogen als Halsschmuck gedient hatten. (Achter und neunter Jahresbericht des histor. Vereines für Schwaben und Neuburg, 32.) Höchst auffallend war in einem Hügel bei der Wiesbadener Fasanerie eine 4 Fuss Durchmesser haltende Steinkiste, worin in reiner Asche nichts als eine versteinerte Venusmuschel lag. (Dorow, Opferstätten, 1, 23.)

Halsbänder Korallen von Glasfluss. Grosse Thongefässe mit kurzem Halse und Zeichnungen aus Parallelen, Winkeln, Dreiecken und Bogen standen am rechten Schlafe, zuweilen am rechten Arme oder zwischen den Beinen [1]).

Ganz derselben Art sind die aus Kalkgerölle aufgeschütteten kleinen Hügel. Die reichlichen Beigaben sind gewöhnlich von Erz; manche Skelete trugen an Brust, Armen und Unterschenkeln bis sieben Ringe, welche perlenförmig genarbt und an den beiden Enden platte Kugeln hatten, also älterer Form waren. Von den Fibeln waren einige von Eisen; eine kleine Art davon kam, wie in Thüringer Gräbern öfter, zu Füssen vor. An der Kinnlade lagen stets zu dreien Schneckengehäuse. Bernsteinkugeln mit Bronzeringlein hatten zum Brustschmuck gedient [2]). Die zierlichen schwarzen Thongefässe mit schlangenförmigen Zeichnungen standen meist unter den Achseln. In einigen lagen die Knöchelchen von Singvögeln [3]), welche ihren Besitzern in den Tod gefolgt waren; in einem Grabe fand sich ein vogelartiges Gebilde von Eisen [4]). Ein Thongefäss mit neun Öffnungen bei einem weiblichen Skelet kann ein Rauchgefäss gewesen sein. Auch viele Pferdezähne kamen zum Vorschein, wie das schon bei anderen Grabhügeln jener Gegend bemerkt ward.

Alle diese Thüringer Hügelgräber werden derselben Periode angehören, die vor die Zerstörung des thüringischen Königreiches durch die Franken fällt.

In den Grabhügeln von Ins (Anet, Canton Bern) liegt, wenn mehrere Begräbnisse vereint sind, das unterste in Gestalt eines Plattengrabes unter dem gewachsenen Boden. Die Beigaben deuten auf die letzte Zeit des helvetischen Heidenthumes [5]).

Wahrscheinlich gehören unter diese Abtheilung auch die im Jahre 1736 bei Dallmin in der Westpriegnitz entdeckten Gräber aus Feldsteinen, in deren einem eine von Asche umschüttete unverbrannte Leiche lag [6]).

---

1) Adler, a. a. O., 18 f.

2) Adler, 20 f.

3) Die Vorliebe der Thüringer für Singvögel erhält hiermit eine sehr alte Urkunde.

4) Über die Vogelbilder von Erz, Eisen und Thon müsste einmal besonders gehandelt werden.

5) Bonstetten, tombelles d'Anet 4. 5.

6) v. Ledebur, Alterth. d. R.-B. Potsdam. 3.

d) Die folgende Art kann ich zwar aus Deutschland bis jetzt nicht belegen, wollte sie aber nicht übergehen, da sie in Kent zahlreich vorkommt: Die Leiche liegt in einem Brettersarge in einem Grabe unter dem Hügel, das Antlitz nach Osten oder Westen gekehrt. Der Erdaufwurf ist niedrig, der Sarg zuweilen mit Eisenbändern beschlagen. In fast achthundert in den Jahren 1757—1773 von Br. Fausset untersuchten Gräbern [1]) fand sich von Stein, Edelsteine ausgenommen, nichts; von Gold und Silber nur Schmuck, von Erz Schmuck und Hausgeräth, von Eisen Waffen, Schmuck und Geräth, von Knochen Werkzeug und Schmuck. Die Halskorallen waren von Bernstein, Glas, Thon, Emaille, Silber und Edelstein. Die thönernen Gefässe zeigten sammt bronzenen und gläsernen Gegenständen entschieden auf römischen Ursprung. Die Münzen vertheilten sich auf die Kaiser von Tiber bis Justinian, zum Theil gehörten sie einzelnen merovingischen Königen an. Die Fibeln und Schnallen glichen zum Theil denen aus deutschen flachen Gräbern. Auch die Sachen aus andern angelsächsischen Gräbern tragen entschieden den Charakter der letzten heidnischen Zeit, wohinein dann augenscheinlich christliche Motive sich mischen [2]). Ein bei Beakesbourne entdecktes Grab war im Kreuz angelegt.

Es ist hier nicht die Aufgabe, die einzelnen Beigaben in kunstgeschichtlicher Hinsicht zu schildern, wobei der Zusammenhang derselben mit der allgemeinen Kunstrichtung jener Zeiten darzulegen wäre. Überdies tragen die Grabhügel mit den Brand- und Urnenhügeln darin dieselben Züge und auch in den flachen Gräbern begegnet vielfach noch derselbe Styl am selben Gegenstande.

Wir erwähnten Ringe von Gold, Kupfer, Erz und Eisen für Hals, Ober- und Unterarm, Bein, Finger und Ohr; Hals- und Brustgehänge von Gold und Erz, Bernstein, Glas, Bein, Stein und Thon; Armschlaufen von Bronzeblech und von Holz (nur in der Schweiz gefunden), Nadeln und nadelartige spitze Stangen von Erz; Spangen, Hafte und Gürtelbeschläge von Bronze und Eisen; Schwerter, Beile,

---

1) Inventorium sepulcrale. An account of some antiquities dug up at Gilton in the county of Kent by Br. Fausset, edit. by Ch. Roach Smith. London 1856, mir leider nur in den kurzen Mittheilungen im Correspondenzblatte des Gesammtvereines der deutschen Alterthumsvereine (1858, S. 61 f.) zugänglich.

2) Vgl. die Tafeln XV—XVIII in Akerman's Archäological Index.

Messer, Lanzen- und Pfeilspitzen von beiden Metallen; Keile [1]) und Meissel von Erz, Eisen und Stein; einen Harnisch von Bronze; Kessel von Erzblech, so wie Eimer von Holz mit Erz- und Eisenbeschlägen; Schüsseln und Näpfe aus Bronze und Thon, Pferdegeschirr von Eisen und Bronze, so wie manche kleine Gegenstände aus beiden Metallen, worunter besonders die modellartigen Nachbildungen von Schmuck und Waffen bedeutsam erscheinen müssen. In deutschen Gräbern dieser Art kommen Glasgefässe ganz vereinzelt vor; in den angelsächsischen, weit jüngeren, sind gläserne Schalen und Becher häufig.

Die Thongeschirre, die als Hausgeräth und mit Bezug auf das Fortleben der Bestatteten, ihnen beigestellt wurden, haben mehr eine hausbackene moderne Form, als die der Hünengräber. Wir unterscheiden vasenförmige (Taf. II, Fig. 13—21), krug- und topfförmige mit Henkel (Fig. 22—25) und napfförmige (Fig. 26, 27). Auch Schüsseln kommen vor (Fig. 28—30). Indem viele Gefässe Trankbehälter sind, finden sich natürlich Becher verschiedener Art dabei; die deutschen sind meist sehr einfach und roh gearbeitet (vgl. die schweizerischen, Fig. 31—33); in den kentischen kommen die zierlichsten römischen Formen von Glas vor (Fig. 34—37).

Fast durchgehends sind die Thongefässe glatt und ohne Zierath; manchmal sind Kreislinien, concentrische Bogen und schräge Striche eingeritzt oder aufgemalt; zierlicher ist die Zeichnung auf manchen rheinischen und Schweizer Geschirren (Fig. 19, 21, 27, 30). Die Masse und die Arbeit ist gewöhnlich schlecht, oft sogar roh, was um so mehr überraschen muss, als sich in denselben Gräbern die schönsten Metallsachen finden.

Nach den vorangegangenen Einzelbeschreibungen wird eine gedrängte Zusammenfassung der Bestattungsgebräuche nicht unnöthig sein.

Die Plätze für die Begräbnisse suchte man vorzüglich auf Anhöhen, an Strassen [2]), am Strande aus; da auch das vorangegangene

---

[1]) Ich meine die sogenannten Celts; die Entwicklung dieses Werkzeuges von dem Steinkeil an, liegt jetzt zur Genüge vor; eiserne Celts finden sich mit den schönsten Bronzesachen zusammen. Eherne Celts kommen nicht blos in Frankreich, Deutschland, Skandinavien und Britannien, sondern auch in Italien und Griechenland vor.

[2]) An alten Wegen und Strassen liegen z. B. die thüringischen Grabhügel um Ranis, die Sinsheimer Bückel, der Fuchshügel zwischen Tholey und Birkenfeld, die Bücke

Volk ähnliche Orte wählte, liegen die Hügelgräber Norddeutschlands oft bei Hünengräbern.

Der Kreis ward zuerst abgesteckt, ausgestochen und mit Steinen umlegt. Auf dieser Grundfläche ward nun gewöhnlich der Opferbrand angezündet; indessen findet sich die Stätte davon auch in einer oberen Hügelschicht und manche Hügel enthalten sogar keine Brandspur, was Beweis des Todtenopfers auf einem andern Flecke ist. Auf die bereitete Stelle ward nunmehr der Todte gelegt, in der Regel unversehrt mit allen Gliedern, zuweilen nach Ablösung des Kopfes oder anderer Körpertheile; in Thüringen fanden wir sogar nur Bestattung der Köpfe und Verbrennung alles übrigen Leibes [1]. Das Antlitz schaute gewöhnlich nach Osten, oft nach Westen, zuweilen nach Norden oder Süden. Kopf und Schultern, manchmal auch die Unterarme wurden durch Steine gestützt. Die Arme lagen meist gerade an den Seiten hinab; Ausnahme ist die Lage des rechten oder gar beider Arme auf der Brust. In einem Grabe bei Wiesbaden hatte der Todte beide Arme über dem Kopfe (Dorow 1, 17); zuweilen ist der rechte vom Leibe etwas abgestreckt. Die regelmässige Lage ist auf dem Rücken; vereinzelt liegt der Todte wie ein Schlafender auf der Seite, die Beine etwas hinaufgezogen. Auf den Bauch gelegt traf man Gerippe in Thüringen, in Hessen, in Baiern [2], aber immer mit auf dem Rücken liegenden zusammen, und zuweilen ihnen vor die Füsse gelegt. Es mögen Knechte sein, welche den Herrn in die Todtenwelt begleiten mussten. Wie den starr und steif gewordenen Leichen die kauernde oder sitzende Stellung beigebracht ward, die öfter begegnet und deren wir bei den Hünengräbern schon gedachten, bei den flachen Gräbern noch

---

von Dörfflingen, Hemishofen und Regenstorf in der Schweiz, viele Kogel in Steiermark. Auch die Todtenfelder, z. B. im Breisgau, bei Selzen, in der Schweiz sind so gelegen.

[1] Wir werden bei dem Hallstädter Grabfelde und sonst noch auf diese eigenthümliche Sitte der Verbrennung einiger Theile und brandloser Bestattung der übrigen zurückkommen. Wir wollen hier aber erwähnen, dass mittelalterliche Gedichte und heutige Märchen von dem Zoll an Hand und Fuss erzählen, der bei Überfahrten und Brücken entrichtet werden müsse, was auf die Reise in das Todtenreich zu gehen scheint. In dem 29. Capitel der Liptiner Beschlüsse wurden die lignei pedes vel manus pagano ritu verdammt, von denen sich in den Schwabengräbern bei Oberflacht Beispiele fanden, die aus jenem Todtenzolle sich erklären werden. Vgl. auch Simrock, Mythologie, 299

[2] W. Grimm, Runen, 260 f.

gedenken werden, ist schwer begreiflich. An lebendig begraben in dieser Stellung ist nicht zu denken. Für diese Körperlage muss auch ein bestimmter Grund geherrscht haben, der schwer zu entdecken ist. Bei dem Hocken ist daran gedacht worden, dass dem Todten, nachdem er das Tageslicht verlassen, die Lage gegeben werden sollte, die er vor dem Eintritt in das Leben hatte. Jedenfalls war diese Auffassung nicht allgemein, da sonst alle Leichen so bestattet sein müssten; auch finden sich hockend und liegend Beerdigte im selben Hügel neben einander. Familien- oder persönliche Bestimmungsgründe müssen zu Grunde liegen. Anders zu erklären sind natürlich die acht Kauernden, auf denen im Schwaner Kegelgrabe die liegende Herrenleiche ruht; es sind Knechte welche den Gebieter tragen.

Kamen mehrere Leichen gleichen Standes in einen Hügel, so wurden sie, namentlich wenn es ein Ehepaar oder sonst nahe Verwandte waren, neben einander in gleiche Reihe gelegt. Häufig trifft man gesonderte Lagen, die meist ohne erkennbare Ordnung sind, höchstens so, dass alle mit den Köpfen nach dem Mittelpuncte liegen oder dass nur eine Hälfte des Hügels besetzt ist.

Die Todten wurden in ihrer Kleidung begraben; wohlhabendere bekamen Schmucksachen, Männer häufig die Waffen oder Handgeräth. Zu Kopf oder Fuss fast aller Leichen steht ein irdenes Gefäss. Zahl und Art der Beigaben ist natürlich sehr verschieden. Der gänzliche Mangel an Schmuck und Waffen darf übrigens nicht immer als Zeichen der Armuth gedeutet werden, da über Armen und Geringen schwerlich solche Hügel errichtet werden konnten; man findet in bedeutenderen Hügelgräbern zuweilen eine scheinbar so arme Leiche ganz allein.

Über den Todten ward leichte Erde oder auch Asche geschüttet; die übrige Umgebung ist beschrieben. Oft trifft man einige Schuh über dem Grabe die Zeichen eines zweiten Opferbrandes und höher hinauf wohl abermals Asche, Kohlen und Scherben, oder auch eine Aschengrube. Da die Hügel schwerlich an einem Tage aufgeworfen wurden, mögen diese oberen Brandstätten von bestimmten Zeitfristen der Arbeit stammen, da die Germanen und Kelten vielleicht Nachfeiern des Begräbnisses hatten, gleich den Römern und wie es auch Brauch der katholischen Kirche ward. Zuweilen liegen die Scherben durch den ganzen Hügel verbreitet und rühren nicht von

zerdrückten Gefässen her, sondern sind augenscheinlich als Scherben hineingeworfen. Es scheint daraus und aus vereinzelten in der Axe des Hügels vorkommenden Kieselsteinen der Gebrauch zu erhellen, in den anwachsenden Erdaufwurf Scherben und Steine zu werfen [1]).

Manchmal vermisst man an den aufgedeckten Gerippen die gewöhnliche sorgfältige Behandlung der Todten; sie scheinen nur nachlässig hingelegt oder hingeworfen [2]). Wenn die Gebeine völlig über einem Haufen liegen, wie in einem tumulus bei Biewer in Luxemburg und einem Heidenbuck bei Ossingen im Thurgau, wird man annehmen müssen, dass der Todte sitzend bestattet wurde; in beiden Fällen zeigt das Grab nicht die mindeste Spur einer späteren Störung [3]).

Auch in flachen Plattengräbern von Lausanne und Solothurn fand man zu Füssen des Skelets die wirr und unzusammen liegenden Knochen eines zweiten. Hier liegt freilich die von Troyon geäusserte Erklärung nahe, dass es die Gebeine eines früher Begrabenen sind, der einem späteren Platz machen musste.

An thüringischen Hügeln bemerkte man einige Fuss unter der Spitze einen ganzen oder halben Steinkranz; in Niedersachsen kommt die Belegung mit Steinen auf der ganzen Oberfläche vor. Gewöhnlich aber umzieht eine blosse Rasendecke den Erdhügel. Darauf ward in einigen Gegenden (Mecklenburg und Schonen) ein Weissdornstrauch gepflanzt, der noch heute wuchert und in dem Volke in Ansehen steht [4]). In anderen Landschaften hat man aber nichts von dieser Dornbepflanzung beobachtet. J. Grimm hat zwar die malbergische Glosse in der 3. Nov. zu lex salica XIV. und in der 143. Novelle (Merkel) *tornechales*, *turnichalis*, *tornechallis*, *thurnichalt*, *turnicale* durch Dornschale, Dorngezweig, Dornschichte oder auch Dornhalle und Dornstein übersetzt und auf die Aufschichtung des Scheiterhaufens aus Dornicht, so wie auf die

---

[1]) F. Keller hat bei dieser Gelegenheit an eine Stelle in Shakespeares Hamlet (V. 1) erinnert, wonach zur K. Elisabeth Zeit in England noch dieser Gebrauch bei Selbstmördern vorkam. (Allgemeine Bemerkungen über die Heidengräber in der Schweiz, 65.)

[2]) Keller, Grabhügel im Burghölzli bei Zürich; ebd. Helvet. Heidengräber und Todtenhügel, 16.

[3]) Publicat. de la sociét. histor. de Luxembourg, VII, 106. Keller, helvet. Heidengräber, 18.

[4]) J. Grimm, über das Verbrennen der Leichen, 242. Mecklenburg. Jahrb. XX, 275.

Pflanzung eines Dornstrauches bezogen; allein ich vermag hier dem verehrten Meister nicht zu folgen. Hier [1]) wie in den meisten anderen Fällen bezieht sich die malbergische Glosse nicht auf ein beliebiges Wort des Satzes, sondern benennt das zu strafende Verbrechen; *thurnechales* ist also nicht der verderbte salfränkische Name des *tumulus super hominem mortuum*, sondern des Verbrechens der diebischen Durchwühlung des Leichenhügels, ein verwandtes also dem *chreomord* oder *chreomordrid* der l. sal. LV. Wäre in dem 1. Capitel des XVIII. Titels der l. Bajuvariorum das baierische Wort für dies Verbrechen beigeschrieben, wie in ähnlichen Fällen im 2. u. 3. Capitel geschah, so wäre das Rathen erspart. Ich schlage für *thurnechalis* oder, wie man liest, die Herstellung in *chreostâla* vor, das mit *hrêroup* gleichen Sinnes wäre.

Sicher ergibt die Stelle, dass vor der Bekehrung der Salfranken Hügelbestattung Brauch war. In das 5. Jahrhundert setzten wir auch die Thüringer Hügel, und etwa in das vierte die Sinsheimer. Gerade aus diesen Jahrhunderten sind in Frankreich gallo-römische tumuli mit unverbrannten Leichen bekannt. Jedoch müssen wir Mr. d. Caumont's Behauptung, diese Gräberclasse sei dem 4. Jahrhundert n. Chr. eigenthümlich, zurückweisen, da wir in Deutschland Beweise für weit früheres Vorkommen haben. Überdies liegt die Vereinigung gleichzeitiger Bestattung und Verbrennung vor.

Die nothwendige Ergänzung zu der behandelten Abtheilung gibt die nun folgende.

B. Die Grabhügel mit verbrannten Leichen.

Die allgemeinen Bemerkungen über das Äussere und die Namen, welche wir an die Spitze des Abschnittes von den Hügelgräbern stellten, möge man sich zurückrufen, da dieselben auch für die Brand- und Urnenhügel gelten. Sie finden sich zahlreich von Schleswig bis zur Schweiz, von Holland bis zur ungrischen Grenze und gehören nicht blos den Germanen, sondern auch den Römern und wahrscheinlich auch keltischen Stämmen an. Für den römischen Ursprung mancher dieser tumuli am Rhein und in Oberdeutschland

---

[1]) Nov. 3. si quis hominem exfodierit et expoliaverit (malb. turnicale [tornechallis] sive odocarina [thurnicalt]) sunt dinar. 8000 qui faciunt sol. 20. — Nov. 143. si quis tumulum super hominem mortuum expoliaverit (vel dissipaverit) (malb. thornechales, turnichalis) sol. 15 culpabilis judicetur.

liegen entscheidende Beweise vor; von den Kelten wissen wir sowohl, dass sie in einigen der betreffenden Länder wohnten, als dass sie ihre Leichen verbrannten und reiche Beigaben den Aschenresten beifügten [1]).

Zwar sprechen Cäsar, Pomponius Mela und Diodor von Sicilien dabei nicht zugleich von dem Hügelaufwurf, allein wir dürfen wohl eine andere Stelle Cäsar's von der Niederlegung der Schätze in tumulis (b. g. VI, 17) gleich wie die brittisch-keltischen Grabhügel in Anschlag bringen, so wie in Süddeutschland Hügel vorkommen, mit Zeichen der grossen Culturperiode, welche der germanischen Eroberung und Colonisation vorausging.

Für unser Volk selbst bezeugt Tacitus (German. c. 27) ausdrücklich die Verbrennung der Verstorbenen und die Bergung der Asche in Rasenhügeln. Siebenhundert Jahre nach ihm erliess Karl d. Gr. nach dem Hauptschlage gegen die Sachsen unter anderen Verboten volksthümlicher und heidnischer Gebräuche auch bei Todesstrafe den Befehl, keine Todten mehr zu verbrennen und in Hügeln zu begraben [2]). Auch in einem Briefe Bonifazens (ep. 72) [3]) hören wir von dem sächsischen Leichenbrande, so wie die angelsächsischen Lieder schöne Schilderungen darüber geben. Indessen fand bei den Sachsen nach den vorhandenen Grabdenkmalen daneben auch die brandlose Beerdigung Statt, und so war es überhaupt.

Gehen wir die einzelnen deutschen Völker durch, so finden wir zuerst für die Ost- und Westgothen kein entscheidendes Zeugniss des Leichenbrandes, wohl aber für die nahe verwandten Heruler (Procop b. g. II, 14). Die ost- und westgothischen Gesetze enthalten keine Andeutung; vielleicht dürfen aber die Worte des gothi-

---

[1]) Cäs. b. g. VI, 19, funera sunt pro cultu Gallorum magnifica et sumptuosa omniaque quae vivis cordi fuisse arbitrantur, in ignem inferunt. — Pomp. M. III. 2. itaque cum mortuis cremant ac defodiunt apta viventibus. — Diod. Sic. V, 28. διὸ καὶ κατὰ τὰς ταφὰς τῶν τετελευτηκότων ἐνίους ἐπιςολὰς γεγραμμένας τοῖς οἰκείοις τετελευτηκόσιν ἐμβάλλειν εἰς τὴν πυράν ὡς τῶν τετελευτηκότων ἀναγνοσο μένων ταύτας.

[2]) Capit. Paderbrun. a. 785. c. 7. si quis corpus defuncti hominis secundum ritum paganorum flamma consumi fecerit et ossa ejus ad cinerem redierit, capite punietur. c. 22. jubemus ut corpora christianorum Saxanorum ad cimiteria ecclesiae deferuntur et non ad tumulus paganorum. Pertz, l. 1, 49.

[3]) Ein gefallenes Mädchen muss sich selbst erwürgen, der Verführer wird gehängt, beide dann zusammen verbrannt. Hängen und dann Verbrennen der Leiche berichtet Diod. Sic. V, 32 als gallische Strafe für alle Verbrechen.

schen Kalenders von den verbrannten Märtyrern [1]) als Beweis dieser Bestattungsart dienen. Brandlose Beerdigung ist jedoch daneben im Brauche gewesen [2]).

Für die hochdeutschen Stämme mangeln, von Tacitus' Angabe abgesehen, die schriftlichen Berichte von dem Leichenbrande ebenfalls, wesshalb die Brand- und Urnenhügel um so wichtiger sein müssen [3]). Die Verbrennung scheint hier früh abgekommen zu sein, denn im baierischen Volksrecht (T. XVIII) ist nur von *humare* und *humo immittere* der Leichen die Rede, und das alemannische (I.) setzt dasselbe voraus, wo es von dem *effodere de terra* spricht. Eben so verhielt es sich mit den Franken, wie schon im vorigen Abschnitt ausgeführt ward. Gerade auf den Gebieten dieser Völker werden wir in der Folge zahlreiche Grabfelder mit unverbrannten Leichen antreffen, wobei noch von einigen Stellen des salischen Gesetzes zu handeln ist. Vielleicht darf für den Leichenbrand bei den Franken, um neben den Brand- und Urnenhügeln noch andere Zeugnisse zu haben, auf das l. sal. CV. und Nov. 227 angeführte Verbrechen der heimlichen Verbrennung eines Gemordeten hingewiesen werden, mit der Glosse *chreodiba*, die Grimm Leichenbrand übersetzt, obgleich in der 227. Nov. daneben als andere Weise des *mordrid* (wie für *modoleodi* zu lesen ist) das Verstecken unter Steinen und Ästen steht. Die Arten der Bestattung liefen damals dreifach neben einander, bis die Kirche mit ihren Forderungen auch in diesem Gebiete siegte.

In Thüringen walteten dieselben Zustände. Gar nichts davon wissen wir über die deutschen Stämme, welche vor der grossen Wanderung zwischen Elbe und Weichsel sassen. In den longobardischen und burgundischen Gesetzen ist der Leichenbrand nicht zu spüren, eben so lässt sich aus der wandalischen Geschichte darüber nichts entnehmen. Da aber in jenen Landschaften Urnenhügel mit Beigaben vorkommen, welche der Cultur seit dem 6. und 7. Jahr-

---

1) Gaminþi martyrê ana Gutþiudai gabrannidaizê.

2) Über die Worte *hlaiv* und *aurahi* ist schon gesprochen. Das gothische *aihvaþundi* für *βάτος* beweist für den Leichenbrand unmittelbar eben so wenig als das ahd. *depandorn* und *saccari*.

3) Aus Versehen hat J. Grimm bei dieser Gelegenheit auf die Alemannengräber bei Oberflacht und bei Selzen verwiesen, die beiderorts nur unverbrannte Todte enthalten. Selzen fällt überdies in fränkisches Gebiet.

hundert fremd, also nicht slavisch sind, so ergibt sich für die historisch ältesten Bewohner zwischen Elbe und Weichsel auch der Leichenbrand.

Darnach, ob die Asche und Gebeine ohne Behälter oder in solchen dem Hügel übergeben wurden, entstehen drei Abtheilungen unseres Abschnittes.

1. Hügel mit frei niedergelegten Leichenresten (Brandhügel).

Die Reste des verbrannten Todten auf der Brandstelle mit Erde zu bedecken und den Hügel darüber zu bauen, ist jedenfalls das einfachste Verfahren. Wir gedenken dabei des odinschen Gesetzes, dass die Asche in das Wasser geworfen oder in die Erde vergraben werde; bei reicheren solle ein Hügel sich darüber erheben [1]).

Diese gefässlose Beisetzung ist gewiss früh Brauch gewesen; indessen wäre es durchaus eben so falsch, sie für entschiedenen Beweis des hohen Alterthums dieser Hügel zu nehmen, als die Armuth aus dem Mangel der Urnen zu folgern. Es finden sich in diesen Grabstätten zuweilen werthvolle Beigaben; gegen das hohe Alter aller derselben spricht aber der jüngere Charakter mancher ausgegrabenen Sachen, der Umstand, dass sich urnenlose Leichenreste mit Skeleten in Hügeln des 3.—5. Jahrhunderts n. Chr. finden, so wie dass noch später die Heruler nach Prokop's Schilderung [2]) die verbrannten Gebeine ohne Gefässe in die Erde vergruben. Eine bestimmte Zeitgrenze tritt also eben so wenig hervor, wie ein Grund der Wahl [3]) oder wie landschaftliche Beschränkung. Wir treffen Grabdenkmäler dieser Gattung in den verschiedensten Gegenden unter abweichenden Umständen. Zwei Unterarten sind zu trennen.

a) Die Todtenreste liegen ohne Steinumgebung im Hügel. In Nordholland und Geldern sind mehrere Brandhügel dieser Art aufgedeckt, die bei geringer Höhe (2—3′) einen grossen Umfang (40—96′) hatten und in verschiedenen Lagen die Reste mehrerer Todten enthielten. Gewöhnlich fehlten alle Beigaben; in einem

---

1) Ynglinga s. c. 8.

2) Procop. b. g. II, 14. παυσαμένης τε αὐτοῖς τῆς φλογός ξυλλέξαντες τὰ ὀςᾶ τὸ παραυτίκα τῇ γῇ ἔκρυπτον.

3) Janssens Auskunft (Hilversumsche Oudheden 73), dass gerade kein Gefäss zur Hand gewesen sei, kann unmöglich genügen. Auf dem Brandplatze neben den Aschen- und Kohlenresten stehen sogar manchmal Gefässe. Keller, helvet. Heidengräber, 16.

solchen Grabe auf der Hilversumer Heide (Nordholland) fand sich ein Bronzekeil [1]). Zur Vergleichung stelle ich eine Art der bei Lövö in Ungern untersuchten Hügel her, die ein paar Fuss über dem gewachsenen Boden Asche und Gebeine ohne Beigaben enthielten [2]).

Ein Heidenberg von 8′ Höhe bei der Wiesbadener Fasanerie ergab einen Brandplatz von 12′ Durchmesser, der ganz mit Asche und Knochen bedeckt war, woneben eine einfache Thonschale, ein Ring, Fibel und Nadel mit Öhr von Bronze lagen. Etwas davon stand eine Steinkiste mit reiner Asche [3]).

In manchen dieser Hügel wechseln Lagen von Kohlen mit Asche und Knochen und Lagen von Erde. So bestand der obere Theil eines 10′ hohen Heidenbuckes bei Recherswyl unweit Solothurn aus Schichten von Erde und Kohlen. Auf dem gewachsenen Boden lag die Brandstätte mit Asche und Gebeinen; darüber zog sich eine Thonschicht, auf der eine starke eichene Bohlendecke geruht hatte. Auf den vermoderten Resten derselben lagen in Menge Hirsch-, Pferd- und Eberknochen, so wie Vogelschädel [4]). Solche Schichtenhügel lagen auch um ein grösseres anders gebautes Grab auf dem Ullsberge bei Sieseby an der Schlei. Gefässe oder andere Beigaben kamen darin nicht vor [5]). Zuweilen ist der ganze Hügel ein ordnungsloses Gemisch von Erde, Kohlen, Asche und Knochenstückchen; manchmal ist dabei die Brandstelle von unregelmässigen Steinen überdeckt, wie in einem Kogel bei Hartberg in Steiermark, der unter vielen anderen mit römischen Spuren lag [6]). Diese Grabbauten sind nun nicht, wie oft geschah, für blosse Verbrennungsstätten zu halten, wobei zufällig Leichenasche und Gebeine zurückgelassen seien, sondern wirkliche Todtenhügel, die sich durch die hier behandelte Bestattungsart von selbst erklären. Die Hügel, auf deren Abschnitten das Todtenopfer gehalten ward, unterscheiden sich durchaus davon, indem sie den regelmässig angelegten Brandplatz mit Kohlen, aber

---

1) Janssen, Hilvers. Oudh., 67, 72.

2) v. Sacken, Bericht über d. Grabhügel bei Lövö, S. 8.

3) Dorow, Opferstätten 1, 24. — Über die ring- und grubenförmige Anlage der Aschen- und Knochenplätze in dem einen Sinsheimer Bückel ward früher gesprochen.

4) Keller, helvet. Heidengräber und Todtenhügel, 52.

5) Schlesw.-holst.-lauenb. Ber. 12, 41.

6) Mittheil. des hist. Vereines f. Steiermark, 2, 117.

nichts von menschlichen Resten, zuweilen nur liegen gebliebene Erzfragmente zeigen [1]).

Merkwürdig sind einige Hartberger Fronhäusel, die aus Schichten schwerer Kalksteine mit aschenreicher Erde, oder auch aus Erde und rohen mit Mörtel gebundenen Steinen ohne Asche oder irgend sonst etwas bestehen [2]). Andere Kogel in Steiermark aus blosser Erde, in der Schweiz aus Erde oder Erde und Stein müssen wir für Kenotaphe halten; sie kommen auch anderwärts vor.

b) Die Todtenreste liegen innerhalb einer Steinsetzung. Die Hügel sind mässig hoch, an der äusseren Grundlinie mit einem Steinkranze umgeben und zuweilen über den ganzen Rücken mit Feldsteinen belegt. Der Brandplatz auf der inneren Grundfläche ist verhältnissmässig klein; er enthält Kohlen, Asche und Gebeine und zuweilen Beigaben. Ein Steinkranz umfasst ihn, und über ihm sind gewöhnlich kleine Steine in die Erde gemischt, um die Stelle mehr zu schützen (Taf. III, Fig. 1). Im Lüneburgischen [3]) finden sich oblonge Hügel, welche an jeder kurzen Seite entweder eine runde Steinpflasterung oder eine grössere Granitplatte haben, worauf die Verbrennung geschah (Taf. III, Fig. 2). Dieselbe erfolgte vereinzelt auch auf einem kleinen Altar von Feldsteinen.

Ein 12' hoher, 80' Durchmesser haltender Hügel bei Höng im Züricher Gebiet, von verdecktem Steinkranz umgeben, hatte mitten eine oblonge 5½' lange, 3' breite Steinlegung, worin sich der Brandplatz mit den Resten zweier Leichen fand; die Schwerter, Sporen und grossen Messer von Erz deuteten auf Männer. Grössere und kleinere Töpfe standen über den Eichenkohlen. Fünf Fuss höher, aber an der entgegengesetzten Seite lag eine Brand und blosse Beerdigung verbindende Leichenstätte. Die Skelete lagen sehr unordentlich [4]).

Ein ausgezeichneter Bau dieser Gattung war der sogenannte grosse Geldberg von Peccatel bei Penzlin in Mecklenburg [5]). Derselbe hatte 25' Höhe und 120' Durchmesser. Die Brandreste mit reichen Beigaben von Gold, Erz und blauem Glasfluss lagen auf einer

---

[1]) Vgl. Dorow, Opferstätten, 1. Keller, helvet. Heidengräber und Todtenhügel, 15. 32.
[2]) Mittheil. des hist. Vereines f. Steiermark 2, 117. 124.
[3]) v. Estorff, Alterthümer von Uelzen, 27.
[4]) Keller, helvet. Heidengräber und Todtenhügel, 16.
[5]) Mecklenburg. Jahrb. X, 274 ff.

2′ hohen, 5½′ langen und 4½′ breiten Erhöhung von Sand, waren mit Steinen überdeckt und in Entfernung von 8 Fuss von einer vier Fuss hohen und breiten, trockenen Steinmauer kreisförmig umzogen [1]). Durch die mittlere Höhe des Hügels wölbte sich eine einfache, trockene Steinsetzung gegen Osten und Süden. Darüber lag zwischen einer doppelten Steinschicht eine jüngere Brandstelle ohne Beigaben. Gegen Osten waren Gebeinurnen in späterer Zeit vergraben. Stoff wie Form der Erzarbeiten weisen diesen Geldberg von Peccatel in eine ältere Zeit. Die Bronzesachen waren grösstentheils geschmolzen und also dem Leichenbrande mit ausgesetzt gewesen.

2. Hügel mit einer Aschenkiste.

Sowohl in den Hünengräbern als in den Grabhügeln mit unverbrannten Leichen begegneten wir der uralten Sitte, durch Zusammensetzung von Steinen einen Todtenbehälter zu bilden. Auch in den Brandhügeln treffen wir viereckige und runde Steinkisten, worin Gebeine und Asche ohne Urnen niedergelegt wurden. Sie kommen gerade nicht häufig vor.

Ein Kegelgrab nächst Dreveskirchen bei Wismar enthielt eine ovale Steinkiste von 1′ 9″ Länge und 1′ Breite, in der verbrannte Knochen mit einem zerbrochenen Schwerte und einem Spiralhafte von Bronze lagen [2]). — Im Lüneburgischen haben die Hügelgräber dieser Art meist nahe unter dem Scheitel die viereckige, durch eine Steinplatte geschlossene Kiste mit verbrannten Knochen oder Knochen und Sand gefüllt. Beigaben finden sich nicht. Eine besondere Abart bot ein Hügel zwischen Uelzen und Halligdorf, in welchem von der Gipfeldecke bis zum Boden zwei 12′ tiefe an einander stossende runde Schachte von kleinen Steinen ausgesetzt waren, welche platte Steine zudeckten (Taf. III, Fig. 3). Schichtenweise lagen Sand, Kohlen, Lehm und Knochen darin [3]). Eben so eigenthümlich war ein Grabhügel unter dem schwarzen Berge im Uelzener Stadtforst gebaut. An den äusseren Steinkranz war nämlich unmittelbar eine bis in die Mitte einspringende rechtwinklige Kiste von fast vier

[1]) Ich zweifle wenigstens nicht, dass der nur im Westen aufgegrabene Bogen sich östlich fortsetzt. In einem später zu besprechenden Urnenhügel von Chudenic in Böhmen standen die Gefässe in einer concentrischen Doppelmauer.

[2]) Meckleuburg, Jahrb. XIX, 291.

[3]) v. Estorff, Alterthümer von Uelzen, 26. 31. 40.

Fuss Höhe gebaut, auf deren Steinpflaster viele Knochen ohne Asche und Kohlen, mit zwei kleinen Mahlsteinen und einem $4^1/_2$ Loth schweren Bimssteine lagen [1]).

Auf der Kohlhecke bei Wiesbaden sind ebenfalls Grabhügel mit Aschenkisten aufgedeckt worden. In dem einen 15′ hohen stand sie in einem 6′ hohen Steinkegel, war ganz mit Knochen und Asche gefüllt und enthielt ausserdem einen $5^1/_2$″ Durchmesser habenden Ring und einen einfachen Kleiderhaft von Erz, so wie Reste eines eisernen Schwertes und ein Stück abgeschliffenen reinen Quarzes. In einer andern fanden sich fünfzehn einfache Erzringe verschiedener Grösse, ein Bronzekeil und einige Erzbruchstücke, so wie kleine Quarzkiesel. In einem andern Grabhügel ging aus einer Steinkammer, worin eine rohe Vasenurne mit einigen Erzbeigaben stand, eine mit einem Stein verstellte Thür von 2′ Höhe in eine kleinere Steinkiste, die mit Knochen und Asche gefüllt war und nur einen schönen Quarzkrystall ausserdem bot [2]).

Das merkwürdigste Beispiel eines solchen Kistenbaues gab der Dachshügel bei Grossdrachsdorf im Voigtlande. Es ist dies ein grosser, halbmondförmiger Burgwall mit einer Menge kasemattenartiger Wohnungen, die aus Balken und gebrannter Lehmdecke gebaut waren. Von Südosten nach Nordwesten streckte sich ein ovaler Steinbau von 20′ Länge, 9′ Breite und 6′ Höhe hindurch, der ungefähr zweihundert Zellen von 8—12 Kubikzoll enthielt; Lehm band die Steinplatten. Eine einzige Zelle mit einer Urne ausgenommen, lagen in allen übrigen drei oder vier Handvoll verbrannter Gebeine frei da; nur eine rohe Lehmkugel oder ein paar Schneckenhäuser waren hier und da beigelegt [3]). Wir haben hier eine Art nordisch-dürftigen Columbariums. Da alle diese Burgwälle aus guten Gründen den Slaven zugeschrieben werden, wird auch dieser Fuchshügel den ehemaligen serbischen Bewohnern des Voigtlandes angehören. Er enthält in merkwürdiger Vereinigung die Behausung der Lebenden und der Todten eines festen Platzes und verdankt vielleicht den letzten Kämpfen der Slaven dieser Gegend wider die

---

[1]) v. Estorff, 33.

[2]) Dorow, Opferstätten, 1, 31.

[3]) Neun und zwanzigster bis ein und dreissigster Jahresber. d. voigtländ. Gesellschaft, 11 f.

Deutschen seine Entstehung. Er erinnert übrigens an einen merkwürdigen Hügel bei der Wiesbadener Fasanerie. Derselbe war bei 120 Schritt Umfang sechs Fuss hoch und enthielt eine Menge kleiner Gewölbe (? Kisten) und oben offener mit Erde gefüllter Gänge von 4′ Höhe und 3′ Breite aus behauenen Steinen. Mitten lag unter einer Menge Asche und Kohlen ein 4 Quadratfuss grosse Steinkiste mit einer in reiner Asche liegenden versteinerten Venusmuschel [1]).

3. Hügel mit Aschen- und Beinurnen.

Am gewöhnlichsten barg man die sorgsam gesammelten Leichenreste in einem thönernen Gefässe und stellte dasselbe, meist von anderen Geschirren umgeben, in einen Hügel der entweder von Erde oder Stein aufgeschüttet ward.

a. Beisetzung in Erdhügeln.

Wir gewahren durchgehends in den verschiedenen Grabdenkmälern wiederkehrende Weisen und finden darum auch hier, dass die Aschengefässe entweder ohne schützende Umgebung oder in mannigfachster Umschränkung in dem Hügel geborgen wurden.

α. Blosse Beisetzung der Urnen in der Hügelerde. Die Unterscheidung künstlicher Urnenhügel und eines hügellichten Urnenplatzes ist zuweilen nicht leicht und erfordert bei Ausgrabungen grosse Aufmerksamkeit. Ebenso sind am Rande von Grabhügeln in späterer Zeit oft Aschengefässe eingegraben, die ebenfalls nicht hierher gehören, wo wir nur von den Erdhügeln zu handeln haben, die dazu aufgeworfen wurden, um Urnen ohne Steinumkleidung zu bergen.

Lehrreiche Beispiele dieser Art wurden aus Nordholland, Drenthe und Utrecht bekannt. Gewöhnlich stehen in diesen niedrigen Erdaufwürfen mehrere Urnen, entweder in gleicher Höhe oder in zwei oder drei Lagen [2]). Ein 2—3′ hoher Hügel mit 32 Schritt Umfang auf der Hilversumer Heide barg zweiunddreissig Urnen von derselben Masse und Arbeit und ziemlich gleicher Vasengestalt, die nur in einzelnen Stücken dem Kruge oder Napfe sich näherte (Taf. III,

[1]) Dorow, Opferstätten, 1, 23. — Vgl. ausserdem den unter B. 3. *a*, δ. beschriebenen Nechlauer Grabhügel.

[2]) Janssen, Hilvers. Oudhed. 86.

Fig. 19, 21, 23). Ausser einem Armring und einer Erznadel bei einer Urne ergaben diese Hügel nicht einmal Kohlen [1]).

Als Beispiel eines nicht unbedeutenden Hügelgrabes mit einer einzigen Urne kann eines auf der Larenschen Heide in Nordholland dienen, das 3′ hoch, 40′ in Umfang, ein einziges rohes Beigefäss in Gestalt eines umgekehrten Zuckerhutes ohne irgend welche Beigaben enthielt [2]).

Solche Hügel sind auch aus Westphalen bekannt; sie waren mit Steinen umkränzt, die Urnen fanden sich in der Mitte. In mehreren Hügeln von Schlieben an der schwarzen Elster war der Sand der Aufwürfe um die Gefässe herum durch eine festere Masse, etwa Mergel oder Kalk, gebunden. Eines dieser Gräber enthielt die Leichenurne eines Kindes von siebzehn Beigefässen umstellt, worunter mehrere Spielgeschirre waren. Bei den Todtenresten lag ein gebrochener kleiner Armring, Stücke eines Bronzespiraldrathes und vier geschliffene Steine. In der Nähe standen noch drei Aschenurnen mit einigen Erzsachen [3]).

Wahrscheinlich gehören auch die bei Lawalde unweit Grünberg in Schlesien aufgedeckten dreissig kleinen Urnenhügel hierher. Sie waren niedrig, bei 16—20′ Durchmesser, am Fusse mit einem Steinkranze umgeben und enthielten becherförmige Urnen mit ehernen Nadeln und Speerspitzen [4]).

Auch am Rhein und in Süddeutschland kommen derartige Todtendenkmale vor. Ein Hügel auf der Gaishecke bei Wiesbaden hatte unter der Brandstelle eine schwarze und gelbliche Urne mit viel Asche und Knochen, aber ohne Beigaben. Oberhalb des Kohlenplatzes war man auf zwei einfache dünne ovale Bronzeringe gestossen. In einem andern Hügel standen zwei Aschenkrüge mit reichen Beigaben, worunter ein Bronzekeil, auf dem Brandplatze von 8′ Durchmesser. Ein paar Hügel bei Dotzheim hatten nur rohe Vasenurnen mit hineingelegten kleinen Gefässen [5]).

---

1) Janssen, a. a. O. 82.

2) A. a. O. 72. — Sehr rohe Urnen ohne Beigaben kommen auch in englischen, jedenfalls nicht germanischen Hügeln vor. Akerman, Index 13 ff.

3) Klemm, Alterthumskunde 111.

4) Kruse, Budorgis 59.

5) Dorow, Opferstätten 1, 15. 26. 28.

Bei Ringingen in Würtemberg lagen zwölf runde Bucke verschiedener Grösse im Halbkreise beisammen, von denen ein kleiner, der nur Asche enthielt, und zwei grössere geöffnet sind. In dem einen derselben fand man nur zwei Urnen ohne Beigaben; in dem andern zwischen zwei schwarzen Urnen mit weissen gegitterten Zeichnungen (Taf. III, Fig. 25) eine rothe irdene Schale und ein zerbrochenes Eisenschwert [1]. Entschiedener als hier bricht römische Cultur in mehreren der zahlreichen Tumuli um Lövö im Zalaer Comitat in Ungern hervor. Die einen länglichen, auf Anhöhen gelegenen, lieferten in der Tiefe von 1—2′ Urnen von Thon und Glas von verschiedenartigen Töpfen umstellt, aber ohne andere Beigaben. Die anderen runden hatten mitten zusammengestellte Krüge mit Gebeinen und bei jedem eine Grablampe. Um Lövö sind Münzen der Kaiser von Hadrian bis Constantius II. gefunden [2].

In einem der Bücke von Trüllikon bei Zürich stiess man ein paar Fuss unter der Spitze auf eine durchgehende Kohlenstätte, auf der ein paar eiserne Ringe lagen. Auf dem natürlichen Boden stand eine Aschenurne (Fig. 32), daneben eine bemalte Urne und mehrere Speise- und Trankgeschirre. Von Erz fand sich nur eine Art Beschlag. Im ganzen Hügel war kein Stein [3]. In einem der Hübel von Ins (Anet, Cant. Bern) lagen zwei Fuss unter dem Gipfel verbrannte Gebeine im Sande, zwei Fuss tiefer Urnenscherben mit Todtenresten und reichen Bronzesachen. Weiter unten lagen unter Steinen Ringe und Armschlaufen von Bronze, und eherne kleine Schuppen, die zu einem Kleide gehört haben müssen; Leichenreste scheinen hier nicht gelegen zu haben [4].

Fassen wir diese Beobachtungen zusammen, so stellen sich uns in diesen Grabdenkmalen ebensowohl sehr einfache als ausgebildetere Zustände dar; wir finden rohe und gut gearbeitete Gefässe, gänzlichen Mangel der Beigaben, so wie eherne und eiserne Sachen, welche aber von dem späteren Charakter der Metallarbeiten noch nichts verrathen. Indessen dürfen wir nicht behaupten, dass in der späteren Zeit diese steinlosen Urnenhügel ganz abgekommen seien; es liegen z. B. vor dem

---

[1]) Siebenter Bericht des Vereines für Oberschwaben 46.
[2]) v. Sacken, Grabhügel um Lövö 5. 8. 10.
[3]) Keller, helvet. Heidengräber und Todtenhügel 13 f.
[4]) Bonstetten, Tombelles d'Anet 8.

Danewirke kleine Hügel, mit fünf bis sechs Urnen jeder, die erst errichtet sein können, nachdem jene Befestigung schon bestand [1]).

β. Die Urnen sind mit Steinen umstellt. Die Hügel dieser Art sind gewöhnlich mehr breit als hoch und nähern sich oft durch allmähliches Einsinken und Abrutschen einem abgeplatteten geringen Erdhaufen. Meist umzieht sie am Fusse ein Kranz grösserer Steine, in seltenen Fällen ein doppelter oder dreifacher, der das bessere Zusammenhalten der Erde bezweckte gleich dem Besetzen mit einzelnen Steinblöcken oder dem gänzlichen Belegen mit kleinem Geschiebe (Taf. II, Fig. 3, 4; III, Fig. 5) [2]). Als seltene Nebenarten beobachtete von Estorff im Lüneburgischen Hügel mit einem einzelnen Steinblock am Umkreise (Taf. III, Fig. 4), Hügelchen mit dem Steinkreise in einigem Abstande vom Fusse (Taf. III, Fig. 6) und sehr abgeplattete Aufwürfe mit ziemlich dichter Bepflasterung und deutlicher Umgrenzung (Taf. III, Fig. 7). Gewöhnlich liegen diese Urnenhügel in Mengen beisammen; über fünfzig auf einem Flecke hat man gezählt. Ebenso enthalten sie fast durchgehends mehr als eine Urne.

Die Gefässe stehen in verschiedener Tiefe, bald innerhalb des Aufwurfs, bald auf dem Boden. Sie werden von Steinen gegen den Druck geschützt, die gegen oder über sie gelegt sind (Taf. III, Fig. 8, 9), indem die Seiten durch gegen einander gelehnte oder gerade stehende Blöcke gesichert sind und von oben ein grösserer Stein oder kleinere in die Erde gemischte decken. Zuweilen umgibt ein Steinkreis ohne Decke die Urnen, wie in den Heidenbergen bei Lüsse unweit Belzig, welche in der Spitze die Aschengefässe hatten. Neben dem Kreise lagen hier Pferde- und Hundeknochen und Rosshaare [3]).

Manchmal fehlen die Seitensteine, wie in kleinen runden Urnenhügeln auf der Heiskenstadt bei Gudow in Lauenburg; die 4—5′ tief liegenden Urnen stehen hier auf platten Feldsteinen, sind durch solche bedeckt, aber öfter an den Seiten ganz frei [4]), haben schwarzbraune oder röthliche Farbe und auf den verbrannten Knochen und dem Sande zuweilen eherne und eiserne zerbrochene Sachen. Eine Brandstätte fand sich nicht.

---

[1]) Schlesw.-holst.-lauenb. Ber. 6, 7, 9.

[2]) Bei der äusseren Gleichheit der Grab- und der Urnenhügel kann hier auf einige Zeichnungen der Taf. II verwiesen werden.

[3]) v. Ledebur, Alterth. d. R. B. Potsdam 52.

[4]) Schlesw.-holst.-lauenb. Ber. 6, 19.

In den zahlreichen wetterauischen Urnenhügeln waren die Urnen, falls ich die Beschreibung recht verstund[1]), mit Steinen bedeckt; ziemlich häufig kamen dabei Schwerter, Ringe, Nadeln und Schildbuckel von Bronze, Bernsteinperlen und einzelne Eisenschwerter vor.

Lehrreiches bieten die Mittheilungen über die betreffenden Mecklenburger Grabstätten[2]). Sie steigen von 2—30′ Höhe auf, und haben selten einen Steinkranz. Die Urnen umgibt gewöhnlich eine Anhäufung von Steinen, zuweilen haben sie auch Fuss und Mündung geschützt. Die kleineren Hügel enthalten meist ein einziges, die grösseren mehrere Begräbnisse. Die Thongefässe sind vasenförmig; als Beigaben erscheinen zuweilen Axte und Hämmer von Stein, gewöhnlich aber eherne Geräthe: Keile[3]), kurze zweischneidige Schwerter mit kleinem Griffe, kurze breite Dolchmesser, andere Messer, lange Speer- und Pfeilspitzen, breite Lanzenspitzen, Schildbuckel, lange Nadelstäbe mit Knöpfen, Scheren, Kleiderhafte aus zwei Spiralplatten, Windringe für Arm und Finger, Bauge für Hals, Arm und Bein, kronenartige Reifen, kurz jene Bronzesachen von trefflichem Guss, die während eines bestimmten Zeitraumes durch ganz Europa gehen und keinem einzelnen Volke, sondern einem verbreiteten Culturstande angehören. Ausserdem kommen zuweilen mancherlei Ringe von Gold und oft Bernsteinsachen vor; höchst selten dagegen ist Eisen, Silber und Glas. Diese Mecklenburger Urnenhügel gehören daher einer etwas früheren Zeit als viele andere im mittleren und südlichen Deutschland an, oder sie bezeugen, dass sich die ältere Cultur an der Ostsee länger hielt, als gegen Rhein und Donau hin. Einige Beispiele mögen die Unterschiede darlegen. Bei Kocvar im Berauner Kreise Böhmens lagen einundzwanzig Grabhügel von ungefähr sechs Fuss Höhe, die mit vielen Steinen belegt waren. Es stand immer eine grosse Todtenurne unter Steinplatten darin, von kleinen Gefässen umstellt, wobei eiserne Schwerter und eherne Ringe und Nadeln lagen. Die Hügel enthielten auch Brandplätze und Thierknochen[4]).

---

1) Dieffenbach, Urgeschichte der Wetterau (Archiv f. hess. Geschichte, IV, 1).

2) In der Erläuterung zum Frideric.-Francisceum und den Mecklenburg. Jahrbüchern.

3) Dass Lisch unbegreiflicherweise in diesen Bronzekeilen und Meisseln die *framea*, das *angustum breve* und *acre ferrum* aus Tacit. germ. 6 findet, ist bekannt.

4) Kalina, Böhmens Opferplätze 172.

Ganz ähnlich waren nassauische Urnenhügel bei Bilkheim gebaut. Von 12—30′ Durchmesser und 1½—4′ Höhe, am Fusse mit Blöcken umlegt, hatten sie mitten im Innern eine grosse Steinplatte, unter der im Abstande von 3 — 6″ eine grosse Urne (17 — 18″ hoch), eine kleinere, ein fast rundes Töpfchen und zwei bis vier Schüsseln in verschiedener Lage gegen einander standen. Zuweilen lagen die kleineren Geschirre in den grösseren auf den Todtenresten. Ob sich metallene Beigaben hier fanden, weiss ich nicht [1]); in anderen kommen solche vor. Bei Dotzheim z. B. öffnete man einen 3′ hohen Hügel, auf dem ein schwerer Quarzblock ruhte. Auf der Grundfläche lag ein ausgedehnter runder Brandplatz, durch welchen sich von NW. nach SO. eine 1′ hohe Feldsteinbank zog, worauf fünf Knochenurnen mit einigen Krügen und Schüsseln standen. Daneben lagen zwei Armringe und ein Halsring mit daranhangenden kleinen Ringen, sämmtlich von Bronze, wie deren auch in Hallstadt vorkommen [2]). In einem der Todtengefässe soll ein steinerner Phallus und ein geschliffener knopfartiger Stein gelegen haben. Ein anderer Hügel daselbst enthielt weder Asche noch Gebeine noch irgend eine Brandspur, sondern auf der Mitte des Bodens einen ehernen Halsbaug mit Bruchstücken eines zweiten, nordwestlich davon fünf, südöstlich drei auf einander gelegte Handringe, wie solches auch in anderen Grabstätten dortiger Gegend getroffen ward [3]).

Jene Gegenden sind ungemein reich an Urnenhügeln; in Solms-Braunfels allein sind gegen siebenhundert Grabhügel gezählt. Römer, Kelten und Germanen mögen nahe und mit einander ihre Todten darin bestattet haben. In einem bei Laufdorf im Solmsischen eröffneten Tumulus stand die Haupturne ganz in römischer Weise von kleinen leeren Urnen, Näpfen und Schüsseln umgeben [4]). Doch ist dies noch nicht für echt römischen Ursprung entscheidend, da wir in nordöstlichen Gegenden, wo nur vereinzelte Händler nach dem Bernsteinlande hindurchzogen, solche Gefässstellung ebenfalls bemerkten. Dagegen dürfen wir ein römisches Monument in der

---

[1]) Annalen des nassauischen Vereines III. 2, 4.

[2]) Drei in einander hangende Ringe je von 3½″ Durchmesser, an deren jedem zwei kleinere hingen, gehörten zu dem reichen Bronzefunde von Gambach in Hessen-Darmstadt. Dorow, Opferplätze 2, 88.

[3]) Annalen des nassauischen Vereines. III. 2, 67 ff.

[4]) Ebd. II. 2, 175.

sogenannten Batterie bei Remesweiler im Regierungsbezirke Trier annehmen. Dieser 20′ hohe Hügel enthielt in der Tiefe von 10′ eine ovale Steinschichtung von 15′ Länge, 10′ Breite und 5′ Höhe, die mit Sand durchschüttet war und am südöstlichen Ende eine römische Henkelkanne von Bronzeblech ergab, worin Leichenasche und Erde war. Gegen die Mitte lag ein Eisenschwert in eherner Scheide, wozu wahrscheinlich einige kleine Knöpfe und ein Ringlein gehörten, ferner zwei lange Lanzenspitzen, eine Fibula, zwei dünne Goldblättchen und mehrere Stücke Erz und Eisen. Gleich gebaute aber kleinere Urnenhügel deckte man im Walde Kaisersborn bei Urexweiler auf, aus denen Reste von Waffen und besonders bogenförmige Fibeln mit fantastischen Kopfverzierungen, so wie eine Urne (Taf. III, Fig. 29) bemerkenswerth sind [1]), die mit den übrigen Fundstücken darauf deuten, dass hier römische Cultur mit nordischem Bildungstriebe zusammenstiess.

Durch ihren Bau verdienen noch einige Heidenbücke am Husersee im Zürich'schen Erwähnung. Sie enthielten unter einer Steinhäufung zwei nur durch dünne Erdschicht getrennte Brandplätze über einander, auf deren jedem Todtenurnen standen und Erzsachen lagen, welche theils den Brand durchgemacht und geschmolzen, theils nach demselben beigelegt waren. Letzteres war auch mit einer Bernsteinperle geschehen [2]).

γ. Die Urnen stehen in einer regelmässigen Steinschichtung. In einem Buck von Kreuzlingen bei Constanz hatte die Steinschichtung eine oblonge Gestalt (3′ hoch, 8′ lang, 6′ breit) und war mit Asche und Kohle durchmischt. Sie stieg über einem Brandplatze auf, den ein Steinkreis umgrenzte und auf dem die Thongefässe, ein ehernes Messer, ein Bronzeohrring und unverbrannte Schweinsknochen lagen. Die Todtenreste waren in einer kleinen Vasenurne verwahrt, die in zwei andern Gefässen stand. In einem 2′ Durchmesser haltenden grauen Vasengeschirre lag eine Trinkschale [3]).

Gewöhnlich sind die Steine kegelartig aufgeschüttet und von bedeutender Masse. So ergab der Steinkegel in einem Hügel von

---

[1]) Aus den Mittheilungen des Alterthumsvereines von St. Wendel und Ottweiler ausgezogen von L. Lindenschmit, ein deutsches Hügelgrab, 7 f.

[2]) Keller, helvet. Heidengräber und Todtenhügel, 24.

[3]) Keller, a. a. O. 23.

Altsammit bei Krakow in Mecklenburg neun vierspännige Fuder Feldsteine. An seinem nordöstlichen Ende auf dem Urboden stand die braune Todtenurne mit einem flachen Steine geschlossen. Ohne Ordnung lagen viele schöne Erzsachen in dem Kegel herum: ein Schwert, ein Messer, ein sogenanntes Diadem, ein Halsring, ein Kleiderhaft mit Spiralplatten, ein Paar sogenannter Handbergen, ein offener kleiner Ring und ein paar Beschläge; auch zwei kleine Bernsteinperlen fanden sich. Durch die Steine zogen sich Kohlen und verbrannte Knochen von Thieren, während ein Brandplatz sich nicht vorfand [1]).

Ganz besondere Aufmerksamkeit verdient ein Kegelgrab von Peccatel bei Schwerin [2]). Aus lehmhaltigem Sande zu einer Höhe von 10′ und einem Umfange von 120 Schritt aufgeworfen, enthielt es ziemlich auf der Mitte der Grundfläche einen 5′ hohen Kegel aus Feldsteinen, worin eine bräunliche Todtenurne und ein feines schwärzliches Henkelgefäss standen, neben welchen ein paar Handbergen, zwei starke Halsbauge und ein 3″ hohes Bronzehütchen vom Brande zerstört lagen, während fünf Handringe, eine runde Bronzebüchse und fünf Bernsteinperlen dem Feuer nicht ausgesetzt gewesen waren. Zehn Schritt gegen Westen erhob sich eine herdähnliche Erhöhung von lehmartigem grobem Sande und mit einer starken Lage grosser Feldsteine gepflastert. An derselben liess sich der östliche Theil als ein fünf Quadratfuss haltender Altar absondern; auf demselben lag nichts. Zwischen ihm und einem grösseren zehn Quadratfuss haltenden Herde von 5′ Höhe war ein Kessel von gebrannter Erde eingesetzt, der 2′ tief, 3′ weit, ungefähr 1′ über die Oberfläche seiner Umgebung hervorragte, mit Feldsteinen umbaut war und auf einer Unterlage von Sandlehm stand. Auf jenem grösseren Herde hatte sich ein 6″ hohes Gefäss mit Zickzackverzierungen und eine flache Schale befunden. Von seinem Westende bis gegen den Rand des Hügels lag ein 6′ langer, 2′ hoher, 3′ breiter offener Muldensarg aus gebranntem Lehmsande mit einem unverbrannten Gerippe, das nach Osten schaute und mit schwarzer Erde beschüttet war. Seitwärts stiess man auf irdene Scherben. Kohlen kamen im ganzen Hügel nicht vor. — Einen ganz ähnlichen Bau scheint ein Kegelgrab

---

1) Mecklenburg. Jahrb. XII, 407.

2) Ebd. XI, 367 ff. Eine Nachbildung auf unserer Tafel III, Fig. 10.

bei Gross-Methling gehabt zu haben, so wie auch die Beschreibung [1]) eines Grabhügels am Gruber See bei Ratjensdorf in Wagrien auf einen Herd mit Gefässen deutet; doch erregt das Ziegelgewölbe, in welchem er gestanden haben soll, Bedenken.

Die Annahme von Lisch, dass sich uns hier ein Altar für das Todtenopfer erhalten habe, ist schwerlich zu verwerfen; wunderlich ist freilich, dass auf dem Herde keine Brandspur vorkommt und unter dem Kessel keine Gelegenheit zum Heizen ist. Ob die Leiche in der Mulde ein geopferter Sclave war, welcher dem Herrn, dessen Reste die Urne verwahrte, in den Tod folgen musste, steht dahin. In einem hessischen Hügel scheinen allerdings die unverbrannten Gerippe nach ihrer Lage als die Knechte des verbrannten Todten sich zu ergeben, allein hier ist die Skeletleiche so sorgsam behandelt, wie es kaum einem Sclaven zu Theil werden mochte. Ich sondere lieber die beiden Begräbnisse. Die Annahme von Lisch, dass der Altar ein vielfach benützter gewesen sei, der nach dem Aussterben einer Sippe oder am Ende einer Periode (?) mit den Begräbnissen überschüttet worden sei, dünkt mich sehr unwahrscheinlich.

Diese Peccateler Entdeckung wirft Licht auf einen eigenthümlichen Grabbau bei Ranis in Thüringen [2]). Ganz in der Nähe des Städtchens am Semtizbache erhebt sich eine ungefähr 10′ hohe dreieckige, jetzt mit Rasen bekleidete Aufschüttung von Gerölle, Erde und Asche, die von Norden nach Süden streicht, 140′ Umfang, 12′ Scheitelbreite hat und von grossen Kalksteinen umgrenzt wird. In einem Winkel des Dreiecks, ganz nahe dem Bache, grub man einen 12′ langen, 5′ breiten viereckigen Herd von Thon aus, der über eine Unterlage von Kiessand und Lehm geschlagen und zu einer festen Masse von 1′ Dicke gebrannt war. Die vom Feuer geschwärzte Oberfläche durchzogen Furchen lang und quer. Rings herum lagen zerdrückte schwarze Gefässe, die mit Thonschieferplatten bedeckt gewesen waren; auch fand sich geröstetes Getreide, namentlich Gerste daselbst. Nach dem Inneren des Dreieckes stiess man auf viele kleine Geröllhaufen, um welche zahlreiche Aschengefässe standen. Knochen von Pferden und langbeinigen Vögeln gehörten vielleicht auch von Anfang in diesen Platz, der unzweifelhaft ein

---

[1]) Schlesw.-holst.-lauenb. Ber. 12, 14.

[2]) Adler, Grabhügel im Orlagau, 23.

Begräbnissort mit Opferaltar ist, und zusammen mit dem Peccateler Hügel einen schätzbaren Beitrag für die Kenntniss der Leichengebräuche unserer Vorzeit gibt. Mit Recht hat Lisch bei dieser Gelegenheit der Volkssagen gedacht, die noch heute an den Grabhügeln, u. a. an jenem Peccateler haften [1]), wie die Unterirdischen zuweilen auf der Oberfläche derselben ihre Tafel aufschlagen und Kessel und anderes Geräthe daraus und aus benachbarten Bergen zum Schmause bringen. Nur ist nicht der eingemauerte Thonkessel dabei in's Auge zu fassen, sondern vielmehr die bronzenen, welche mit anderem Erzgeräthe im Gedächtniss der Sage blieben, bis die Ausgrabungen sie unserem Auge wieder vorstellten.

δ. Die Urnen stehen in einer Steinkiste. Die Gefässe sind nicht von ungeordneten Steinen oder gar kegelartig überbaut, sondern haben eine regelmässige Umbauung, die entweder eine Umfutterung [2]) mit kleineren Feldsteinen (Taf. III, Fig. 11, 13) oder eine viereckige Kiste aus grösseren Platten (Taf. III, Fig. 12) bildet. Die grossen Steinkisten sondere ich als Steinkammern für die folgende Unterart ab, weil darunter künstlichere römische Grabbauten sind.

Die Gefässe stehen in den vielen kleinen Hügelchen dieser Art meist auf dem Urboden, in grösseren auch in der Höhe, und wenn mehr Urnen beigesetzt sind, meist schichtenweise (Taf. III, Fig. 13). Der Steinkranz am Fuss ist gewöhnlich sichtbar. Die Hügel sind oval und gewöhnlich nur einige Fuss hoch. Am häufigsten kommen sie im nördlichen Deutschland vor; ausserdem weiss ich sie nur aus der Schweiz verbürgt.

Im Lüneburgischen sind Umfutterung und Einkistung oft beobachtet; in Schleswig, Holstein, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg der eigentliche Kistenbau. Zuweilen stehen hier mehrere Todtengefässe in einer einzigen Kiste [3]). Die Beigaben sind niemals zahlreich, fehlen oft ganz und bestehen ausser Stein nur aus Erz; sie haben das Zeichen der Blüthe des Bronzegusses. Die Thongefässe sind vasenförmig.

---

[1]) Mecklenburg. Jahrb. IX, 371. An diesem Peccateler Hügelgrabe ist auch die Sage von dem ausgetauschten Kinde der Unterirdischen angeheftet, welches in Verwunderung über etwas noch nicht Gesehenes ausrief: ik bin so old as Behmer Wold etc.

[2]) Ich benutze hier v. Estorff's Bezeichnung.

[3]) Lisch, Erläut. z. Frid.-Francisc. 78.

In den Watten von Sylt fand man einen Grabhügel, auf dessen gepflastertem Boden ein Brandplatz war, worüber mehrere Steinkisten mit kleinen Gebeintöpfchen lagen [1]). Ein Kegelgrab von Sellin auf Rügen, 10′ hoch, enthielt auf dem gewachsenen Boden eine kleine Kiste aus flachen Steinen mit einer Aschenurne und zwei Bronzemessern. Einen Fuss unter der Oberfläche standen dreissig Urnen jüngerer Form mit verrosteten Eisensachen neben einander, die von späterer Benützung des Grabhügels herrühren [2]).

In der Priegnitz bei Steffenhagen zwischen Putlitz und Pritzwalk lag ein Hügel von 20′ Durchmesser mit grossen Steinen umgeben, unter dessen Gipfel, 1′ tief, eine kleine Steinkiste zu Tage kam, welche eine grosse hellbraune Vasenurne (wie Taf. II, Fig. 16) ausfüllte, worin ausser den Leichenresten und Erde eine eherne Lanzenspitze lag, in der noch das abgebrochene Schaftholz steckte. Daneben stand ein 6″ hoher thönerner Doppelbecher (Taf. III, Fig. 57). Seltsam war der dunkelbraune zähe Überzug eines der Wandsteine, der für den Rest einer Lederfütterung der Kiste gehalten ward [3]).

Ein Grabhügel zwischen Golitzsch und Daspig bei Merseburg enthielt in regelmässiger Steinkiste die Todtenurne mit Steinhammer und Steinkeil. Die Wandsteine waren roth, schwarz und grau bemalt; man glaubte Bogen, Köcher, Pfeile, eine Hacke, einen Hammer und ausser der zahnschnittartigen Randverzierung allerlei „an lange Linien gegatterte“, eckige, runde und gekreuzte Züge zu erkennen [4])

Auffallend war der Bau eines „Backofens“, der 1700 bei Nechlau, zwischen Glogau und Guhrau in Schlesien durch das Wasser der Bartsch aufgewühlt ward. Er enthielt nämlich aus Feldsteinen zusammengesetzte Zellen mit vielen Todtenurnen [5]). Wenn es nicht blos eine grössere Anzahl unserer Steinkisten war, hätten wir hier ein vollständiges Columbarium nordischer Art, zu welchem der Zellenbau im thüringischen Dachshügel eine Vorstufe bildete.

---

[1]) Schlesw.-holst.-lauenb. Ber. 13, 4. Dabei wird ein in den Husumer Watten unter einem Birkenwald liegendes Hügelgrab erwähnt, worin Steingeräthe und als Beweis jüngeren Ursprungs auch Glasstücke sich fanden.

[2]) Baltische Studien, XVI. 1, 51.

[3]) Mecklenburg. Jahrb. XIX, 308.

[4]) W. Grimm, Runen 282 f.

[5]) Kruse, Budorgis, 61.

In einem der zahlreichen Urnenhügel der Ülzener Gegend kam eine seltsame Anlage zu Tage [1]), die ich hieher ziehe. Parallel mit der Grundlinie des Hügels zog sich ein ovaler Steinkreis, dessen Fläche treppenartig anstieg, innen bis gegen den Mittelpunct. Hier war seine Wand geöffnet und ein zweiter kleinerer ovaler Abschnitt lag daran, aus dem nach gleichem Stufenbau des Grundes eine Lücke in einen dritten Bau führte, welcher am höchsten lag und in welchem Urnenscherben und Kohlen gefunden sein sollen (Taf. III, Fig. 14). Jedenfalls verdient die Anlage dieser Grabstätte die höchste Aufmerksamkeit, indem wir darin das verkleinerte Abbild eines heiligen Baues haben mögen. Wir können nur zwischen Kelten und Germanen schwanken; für die ersteren würde der Rundbau, gegen sie der Mangel an allen Beigaben sprechen.

ε. Die Urnen stehen in einer Steinkammer. Ein innerer Unterschied von der vorigen Art tritt in Norddeutschland nicht heraus; die Kiste ist nur ein grösserer Behälter (Taf. III, Fig. 15).

Ein runder Grabhügel bei Wenbüttel im holsteinischen Kirchspiel Alverstorf enthielt auf dem Boden eine länglichte Kammer aus sechs Wandsteinen, worüber ein 3′ langer und breiter Deckstein ruhte. Darin stand ein irdener Krug mit Knochen und Asche, mit einem Feldstein bedeckt, und daneben ein längliches 2′ langes, $^3/_4$′ hohes Thongeschirr mit 42 zerbrochenen Erzstücken, worunter ein Messer und ein sogenanntes Diadem Spuren von Vergoldung trugen; sämmtliche Sachen, zumal ein Kettenstück, waren trefflich gearbeitet. Ein Messer hatte eine eiserne Klinge [2]). — Bei Smedebye in Schleswig lagen früher bedeutende Hügelgräber mit Grabkammern aus grossen Steinen, die mit kleineren Feldsteinen umschüttet waren. Darin fand man Scherben verzierter rother Urnen, Messer von Bronze und Hämmer, Keile und Meissel von Stein [3]). Später war ein Urnenfeld um den Hügel angelegt worden. In einem ansehnlichen Todtenberge bei Jagel unweit Schleswig lag in der grossen Steinkammer eine Urne von 19—20″ Durchmesser mit Todtenresten und reichen Beigaben von Erz, darunter ein grosser

---

[1]) v. Estorff, Alterthümer von Ülzen, 33.

[2]) Schlesw.-holst.-lauenb. Ber. 14, 3.

[3]) Ebd. 9, 39.

Kopfring. Gegen fünfzehn kleine Aschenkrüge waren später in den Hügel eingegraben [1]).

In den lüneburgischen Todtendenkmalen dieser Anlage zieht sich gewöhnlich eine Art Steinpflaster oder wenigstens eine Mischung von Erde und Gestein über der nicht tief liegenden Steinkammer hin. Ein solcher Hügel auf der Bohlkheide bei Lehmke hatte eine 7′ lange, 4′ tiefe Steinkammer, die sich von Norden nach Süden von 3′ zu 2′ verengte. Man fand nur noch Scherben einer feinen, mit rothem Thon überzogenen Urne; das Grab war schon früher durchwühlt [2]).

Ein Hügel bei Veersen hatte unter der Steinpflasterung, welche gleich der Rasendecke folgte, die 5′ lange, 3′ tiefe Kammer unmittelbar. Neben der bräunlichen, schalenförmigen Aschenurne und einem kleinen dunklen Beigefäss lag ein Bronzedolch. Der 8′ hohe Hügel war mit einem verdeckten Steinkranze am Fusse belegt [3]).

In einem Heidenberge auf der Kohlhecke bei Wiesbaden stiess man mehrere Fuss unter dem 8′ hohen Gipfel auf eine kegelartige Steinschüttung, worin die 6′ lange, $4^1/_2$′ breite Kammer lag. Neben der einfachen vasenartigen Todtenurne lagen fünf grosse Erzringe und zwei Bruchstücke eines von innen und aussen mit Leder überzogenen, runden verzierten Bronzebeschlages der über ein Holz gezogen war, gleich wie man in dortiger Gegend auch lange Ringgewinde über Holzresten fand. Die Kammer stand mit einer Aschenkiste in Verbindung [4]).

Zuweilen liegt die Kammer unter dem gewachsenen Boden des Hügels. In mehreren gegen 6′ hohen Hübeln bei Röbschitz unweit Orlamünde, fand sie sich vier Fuss im natürlichen Erdreich, von Gerölle überschüttet. Ausser Todtengefässen von 7—9″ Durchmesser kam darin wenig vor. In einer solchen Kammer standen vier Urnen mit zwei Näpfen; in dem einen Aschenkruge lag ein eherner und ein irdener Wirtel. In einer dieser Hügelkammern fand sich ein unverbranntes Kindergerippe mit einem Erzbildchen; flache Plattengräber mit Skeleten waren in der Nähe [5]).

---

1) Ebd. 12, 39.
2) v. Estorff, Alterthümer von Ülzen, 31.
3) Ebd. 29.
4) Dorow, Opferstätten, 1, 33.
5) Adler, Grabhügel im Orlagau. 41.

Die gleichen oder ähnlichen Grabbauten in ehemals römischen Ländern liess ich absichtlich zuletzt. Steiermark ist reich daran. In der Murebene bei Spielfeld lagen gegen achtzig 3—7′ hohe Kogel mit Steinkisten verschiedener Grösse, worin Aschenurnen, Salbengefässe und Scherben anderer Geschirre vorkamen; in einer Urne fand sich eine Münze von Vespasian. Mehrere Hügel waren ganz inhaltlos [1]; bei Tobel unweit Grätz liegen solche Kogel ohne Urnen und selbst ohne Brandspur, aus reiner Erde aufgeschüttet, in ganzen Gruppen. — Die jetzt meist zerstörten Fronhäusel bei Hartberg, 30—90 Schritt im Umfang, 3—12′ hoch, hatten 1—2′ unter der abgeplatteten Spitze viereckige Steingehäuse, gewöhnlich ohne Mörtel, worin Urnen von Thon und Glas, irdene Schüsseln und gläserne Fläschchen standen, an denen römische Arbeit deutlich erkennbar ist. Ausser einigen Ringen und Fibeln von Erz kam nichts weiter vor [2]. In anderen steirischen Grabdenkmalen tritt der römische Einfluss noch mehr hervor; sie enthalten eine vollkommene Grabcapelle mit Inschriftsteinen, aus denen erhellt, dass sie romanisirten Norikern oder italienischen Einwanderern angehören.

Gleiche Wahrnehmungen ergeben Tumuli der Moselgegend. Bei manchen Abweichungen stimmen sie darin überein, dass meist in der Mitte ein Steinbehältniss für Gefässe und Geräthe römischen Ursprungs liegt. In dem Hochthumsknopp bei Thommen im Regierungsbezirk Aachen war die Kammer aus einfachen Steinen zusammengesetzt; sie enthielt zwei Urnen, eine Speerspitze von Eisen und einen Achat [3]. In einem Hügel von Trotten in Luxemburg bildeten Schieferplatten das Behältniss [4]; gewöhnlich aber ist der Bau aus behauenen Steinen mit Mörtel aufgeführt und zuweilen überwölbt. Seltsamer Weise ist zu einem solchen Begräbniss bei Spittelhof unweit Flaxweiler ein natürlicher Kegelberg benutzt, in dessen Mitte aus behauenen Sandsteinen ein Gewölbe mit Nischen gebaut war, das 1 Metr. 95 Centim. lang, 1 Metr. 20 Centim. breit und 2 Metr. 80 Centim. hoch war. Man fand Urnen und Bronzefiguren, so wie eine römische Kupfermünze, welche die Arbeiter leider unkenntlich gemacht hatten. Nach aussen führte ein 12 Metr. 75 Centim. langer

---

1) Mittheil. d. histor. Vereines f. Steiermark, 3, 125.
2) Ebd. 2, 110.
3) Publicat. de la société d. Luxembourg, VII, 111.
4) Ebd. VII, 114.

gemauerter Gang hinab. Der Tumulus liegt an einem Consularwege und ist von zahlreichen Denkmälern römischer Ansiedelung umgeben [1]). Diese gemauerten Gänge welche an die ältesten nordischen Ganggräber erinnern, finden sich auch sonst in Tumulis. Bei Hummersdorf unweit Radkersburg in Untersteier enthielten mehrere aufgedeckte Kogel Steinkammern mit einem Gange; nur selten kamen neben Urnenscherben Beigaben vor; das Wichtigste war ein rothes Thonschälchen mit eingeritztem Batauso [2]). Mehr ergab der Hiddelsknopp bei Wilverdingen in Luxemburg. Hinter einem behauenen Steinblock am Rande begann ein 10′ langer, 3′ hoher, 2½′ breiter gemauerter Gang aus Schieferplatten, der am Eingang noch durch eine Platte geschlossen war. Er führte in die Mitte zu einem Bau aus rohbehauenen weissen Sandsteinen von drei Quadratfuss Inhalt, worin zwei bemalte Vasen gestanden hatten, eine von feinster weisser Thonmasse, die andere von Glas [3]). — Ähnliche Entdeckungen gaben mehrere der Grabhügel von Lövö in Ungern, in deren gemauerten, zum Theil gewölbten und mit Gängen versehenen Kammern der Boden wie in echt römischen Gräbern über einer Unterlage von Bruchsteinen und zerstossenen Ziegeln mit Kalk ausgegossen war. Einfache Malerei zeigte sich in einzelnen Fällen an den Seitenflächen [4]).

ζ. Die Urnen stehen in einem gewölbten Hügel. Als Schutz für die Todtengefässe mit ihren Beigaben ist eine trockene Steinwölbung durch den Hügel oder mindestens den Theil desselben gezogen, welcher zum Begräbniss benützt ist (Taf. III, Fig. 16). Zuweilen liegt diesem inneren Steinbogen eine äussere Überpflasterung des Hügels concentrisch [5]). Diese Grabanlagen sind ohne Berührung mit römischen; ich kenne sie aus Nieder-Sachsen, Mecklenburg, Thüringen, Böhmen, vom Rhein, aus der Schweiz.

Bei Zwikowetz im Pilsener Kreise Böhmens ward ein 4 Klafter langer, 2 Klafter breiter Erdaufwurf abgegraben, wobei sich 2½′ tief ein lockeres Gewölbe aus Kieselsteinen ergab, unter dem ein rohes dickes Thongefäss auf dem Brandplatze stand [6]). An dem

[1]) Ebd. VII, 90.
[2]) Mittheil. d. histor. Vereines f. Steiermark, 3, 121.
[3]) Publicat. de la Société d. Luxembourg, VII, 116.
[4]) v. Sacken, Grabhügel von Lövö, 4. 6.
[5]) v. Estorff, Alterthümer v. Ülzen, 24, 38.
[6]) Kalina, Böhmens Opferplätze, 83.

Sandkruge bei Lübz in Mecklenburg öffnete man ein Kegelgrab, worin eine Ruthe vom Umkreise hinein ein Steingewölbe begann, das sich bis 5′ Höhe gegen die Mitte zog und dem Gipfel sehr nahe kam. Es war von Norden nach Süden 18′ breit und mitten etwas eingesunken. Unter ihm lag Erde mit Asche und Erlenkohlen und mitten darinnen stand zwischen Steinen ein Todtengefäss ohne Beigaben. Eben dort fand sich ein ganz gleich gebauter Hügel, so wie auch von Wichmannsdorf bei Kröpelin derartig angelegte Grabstätten bekannt sind [1]).

In einem 12′ hohen Hügel zwischen Wiesbaden und Bleidesheim stiess man auf eine trockene Wölbung von Feldsteinen, worunter Urnenscherben und ein Schleifstein lagen. Drei Fuss vom Gewölbe war eine unverbrannte Leiche mit kleinem Erzschmuck beerdigt [2]).

In einem derartig gewölbten Grabe von Kreuzlingen bei Constanz traf man auf einige napfartige Thongeschirre, eines mit Gebeinen, die sich durch rothen Anstrich und das eine durch seine Zeichnungen (Taf. III, Fig. 49) bemerklich machten [3]).

In den entsprechenden Hügeln bei Ülzen in Lüneburg stehen die Urnen unter dem Gewölbbogen in Steinfutterung [4]). Anders wiederum war eine 5′ hohe, 50 Schritt Umfang haltende Grabstätte auf dem Hasenberge bei Solkwitz im Orlagau eingerichtet. Der Hügel war aussen mit grossen Kalksteinen bedeckt und hatte in geringer Tiefe einen trockenen Bogen von gleichem Material, worunter eine Lage von Grauwackeplatten kam, unter der erst in Erde vier grosse Aschenurnen mit Beigefässen standen. Man fand darin von Erz einen achtfachen Spiralring, eine viereckige Spange und ein knopfartiges Stück; von Eisen ein kleines zweispitziges Geräth und eine Art Nadel, ferner eine Thonkugel und ein Stück wohlriechenden Harzes. In der Nähe erhoben sich grössere und kleinere ähnlich gebaute Gräber. Eines der kleineren ergab zahlreiche Urnen, viele Schneckenhäuser, eine halbe rothe Thonkugel und von Metall nur einen kleinen Ohrring. In einem grösseren soll sich eine eiserne Axt gefunden haben [5]).

---

1) Mecklenburg. Jahrb. XI, 387.
2) Dorow, Opferstätten, 1, 19.
3) Keller, helvet. Heidengräber und Todtenhügel, 22.
4) v. Estorff, a. a. O. 24. 38.
5) Zwanzigster bis zweiundzwanzigster Bericht des voigtländ. Vereines, 23.

In einem böhmischen Grabhügel von Kamyk bei Chudenitz zog sich unmittelbar unter der Rasendecke ein Steinbogen hin, unter dessen Wölbung zwei concentrische Steinmauern aufgeführt waren, die äussere höher und breiter, die innere schmäler und niedriger. Im Mittelpunct standen kreuzweis fünf napfförmige Aschengefässe ohne Beigaben (Taf. III, Fig. 17) [1]). In dem einen Geldberge von Peccatel und einem Solothurner Heidenbuck trafen wir diese Steinmauerkreise bereits an [2]).

Besonders ausgebildet zeigt sich der Gewölbbau in einem Grabhügel von Damerow bei Lübz in Mecklenburg. Im Norden und Süden erhob sich eine gewölbte Steinsetzung, und mitten schloss sich eine dritte an die südliche. Diese ruhte auf dem Urboden, reichte 40′ von Osten nach Westen, war mitten 20′ breit und 7′ hoch und enthielt eine 8′ lange, 4′ breite Brandstelle, worauf eine Vasenurne und ein gebogenes Messer lagen. Die nördliche Wölbung lagerte auf einer Sanderhöhung und zog sich 26′ lang, 20′ breit und 5′ hoch stark gegen Westen. Die 8′ Durchmesser haltende runde Brandstelle bot ein kleines Henkeltöpfchen ohne Asche über einer kesselartigen Grube von 3′ Breite und Tiefe. Ein Feuerstein lag dabei. Der Mittelbogen stieg von einer Sandschüttung 5′ hoch auf und neigte sich 30′ lang und 18′ breit nach dem südlichen. Auf dem 12′ langen, 8′ breiten Brandplatze stand mitten eine 4 Quadratfuss grosse zweitheilige Steinkiste, in deren jeder Abtheilung eine glatte Aschenurne sich ergab. Eine Fibel mit zwei runden Platten und ein Fingerring von Bronze lagen dabei. Sämmtliche Gefässe und Beigaben waren von Süden nach Norden gerichtet [3]).

Auch der von W. Grimm beschriebene [4]) Grabhügel auf dem Jettenberge bei Willingshausen in Hessen scheint hierher zu gehören. Von Osten nach Westen strichen darin zwei parallele Mauern aus Sandstein über einem gepflasterten Boden. Dazwischen standen drei Todtenurnen über einander, die grösste unten, die kleinste oben. An fünf Steinen waren eigenthümliche Zeichen scheinbar eingeritzt, welche übrigens keine Schriftbedeutung hatten, wenn es nicht überhaupt ein Naturspiel war.

---

[1]) Památky archaeolog. III, 45.
[2]) Vgl. diese Abhandlung, Abschnitt II, A. 1. e, II. B. 1. a.
[3]) Mecklenburg. Jahrb. XII, 410.
[4]) Runen, 271.

Die interessantesten Fundstücke dieser Abtheilung lieferte ein 5′ hoher, 50 Schritt Durchmesser haltender Hügel von Peccatel bei Schwerin [1]). Er war aus Erde von einem entfernten Orte aufgeworfen und mit einem verdeckten Steinringe bekränzt. Unter drei Gewölben und einem Steinhaufen lagen vier gesonderte Begräbnisse, wozu ungeordnete Gebeine in der Nähe der östlichen Wölbung als fünfte Todtenstätte treten. Das ausgedehnteste südliche Gewölbe, 16′ lang, 10′ breit, 3—4′ hoch, stieg über einer gepflasterten Brandstätte auf, in deren Asche ein drei Loth schwerer goldener Handring und von Bronze ein Schwert, ein Keil, eine Pfeilspitze, ein kleines Messer und ein viereckiger Knopf lagen. Das wichtigste waren aber die Reste eines kleinen Wagens von Erz, auf dem über einem 6½″ hohen, 3¾″ breiten, hohlen Cylinder mit vier Füssen eine 7—8″ hohe, 16″ in der Öffnung weite vierhenkelige Vasenschale gestanden hatte [2]). Das Ganze war zerdrückt; die Räder waren vierspeichig, 4½″ hoch und das Gestelle durch gegossene geschwungene Bogen gebildet, die nach vorn und hinten gleichmässig als vier Schwanenhälse, ohne Ausarbeitung aber des Kopfes, zu gleicher Höhe mit den mittleren Bogen aufstiegen.

Bekanntlich sind derartige kleine Bronzewagen an verschiedenen Orten in Mecklenburg, Brandenburg, Steiermark und Siebenbürgen gefunden worden; von allen diesen kommt einer aus dem Szaszvaroser Stuhle in Siebenbürgen, welchen das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet in Wien verwahrt, dem Peccateler am nächsten [3]). Er ist etwas kleiner, 6″ lang, zwischen 4—5″ hoch und ist ein vierräderiges Gefährt, dessen gebogene Längebalken eine kleine halbkugelige Vase tragen, welche mit einem Deckel geschlossen war, den darübergezogene Dräthe oder Schnüre befestigten. Die Längebalken steigen zur halben Höhe der Vase auf und enden in rohen langschnäbligen Vogelköpfen [4]), so wie von der Vase acht derartige Köpfe, je zwei über einander, nach vorne und hinten hervorragen. Die vierspeichigen Räder sind an durchgehenden eisernen Queraxen befestigt.

---

1) Mecklenburg. Jahrb. IX, 371.

2) Vgl. die Abbildung a. a. O.

3) Der Gefälligkeit des Herrn Dr. E. Freih. v. Sacken, Custos des Cabinets, verdanke ich Zeichnung und Beschreibung hiervon.

4) Auf der gabelförmig gespaltenen Deichsel des gut erhaltenen Bronzewagens von Frankfurt a. O. stehen Vögel auf kleinen Stäben. Die Auslegung als ein Wodans-wagen war wenig glücklich, Mecklenburg. Jahrb. XVI, 265.

Dass wir in diesen ehernen Wagen ein italisches Erzeugniss haben, bin ich fest überzeugt; ein im höchsten Grade bedeutsames Beispiel gibt der Strettweger Wagen, den wir im letzten Abschnitt erwähnen müssen. Zur Erklärung werden wohl die Wagenräder und andere Theile wirklicher Wagen wenig nützen, die sich in der Schweiz, in Thüringen und am Rhein in Grabhügeln fanden, da sie von dem Gefährt herrühren mögen, welches die Leiche zur Ruhestätte herbeigebracht hatte, während diesen Miniaturwagen eine symbolische Bedeutung, gleich den winzigen Waffen und Schmucksachen, oder auch eine bestimmt religiöse anhaften muss.

Beschreiben wir nun das Peccateler Kegelgrab weiter. Von dem südlichen Gewölbe zogen sich westlich und östlich zwei gleichlange (6′), breite (4′) und hohe (4′) Bogen gegen N. hin, die unter sich durch einen Damm (von Erde oder Stein) verbunden waren. Im westlichen, der mit Kohlen und Erde gefüllt war, lag fest unter Steinen ein breites dreifaches Lederstück, reich mit Bronzebuckeln beschlagen, das stark an ein mit solchen Buckeln besetztes ledernes „Pferdezeug" erinnert, welches man bei Wulfen in Anhalt 1692 in einem Grabe fand. Dazu gehörte wahrscheinlich ein kleiner viereckiger Erzbeschlag. Unter der östlichen Wölbung fand man dicht in Steinen eine napfartige 5″ hohe braune Urne mit gewöhnlichen Bronzesachen, darunter einen Haft aus zwei Spiralplatten. Nordwärts lag ein Steinhaufe über einer grossen Brandstätte, auf welcher ein paar Handringe, ein gewundener Halsbaug, eine Spiralfibel und ein viereckiger Beschlag sich fanden. Hier und vielleicht auch im westlichen und südlichen Theil scheinen die Todtenreste ohne Gefässe beigesetzt zu sein, wenigstens erwähnt der Fundbericht ihrer nicht.

7. Die Urnen stehen in einer Bohlenkammer. In Skandinavien kommen Hügel der vorigen Art, mit Steingewölben, selten vor, häufig dagegen mit Bohlen- und Dielenkammer [1]). Gewöhnlich war auch der Fussboden gedielt, die Wände wurden mit Rinde bekleidet und getheert, oder gar, wie im Grabhügel der Königinn Thyra Danebot bei Jelling in Jütland, mit Schnitzerei geschmückt und an den freien Stellen mit Wollenteppichen behängt. Da diese Grüfte viel Zeit benöthigten, baute sie mancher bei Lebzeiten für sich.

---

1) Mein altnord. Leben, 490.

Aus Deutschland kennen wir freilich nur einen einzigen Grabhügel, der so gebaut war; er ward 1692 bei Wulfen in Anhalt aufgedeckt [1]). Man stiess 12′ unter der Oberfläche auf eine bedeutende Menge Steine, unter denen eine von W. nach O. gerichtete Grabkammer aus Fichtenbohlen lag. Auf ihrem Fussboden standen in einer Linie vier thönerne Gefässe: zwei grössere Aschenurnen und zwei kleinere leere; die letzteren nach O. und neben ihnen lagen zwei kleine Speerspitzen und ein Schwert von Bronze, sammt jenem oben erwähnten Lederstück mit Erzbuckeln. Der Hügel gehört sichtlich der Blüthezeit des alten Erzgusses an.

b. Beisetzung in einem Steinhügel.

Die aus Gestein aufgeschütteten Urnenhügel sind in der Regel kleiner als die Erdhügel und liegen ebenfalls meist in Gruppen. Eine dünne Rasenschicht überzieht sie. Die nicht häufigen Beigaben sind fast ausnahmslos von Bronze (Taf. III, Fig. 18). Südwestlich von Jels in Nordschleswig zählt man innerhalb einer halben Meile gegen vierzig Hügel aus Feldsteinen, mit wenig Erde gebunden, aber ziemlich stark mit Erde bedeckt; der eine lieferte über 400 Fuder Steine. In geringer Tiefe standen Urnen, in oder bei welchen zuweilen bronzene Waffen sich fanden [2]).

Bei Ülzen sind ganz ähnlich gebaute Hügel, die bis 400 Kubikfuss Steine enthielten. Die Urnen waren theils napfförmig, theils bauchig mit ausgeschweiftem Rande und mit vom Feuer wenig angegriffenen Gebeinen gefüllt. In der einen lagen Stücke einer Eisennadel. Sie standen ohne sichtliche Ordnung. In einem Hügel grub man auch im gewachsenen Boden eine bauchige, oben ausgeschweifte Urne (Taf. III, Fig. 27) aus, neben der ein Aschenkrug und ein leeres tassenartiges Gefäss gestanden hatten.

Bei Sagan in Schlesien, von wo wir schon Steinhügel mit Hünenkammern kennen, liegen auch Urnenhügel von Gestein, bis 10′ hoch, 40′ im Umfang und einer vom andern 15—30 Schritt entfernt. Die Gefässe sind meist Vasentöpfe mit Deckel (Fig. 24); die Beigeschirre haben manchmal Becherform (Fig. 38). Zuweilen finden sich Glasperlen und kleine eherne Sachen [3]).

---

[1]) Klemm, d. Alterthumskunde, 129.
[2]) Schlesw.-holst.-lauenb. Ber. 12, 25.
[3]) Neues Lausitzer Magazin, XXXI, 8.

In Mecklenburg kommen diese Steinkegel, wie Lisch sie nennt, nicht selten vor. Die grösseren sind meist 4—5′ hoch und mit Sand durchschüttet. Die Urnen stehen gewöhnlich in grosser Anzahl darin; einzelne Todtengefässe sind meist auf der Grundfläche beigesetzt. Man findet eherne Ringe, Nadeln, Messer, Keile, Zangen, zuweilen auch ein Schwert [1]).

Den reichsten Inhalt unter seinesgleichen bot ein mächtiger Steinhügel von 60′ Durchmesser und 12—16′ Höhe bei Clatzow unweit Treptow in Brandenburg. Man fand nämlich zwei Aschenurnen von dünnem Bronzebleche darin, zwei einfache Goldringe und viele Erzschlacken. Das eine Bronzegefäss war topfartig; das andere glich zwei in der Nähe gefundenen bedeutend und war wie diese ursprünglich ein Hängekessel mit gravirtem Bügel, der in zwei Ringe greift, welche in Knöpfchen sitzen, die bei dem Clatzower in Schlangen auslaufen, während bei dem Grevikower und Schlönwitzer dieselben geflügelten Köpfen ähneln [2]). Ähnliche und noch schönere Bronzekessel besitzt das Kopenhagener Museum; dieselben sind entschieden von süd-europäischer Arbeit und wurden nach Geschmack und Gelegenheit zur Bergung der Todtenreste benutzt, nachdem sie den Lebenden auf andere Weise gedient. Wir sehen öfters Erz- und Glasgefässe so verwendet.

4. Hügel mit einem Aschensarge.

Obschon ich aus Deutschland kein Beispiel kenne, dass die Asche und die Knochenreste in einem Holzsarge im Hügel beigesetzt sind, will ich diese bei den Jüten in Kent vereinzelt beobachtete Bestattungsart hier nicht übergehen. Unter den fast 800 untersuchten dortigen Hügelgräbern ergaben sieben statt der unverbrannten Leichen, Asche und verbrannte Gebeine in einem hölzernen Sarge [3]).

Die Gefässe in den Gräbern dieses Abschnittes waren meist zur Aufnahme der verbrannten Leichenreste bestimmt und demnach Bein- und Aschenurnen; Asche und Knochen liegen oft in gesonderten Gefässen, oft zusammen in denselben. Die Beigefässe stehen nicht selten in grosser Zahl herum und sind Trankgefässe mit Becheen,

---

[1]) Lisch, Erläuterung z. Frideric.-Francisc. 69. Mecklenburg. Jahrb. XI, 385.
[2]) v. Ledebur, Alterthümer d. Reg.-Bez. Potsdam, 21.
[3]) Inventor. sepulcr. edit. by R. Smith.

ferner Schüsseln, Näpfe und Teller, die theils bei dem Begräbniss selbst gebraucht sein mögen [1]), theils in religiösem Glauben an das Fortleben nach dem Tode beigesetzt wurden, was besonders von den ganz ungebrauchten gelten mag.

Mit einzelnen Ausnahmen sind die Gefässe von Thon. Die Masse ist durchgehends nicht fein: ein gewöhnlicher Lehm, in welchen zur grösseren Haltbarkeit zerstampftes Gestein (Granit, Gneis, Kalk, Glimmerschiefer u. a.) gemengt ist. In Mecklenburg und den angrenzenden Ländern ist der grobe Kern gewöhnlich mit etwas feinerem Thon überzogen. In Holland und Niedersachsen ist der Stoff im ganzen besser, was auch von manchen süddeutschen Geschirren gelten kann; im Allgemeinen ist auch hier, ganz wie in der Schweiz, die Masse ungereinigter Letten mit Steinbröcklein [2]).

Die Gefässe sind gewöhnlich aus freier Hand gefertigt und den Unebenheiten ist durch Schaben und Streichen mit der Hand oder einfachen Werkzeugen nachgeholfen. In Süddeutschland und der Schweiz finden sich daneben aber auch Geschirre, welche über einer Form gearbeitet sind, wodurch die innere Seite glatt und richtig, die äussere unregelmässiger erscheint, und ferner solche die entschieden auf der Drehscheibe mit grosser Gewandtheit, aber aus ungleich behandelter Masse gemacht wurden [3]).

Der Brennofen war während der ganzen Zeit der heidnischen Todtenbestattung in Deutschland unbekannt; die Gefässe sind also am offenen Feuer gewöhnlich nicht scharf gebrannt und sämmtlich ohne Glasur [4]). Sie haben eine röthliche, bräunliche, graue, schwärzliche, gelbe Farbe je nach der Beschaffenheit des Stoffes und der Hitze, der sie ausgesetzt waren. Nicht selten sind sie, im Norden wie im Süden, ganz mit Graphit gefärbt, oder, was man in der Schweiz öfter findet, mit Rothstein überstrichen; in beiden Fällen ist dem Anstrich durch Glätten Glanz gegeben. Zuweilen ist an den

---

1) In brandenburgischen Orten wird noch heute die Schüssel, aus der die Leiche gewaschen ward, in den Sarg gelegt. Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen S. 435, n. 291.

2) Lisch, Mecklenburg. Jahrb. XI, 354. Janssen, Hilvers. Oudh. 85. v. Estorff, Alterthümer von Ülzen zu Taf. XIV—XVI. Keller, Allgemeine Bemerkungen über die Heidengräber in der Schweiz, 78.

3) Keller a. a. O. 79.

4) Die entschieden römischen leicht kenntlichen Arbeiten sind hier natürlich durchaus ausgenommen.

oberen Theilen eine Bemalung mit Dreiecken, Zickzacken, Vierecken, Gittern und ähnlich gestellten Streifen, so wie auch mit Bändern zu bemerken, wozu im nördlichen und mittleren Deutschland schwarz, roth und weiss oder gelb, in der Schweiz schwarz, roth und gelb oder gelb, roth und weiss vorzüglich gewählt sind.

Als Verzierungen kommen ferner eingegrabene Puncte, Striche und runde Linien in mannigfacher einfacher Zeichnung vor; der Winkel, das Dreieck, die Raute, das Zickzack, der Bogen und der Kreis herrschen auch hier. Von erhabenen Verzierungen begegnet höchstens der Rundstab.

Was die Gestalt betrifft, so waltet entschieden die Vase vor, die wir auch in den Beigefässen der brandlosen Grabhügel voran stehen sahen. Wir bemerken, von der einfachen Grundform ausgehend, eine Menge Abarten, die durch die verschiedene Behandlung des Randes und des Bauches entstehen, wie die beigegebenen Zeichnungen nach nord- und süddeutschen Aschenurnen am anschaulichsten belegen können (Taf. III, Fig. 19—32). Im Allgemeinen hat sich die Erfindungskraft im Norden mehr dem Halse, im Süden, besonders der Schweiz, dem Bauche zugewandt. Henkel oder Knötchen kommen an diesen Todtengefässen selten vor, öfter dagegen an Vasen, die als Trankgeschirre beigestellt wurden.

Neben der Vase bemerken wir den Topf (Fig. 33) und den Krug (Fig. 34). An diesen lehnen sich die Gefässe mit Kugelbauch und verlängertem Halse (Fig. 35, 36, 38), unter denen ein lüneburgisches (Fig. 36) schlagend an Hünenformen mahnt. Kleinere und grössere Henkel sind hier oft angebracht, wie auch diese Formen vorzugsweise, wenigstens im Norden, bemalt wurden. Eine hornartige Handhabe erscheint an dem schlesischen Gefäss (Fig. 38). Ganz aus der Kugel mit schmalem Halse ist die Lüneburger Urne (Fig. 37) gebildet.

Die Grösse der Aschenurnen und der Trankbehälter ist sehr verschieden; man hat Maasse von mehreren Fuss und zwei Eimer Inhalt beobachtet.

Unter den Beigefässen erscheint die Schüsselform (Taf. III, Fig. 62, 63) besonders im Süden; sie ist hier durch scharfe und runde Auskehlungen, wie durch Malerei nicht selten geschmückt. Allgemeiner ist der Napf, sowohl einfach gerundet, als vasenförmig und beckenartig. Wir haben darunter Trankgefässe (Fig. 44—50, 64)

und Essgeschirre (Fig. 58—61). In der Schweiz kommen darunter Abarten vor, welche so spitz oder auch so rund unten zulaufen, dass sie nicht von selbst stehen können [1]).

Eigenthümlich ist das aus zwei abgestumpften an einander gesetzten Kegeln gebildete Lüneburger Gefäss (Fig. 43).

Unter den Bechern finden wir ganz einfache cylindrische, dann sich verengende Cylinder, napfartige, vasenartige und nach unten spitze; auch hier zeigt sich der Süden reicher als der Norden (Fig. 51—57). Die Form des Doppelbechers (Fig. 57) kommt dagegen in Norddeutschland, so viel ich weiss, allein vor.

Eine kurze Besprechung verlangen noch die sogenannten Hausurnen, auf welche besonders Lisch seine Aufmerksamkeit richtete [2]). Er wie Müllenhoff [3]) sehen in diesen Urnen, deren Wesentliches in der Seitenöffnung besteht, ein Abbild des altgermanischen Hauses. Die einfachste Art sei die Urne von Burgchemnitz in Thüringen sammt der ganz zustimmeuden von Bornholm; sie ist $12^1/_2$″ hoch, ganz geschlossen und hat an der Seite eine durch einen Deckel schliessbare Öffnung, den ein metallener durch Öhre gehender Drath fest hielt (Fig. 39). Lisch erblickt hier das kuppelförmige Zelt.

Die nächste Form sei die Urne von Klus bei Halberstadt (Fig. 40), welche 12″ hoch, topfartig und mit einem niedrigen gewölbten Deckel geschlossen, die verschliessbare Lucke in ziemlich gleicher Höhe mit der Burgchemnitzer Urne hat. Ein Sprung führt zu der sogenannten bienenkorbartigen von Kiekindemark bei Parchim in Mecklenburg. Sie ist kreisrund, hat einen kuppelartigen Deckel und eine viereckige Öffnung an der Seite, durch deren hervorspringenden Rand ein Riegel für den Luckenversatz ging (Fig. 41). Die jüngste Gestalt soll die bei Aschersleben gefundene Urne sein, worin Müllenhoff die runden kegeldachigen Häuser der Antoninssäule, Lisch aber die heutigen niederdeutschen Behausungen findet. Sie ist viereckig und durch einen Bauchrand in zwei ungleiche Theile geschieden; der obere steigt steil mit starker Verjüngung zu, und zeigt eingeritzte Streifen; im unteren liegt die Öffnung welche ein Schieber mit hervorstehendem Knopfe deckt (Fig. 42). — Diese Urnen sollen also

[1]) Keller, helvet. Heidengräber und Todtenhügel, 24.
[2]) Vgl. namentlich Mecklenburg. Jahrb. XXI, 243 ff.
[3]) Schlesw.-holst.-lauenb. Ber. 14, 2.

Nachbildungen der Wohnungen jenes Volkes der Grabhügel sein, nach Lisch der Germanen, da er die Bronzeperiode für rein germanisch hält. Er zieht auch die Kegelgräber zur Vergleichung namentlich des Kiekindemarker Gefässes herbei und sieht in ihnen gleichfalls die Nachbildungen des Kuppelzeltes. Leider lässt sich, selbst wenn man in diesen Urnen solche Nachahmungen annimmt, das Zelt nicht als älteste nachweisliche Wohnart der Kelten und der Deutschen belegen. Die keltischen runden Häuser aus Brettern und Geflecht, mit kuppelichter Rohrbedeckung und die Thür an der richtigen Stelle [1]), welche Strabo (IV, 4, 3) beschreibt und die Antoninssäule nachbildet, unterscheiden sich doch bedeutend von den Urnen aus Burgchemnitz, Bornholm und Klus, in denen ich höchstens ein Beutelmeisennest nachgeformt sehe. Die Mecklenburger Urne ist eher ein Backofen, und in der Ascherslebener erkennt man eine spielende Abart der Vase mit vorspringendem Bauchrande, welcher das Lüneburger Gefäss (Fig. 29) in einfacher Weise sich sehr nähert. Man beachte namentlich, dass sich der untere Theil abwärts verjüngt. Über dies besteht zwischen diesen sogenannten Hausurnen, namentlich Fig. 39, 40 und der germanischen Wohnung in den Zeiten, welchen sie zugetheilt werden, nicht die mindeste Ähnlichkeit, denn diese war der Wagen oder ein Nachbild des Wagens, wie die älteste deutsche Benennung des Hauses gart [2]), wie Plinius und Strabo [3]) und wie noch heute vorhandene Bauten darthun [4]).

Die Sachen aus Metall in den Brand- und Urnenhügeln sind durchaus dieselben wie in den Grabhügeln. Besonders die ehernen zeigen gute Mischung, geschickten Guss und meist treffliche Form. Wie verträgt sich nun solches mit der rohen Masse und Arbeit der Thongefässe, bei denen die Gestalt allein zu loben war? kann dasselbe Volk schlechte irdene Geschirre und schöne Metallarbeiten gleichzeitig liefern?

---

[1]) Auf einem Marmorfragmente im Louvre in Paris (Musée de sculpture antique et moderne par le C. de Clarci (II, pl. 144) sieht man hinter einem Kämpfer ein gallisches Haus, das dem Dache nahe eine Lucke mit Laden hat, welche durchaus als Fenster, nicht als Thür zu nehmen ist.

[2]) Vedisch *garta* Wagen und Haus.

[3]) Plin. hist. nat. 8, 40. Strabo VII. 1, 3. 2, 4. 3, 17.

[4]) Meine deutschen Frauen im Mittelalter, 327.

Eine entschiedene Bejahung oder Verneinung würde wohl fehlgreifen. Von den Galliern bezeugen Diodor von Sicilien und Plinius [1]) glaubwürdig, dass sie geschickt in Gold, Erz und Eisen arbeiteten: sie machten Hals- und Fingerreife, Helme, Schilde, Harnische, Schwerter mit ehernen und eisernen Griffen, ellenlange eiserne Speerspitzen und verstanden zu vergolden, zu versilbern und mit Zinn zu überziehen. Das keltische Schwert *(noricus ensis, μάχαιρα κελτικὴ)* war berühmt, weil das Eisen der Alpenbergwerke von ausgezeichneter Güte ist. Dagegen war wenigstens bei dem Einfall der Gallier in Italien die Schmiedekunst schlechter als der Stoff verdiente, denn Polybius (II, 32) schildert die Unbrauchbarkeit des gallischen Schwertes im Gefecht; zu Cäsar's Zeit muss sich das gebessert haben, wie sein Schweigen beweist. Können wir hiernach, wozu die Nachrichten von den gallischen und norischen Bergwerken kommen, nicht ableugnen, dass sich diese Völkerschaften auf Metallarbeit verstanden, so werden wir auch zugestehen müssen, dass Vieles in den Grabfunden keltische Arbeit ist. Es fragt sich nur, ob ihre Kunst selbstständig war. Die Behauptung wäre thöricht, dass sie nicht Ringe, Lanzen- und Pfeilspitzen, Messer und einfache Schwertklingen, Keile und Ähnliches selbst hervorgebracht hätten, wie sie in der Mischung und Verbindung der Metalle glücklich waren; aber wo Geschmack und Erfindung der Form noth thut, in allen künstlicheren Geräthen und allen Verzierungen, springt eine solche Verwandtschaft mit den Arbeiten anderer Länder, besonders Italiens in die Augen, dass Einfluss der südlichen Erzarbeit auf den Norden unleugbar erscheint. Ich halte die Etrusker für die Lehrmeister, deren Tüchtigkeit im Erzguss und der Metallarbeit überhaupt ihre grosse Einwirkung in dieser Beziehung auf ganz Italien und selbst auf Griechenland herbeiführte und welche zugleich mit ihren Sachen den ausgedehntesten Handel trieben [2]). So kamen Vorbilder in Menge zu den Kelten, wonach sie arbeiteten und womit sie sich und ihre Wohnungen und Gräber schmückten. Als die Römer ihre Herren wurden, steigerte sich dieser fremde Einfluss natürlich aufs höchste.

---

[1]) Diodor. Sic. V. 27, 30, 33. Plin. h. n. 34, 48. Auch Polyb. 2, 31. Strabo IV, 4. 5. können benützt werden.

[2]) O. Müller, die Etrusker, 2, 250 ff.

Die Deutschen besassen vor ihren grossen Eroberungen weder die Bergwerke noch die Kunst, um sich den Kelten im Schmieden und Giessen vergleichen zu können. Sie kannten und brauchten zwar seit ältester Zeit, wie unsere Sprache bezeugt, die verschiedenen Metalle, aber sie mochten nur das Einfachste daraus fertigen. Die Schmiede würden nicht in so hohem Ansehen gestanden haben, wäre ihre Kunst verbreiteter gewesen; und was macht der Erzmeister Wieland anders als Ringe und Schwerter? — Bei den deutschen Völkern war für die südlichen Erzarbeiten ein vorzüglicher Markt; mehrmals sah man sich in Rom genöthigt, den Handel mit Eisenwaffen zu den Feinden zu verbieten. Dies geschah freilich erst in der Kaiserzeit, aber lange vorher waren die Kaufwege geöffnet und der Bernstein vor allem mochte italische und keltische Sachen von Gold, Erz und Eisen nach dem Norden führen. Dann brachten seit den Kimberzügen Plünderung und Eroberung aus römischen und keltischen Ländern nicht blos eine Menge von Metallsachen, sondern auch Gefangene mit, welche sich auf Guss und Schmieden verstunden und die Deutschen zu gleicher Fertigkeit anlernen konnten [1]). So blieb es über die Gründung des Frankenreiches hinaus. Die Volksrechte (l. Sal. nov. 106. l. Alam. 79, 7. l. Burg. X. XXI, 2) beweisen zur Genüge durch ihre hohen Bussen für den *servus faber*, *aurifex*, *argentarius*, *ferrarius*, *aerarius*, *spatarius*, dass jene Künste selbst bei den Stämmen die mit fremder Cultur in die meiste Berührung kamen, vorzüglich von römischen oder gallischen Knechten gehegt wurden. Freilich erhellt zugleich die hohe Achtung dieser nützlichen, das Leben erweiternden Kunst, die eine Art Schaffens ist: desshalb waren ihr in ältester Zeit bereits alte Gottheiten zu Schutzherren und das kleine Volk der bergbewohnenden, metallbesitzenden Zwerge zu erlauchten Vorbildern gegeben. Am weitesten scheinen die kunstliebenden Wandalen sich in der Metallarbeit entwickelt zu haben, wenigstens stand die Waffenschmiedekunst bei ihnen in hoher Blüthe [2]) und König Geiserich sprach durch die Erhebung eines aus-

[1]) Bekanntlich hat man von der Schweiz bis Skandinavien Reste von Erzgiessereien gefunden, in Formen, halbfertigen und fertigen Sachen sammt Metallklumpen bestehend; allein es sind nur Keile und Speer- oder Pfeilspitzen die man hier sieht.

[2]) Cassiod. Var. V, 1.

gezeichneten Schmiedes in den Grafenstand die Adelserklärung des ganzen Gewerkes aus.

Wir wollen noch kurz den Vorgang bei dem Leichenbrande schildern. Leider kennen wir die deutschen Gebräuche zwischen dem Tode und der Bestattung nicht, während uns aus Skandinavien darüber Berichte vorliegen [1]). Die Leiche ward wahrscheinlich auf einem altherkömmlichen Wege, dem Hel- oder Todtenwege [2]), zu der Brandstätte gebracht: oft geschah dies zu Wagen, gezogen wahrscheinlich von Rindern. Wagenräder und andere Wagentheile finden sich noch in den Gräbern.

Gewöhnlich liegen mehrere Hügel beisammen, wie wir früher angaben; es gab also feststehende Begräbnissplätze.

Der Scheiterhaufen [3]) ward bei ärmeren aus bereitliegendem Holze geschichtet; bei reichern aber wurden, wie auch Tacitus (Germ. 27) erfuhr, gewisse und bestimmte Holzarten dazu genommen, worunter die Eiche nach den vorhandenen Kohlen- und Holzresten voran stand [4]). Wuchs solches Holz nicht in der Nähe, so schaffte man es von weitem heran [5]). Ausserdem legte man schon wegen der leichteren Entzündung kleine Zweige und Dornicht herum, wie dieses auch beim römischen rogus geschah. Von einer köstlichen Ausschmückung des deutschen Scheiterhaufens in römischer Art durch Stoffbehänge und Wohlgerüche vernahm Tacitus nichts. Bei wachsendem Reichthum der Deutschen aber wurden Gewebe und Waffen [6]) um die Leiche aufgehängt und den Flammen mit übergeben; von wohlriechenden Harzen hat man halbverbrannte Stücke bei den

---

[1]) Mein altnord. Leben, 474. — Heute wird noch in vielen deutschen Gegenden der Tod des Hausvaters allen lebenden Wesen und leblosen Dingen (namentlich den Obstbäumen) förmlich angezeigt und alles Hausgeräth von seiner Stelle bewegt oder wenigstens gerüttelt.

[2]) Mythol. 761. — In Tirol herrscht noch der Glaube, man müsse die Leiche auf dem Todtenwege, nicht über andre Steige tragen, solle da kein Unglück geschehen. Zingerle, Sitten und Meinungen des Tiroler Volkes, n. 206.

[3]) Die Namen desselben hat J. Grimm in seiner oft erwähnten Abhandlung gesammelt: ahd. *eit, saccari (piga, fin, hûfo) fiuristat*; ags. *âd, bæl*; altn. *bâl, hlaðr, köstr*.

[4]) Der Eichenbaum ward schon in der Zeit der Hünengräber zum Leichenbrande vorzüglich gern genommen.

[5]) Hêht þät hie bælvudu feorran fêredon Beov. 6219.

[6]) Brynh. qu. 2, 61. Beov. 2207, 6268. Ich zweifle nicht, dass wenigstens die letzteren Stellen für die deutschen Stämme gebraucht werden dürfen.

Todtenresten gefunden. Die Pracht der Leichenbegängnisse reicher Gallier erwähnt bereits Cäsar (b. Gall. 6, 19).

Der Todte ward rein gewaschen, Haare und Bart gekämmt und geschnitten [1]), in seinen Kleidern und bei Vermögen mit Schmuck und Waffen auf den Brandstoss gelegt; die von Feuer zerstörten Metallsachen bezeugen solches. Dem Manne folgte in alter Zeit die Gattinn entweder freiwillig oder durch die Sitte genöthigt bei Germanen und wahrscheinlich auch bei Kelten in den Tod; ebenso musste ein Lieblingsknecht, eine theure Magd oder eine ganze Dienerschaft mit dem Gebieter sterben und zu Asche werden. Wir haben dafür Zeugnisse in altgermanischen Liedern und durch mehrere Hügelgräber, welche wir beschrieben. Zuweilen wurden die Knechte auch unverbrannt mitbegraben. Ebenso bestätigen die Ausgrabungen Tacitus Meldung, dass mit dem Reiter sein Ross getödtet ward. Auch andere Lieblingsthiere wurden dem Verstorbenen mit in das Grab gegeben. An Siegfried's und Brunhild's Scheiterhaufen hingen zu Häupten zwei Habichte, die Beizvögel; in thüringischen Grabhügeln fand man bei Frauen- und Kinderleichen Singvögelknochen. Auch den Galliern folgte Alles was ihnen im Leben nahe gestanden, in das Grab [2]).

Der Scheiterhaufen lag nicht immer an derselben Stelle, wo sich der Hügel erhob, wie auch bei den Römern die ustrina von der Stelle des monumentum zuweilen gesondert war. Unter welchen Feierlichkeiten die Verbrennung geschah, wissen wir leider nicht; vielleicht ward auch in Deutschland der Brandstoss mit Spruch und Berührung eines heiligen Geräthes geweiht. Dürfen wir aus einer Stelle Prokop's (b. goth. 2, 14) von den Herulern auf die anderen Deutschen schliessen, so steckte der nächste Verwandte das Holz in Brand. Wir wissen auch aus Skandinavien, wie derselbe die eigentliche Todtenbesorgung zur Pflicht hatte.

Nach dem Brande wurden die Todtenreste entweder auf dem Platze liegen gelassen und die Erde darüber geschüttet, oder in

---

1) Kämme und Rasiermesser (von Bronze) finden sich bei verbrannten und unverbrannten Leichen und wurden noch in jüngster Zeit hier und da den Todten in den Sarg gelegt, damit sie ihr Haar in Ordnung halten könnten. — Bei der auch in Deutschland herrschenden Meinung von der weiten Wanderung der Verstorbenen dürfen wir annehmen, dass ihnen neue und derbe Schuhe auch zur Zeit der Hügelbestattung mitgegeben wurden. Belege dafür haben wir freilich erst aus flachen Gräbern, wo mehr davon zu sagen sein wird.

2) Cäs. b. gall. 6, 19. Pomp. Mela III, 2, 3.

Behälter gesammelt; davon so wie von den verschiedenen Bauweisen des Hügels handelten wir ausführlich. Bei Reichen kamen nun neue Beigaben [1]) zu den früheren halb oder ganz verbrannten. Es sind die früher schon geschilderten; ausserdem sei noch der kleinen modellartigen Schmucksachen, Waffen und anderer Erzgeräthe gedacht, deren eigentliche Bedeutung wir eben so wenig genau bestimmen können, als der Donnerkeile, Schneckenhäuser, Thonkugeln, dreieckigen und runden Steine, der im Dreieck oder in andern Figuren gelegten Steinchen und ähnlicher Dinge welche bei den Todtenresten zuweilen liegen. Das Schwert des Todten ward hier und da zerbrochen, die Spitze von dem Schafte gewaltsam getrennt; doch ist dies kein durchgehender Gebrauch; die Bedeutung liegt vor Augen.

Während der Hügel aufgeschüttet ward und nach seiner Vollendung fanden ebenso wie vor oder bei dem Leichenbrande Opfer von Feld- und Baumfrüchten und von Thieren Statt. Man hat in Thüringen angebrannte Gerste, in der Schweiz halbverbrannte Eicheln, an vielen Orten Knochen von Rindern, Ebern, Schweinen und andern Thieren in den Grabhügeln gefunden. Wir gedachten ferner besonderer Opferhügel, in denen sich nur Brandplätze finden. Noch Karlmann musste die Opfer auf den Grabhügeln streng verfolgen [2]). Dazu wurden Sprüche und Lieder gesagt und gesungen von dem Leben des abgeschiedenen und voll Beziehung auf die Trauer der Überlebenden. Die zu Liftines verbotenen *dâdsisas* (Todtenklagen) die als Sacrilegium super defunctos bezeichnet sind, bezeugen dies gleich den Gesängen welche die zwölf Edelinge sangen, als sie um den Hügel des Heldenkönigs Beovulf ritten.

Der Leichenschmaus der heute noch im Volke sich allenthalben findet, wird auch in alter heidnischer Zeit die Feierlichkeit beschlossen haben, wo nicht eine Art Nachfeier stattfand, auf welche wir im Verlaufe der Darstellung zu deuten Gelegenheit fanden.

---

[1]) Bei wirklichen Kostbarkeiten wirkte der Glaube mit, dass Alles dem Todten mitgegebene ihm in seinem neuen Aufenthaltsorte zu Gute komme.

[2]) Karlomanni capit. a. 742. c. 5. Decrevimus ut unusquisque episcopus in sua parochia sollicitudinem adhibeat adjuvante gravione — ut populus dei paganias non faciat, sed ut omnes spurcitias gentilitatis abiciat et respuat, sive sacrificia mortuorum (Pertz leg. 1, 17). In den Bestimmungen der Liftin'schen Versammlung von 743, die mit dem Capitulare von 742 eng zusammenhängen, finden wir daher nach dem Gesetztitel de sacrilegio ad sepulchra mortuorum; sacrilegium steht gleich sacrificium.

Weinhold

Taf. I.



7.



0.



1.





2.



6.

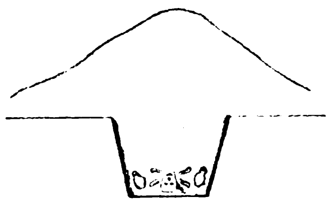


7.





12 a.



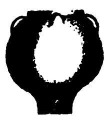
12 b.



14.



15.



16.



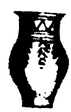
17.



18.



19.



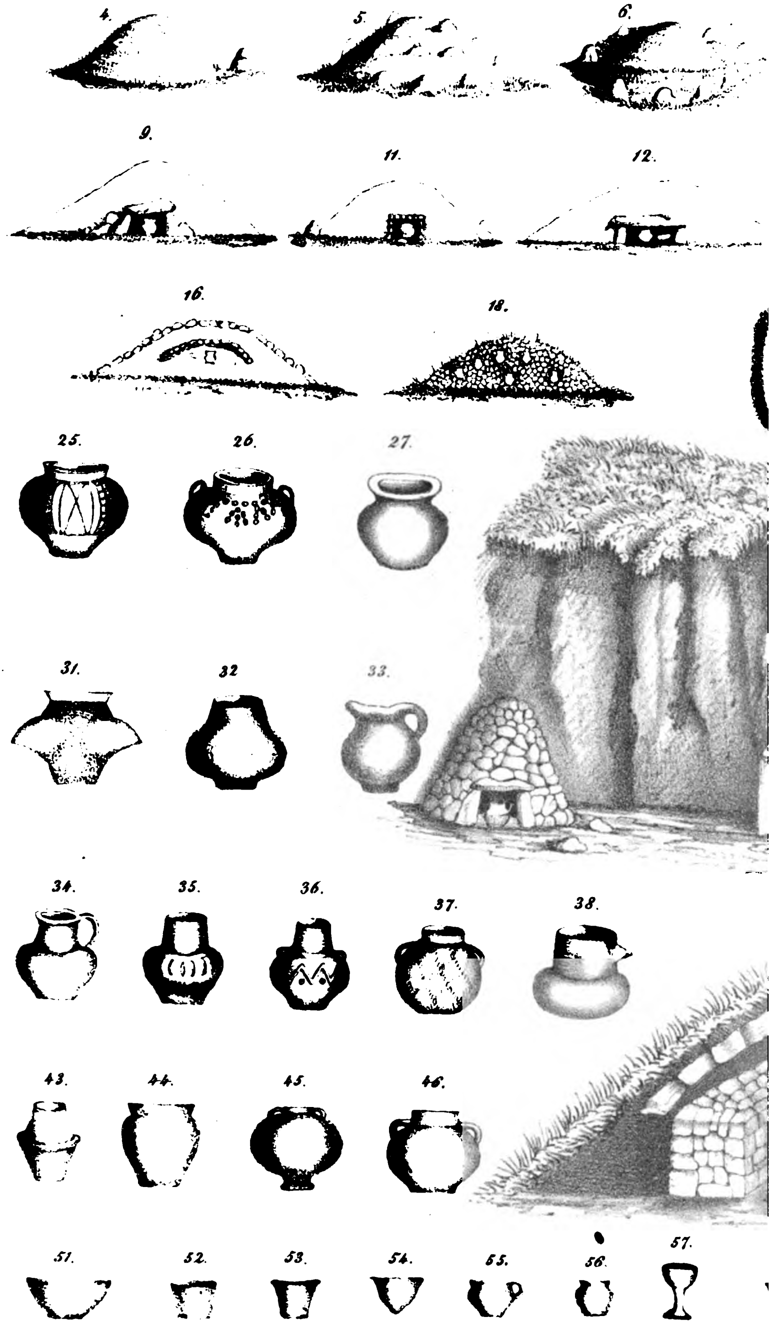
26.



27.






4.
5.
6.
9.
11.
12.
16.
18.
25.
26.
27.
31.
32
33.
34.
35.
36.
37.
38.
43.
44.
45.
46.
51.
52.
53.
54.
55.
56.
57.

Beiträge zur Kritik und Exegese der taurischen Iphigenia des Euripides.

Von Johann Kvíčala.

(Vorgelegt in der Sitzung vom 10. December 1858.)

V. 1 ff.

Πέλοψ ὁ Ταντάλειος εἰς Πῖσαν μολὼν
θοαῖσιν ἵπποις Οἰνομάου γαμεῖ κόρην,
ἐξ ἧς Ἀτρεὺς ἔβλαστεν· Ἀτρέως δὲ παῖς
Μενέλαος Ἀγαμέμνων τε· τοῦδ' ἔφυν ἐγώ κ. τ. λ.

Schäfer war der erste, der die Vulgata *τοῦδ'* in *τοῦ δ'* verwandelte, weil er das Asyndeton für unpassend hielt und die Genealogie durch *δέ* fortgeführt wissen wollte. Vergleicht man aber ähnliche Stellen in den Prologen des Euripides, so sieht man sich mindestens nicht gezwungen, ihm beizustimmen. So heisst es Iph. Aul. 49 ff.

ἐγένοντο Λήδᾳ Θεστιάδι τρεῖς παρθένοι,
Φοίβη Κλυταιμνήστρα τ', ἐμὴ ξυνάορος,
Ἑλένη τε· ταύτης οἱ τὰ πρῶτ' ὠλβισμένοι
μνηστῆρες ἦλθον κ. τ. λ.

Vgl. Or. 11 *οὗτος φυτεύει Πέλοπα.* Auch in Herc. fur. 7 f. *ἔνθεν ἐξέφυ Κρέων Μενοικέως παῖς* wird *ἔνθεν* demonstrativ aufzufassen sein. — Es können solche Aufzählungen des Stammbaums entweder vermittelst des anreihenden *δέ* oder des enger anknüpfenden Relativs fortgeführt werden. Weil aber die wiederholte ausschliessliche Anwendung des einen oder andern eine unerträgliche Monotonie bewirken würde, wechselt Eurip. zwischen *δέ* und dem Relativum ab und um in diese Aufzählung noch mehr Mannigfaltigkeit zu bringen, bedient er sich dann und wann auch des Asyndeton, und dies besonders dann, wenn von mehreren genannten Personen es doch eigentlich nur die letzte ist, auf deren Erwähnung es ankommt, wenn nach Aufzählung der Ahnen die Person erwähnt wird, die im Drama selbst handelnd auftritt. An unserer Stelle ist nun die

Erwähnung des Urgrossvaters, Grossvaters und Vaters nur eine vorbereitende Einleitung und darum das Asyndeton ganz angemessen. — Auch in der der unsern ganz analogen Stelle El. 19 ff., wo die Codd. *ἡ δ' ἐν δόμοις ἔμεινεν Ἠλέκτρα πατρός· ταύτην . . μνηστῆρες ᾔτουν* bieten, ist nicht mit Seidler zu ändern *ἣ δ'. . . πατρός, ταύτην κ. τ. λ.* Denn da der Landmann auf Elektra, eine Hauptperson des Stückes, zu sprechen kommt, so passt hier das Asyndeton vortrefflich, weil durch dasselbe das Vorangehende als Einleitung von dem Folgenden, als der Hauptsache, scharf geschieden wird. Überdies wird durch Seidler's Änderung die Kraft des Gegensatzes die in *τὸν μὲν . . ἐκκλέπτει Ὀρέστην* (V. 16, 17) und *ἡ δ' ἐν δόμοις ἔμεινεν Ἠλέκτρα* ganz verwischt. Denn es erscheint dann *ἣ δ' ἐν δόμοις ἔμεινεν Ἠ. π.* als ein beiläufig erwähnter Nebenumstand und den Worten *τὸν μὲν . . ἐκκλέπτει . . Ὀρέστην* würde als zweites Glied entsprechen *ταύτην μνηστῆρες ᾔτουν*, was unpassend wäre. Nach der hdschr. Lesart aber haben wir einen strengen Gegensatz: „Von den Kindern, die Ag. zurückliess, nämlich Orestes und Elektra, gab der alte Erzieher den Orestes dem Strophios zur Pflege in ein fremdes Land, die Elektra blieb im Vaterhause." Vgl. noch die Bemerkung zu V. 50.

V. 10 ff.

ἐνταῦθα γὰρ δὴ χιλίων ναῶν στόλον
Ἑλληνικῶν συνήγαγ' Ἀγαμέμνων ἄναξ
τὸν καλλίνικον στέφανον Ἰλίου θέλων
λαβεῖν τ' Ἀχαιοὺς τούς θ' ὑβρισθέντας γάμους
Ἑλένης μετελθεῖν Μενέλεῳ χάριν φέρων.

Ἑλένης B, *ἑλένῃ* C. — Mit Recht schreibt Hermann *Ἑλένης* und erinnert gegen *Ἑλένῃ* (welches Matthiä als Dativ der interessirten Person auffasst), dass das *μετελθεῖν τοὺς ὑβρισθέντας γάμους* der Helena, die freiwillig mit dem Paris geflohen sei, nicht angenehm war. Es wäre auch in der That sonderbar, wenn es hiesse: „im Interesse der Helena sollte Rache genommen werden für die Verletzung der *γάμοι*", sonderbar wegen des unmittelbar vorangehenden *ὑβρισθέντας γάμους*, die ebenso von Helena wie von Paris verletzt worden waren. Ferner muss man bedenken, dass Iph., die von Erbitterung und Verachtung gegen die Helena erfüllt ist (vgl. 346 ff. 513), schwerlich so etwas über die Lippen gebracht hätte,

da ja auf diese Weise Helena ziemlich schuldlos erscheinen würde, wenn ihr wirklich mit der Unternehmung des Zuges etwas Liebes erwiesen worden wäre. — Der Infinitiv *μετελθεῖν* kann auf doppelte Weise gefasst werden, je nachdem man nämlich als logisches Subject dazu *'Αχαιούς* oder Agam. nimmt. Für die letztere Auffassung spricht der dadurch entstehende Gegensatz: Agam. versammelte die Seemacht einerseits, damit das Heer durch Eroberung Troja's sich Ruhm erwürbe, andererseits um aus Gefälligkeit gegen Menelaos, aus specieller Rücksicht für seinen Bruder Rache an Paris zu nehmen. Das erste ist ein öffentlicher, das zweite ein Privatzweck. Gegensatz von *στέφανον λαβεῖν* bilden die Worte *γάμους μετελθεῖν*, Gegensatz von *'Αχαιούς* die Worte *Μενέλεῳ χάριν φέρων*, so dass eigentlich folgende Beziehung in den Worten liegt: *θέλων 'Αχαιοὺς τὸν στέφανον λαβεῖν ('Αχαιοῖς χάριν φέρων) τούς θ' ὑβρισθέντας γάμους μετελθεῖν, Μενέλεῳ χάριν φέρων.* Nach dieser Auffassung steht der Lesart *'Ελένῃ* noch ein neues Bedenken entgegen. Es würde nämlich dann gesagt sein, dass das *μετελθεῖν γάμους* von Seiten des Agam. im Interesse sowohl der Helena als des Menelaos stattfand, was in Ermangelung einer Verbindungspartikel unbeholfen ausgedrückt wäre. Man würde doch erwarten etwa *'Ελένῃ Μενέλεῴ τε χάριν φέρων*, oder etwas Ähnliches.

Eben so unzulässig ist auch Markland's Vermuthung *'Ελένην*, wenn man auch diese Construction durch solche Stellen wie Or. 423 *ὡς ταχὺ μετῆλθόν σ' αἷμα μητέρος θεαί* rechtfertigen kann. Denn Menelaos wollte nur wieder in den Besitz der Helena gelangen und dachte nicht an eine Bestrafung derselben. Um so weniger kann so etwas von Agamemnon ausgesagt werden. — In *μετελθεῖν* liegt übrigens neben dem Begriff der Rache zugleich auch der Begriff „kommen, um eine entrissene Sache wieder zu erlangen"; und dieser ist der ursprüngliche. Auch hier ist dieser in den Worten mit enthalten. Agam. will die *γάμους 'Ελένης* dem Paris entreissen und selbe dem Menelaos zurückstellen, was freilich auch zugleich ein Act der Rache an Paris ist.

V. 15. — Die handschriftliche Überlieferung *δεινῆς τ' ἀπλοίας πνευμάτων τ' οὐ τυγχάνων* lässt sich, wie von den Herausgebern allgemein anerkannt worden ist, auf keine Weise vertheidigen. Es scheint am räthlichsten, mit Seidler beidemal das *τ'* in *δ'* zu ändern. Ferner

ist es das Beste, *δεινῆς ἀπλοίας* als temporellen Genitiv aufzufassen. Denn wenn man diesen Genitiv von einem aus dem *οὐ τυγχάνων* zu ergänzenden *τυγχάνων* abhängen lässt, so hat man an *δεινῆς ἀπλοίας τυγχάνων* und *πνευμάτων οὐ τυγχάνων* eine ziemlich lästige Tautologie. Diese ist nicht vorhanden, wenn man *δεινῆς ἀπλοίας* in temporeller Bedeutung auf das Eintreten der ungünstigen Zeit bezieht, *πνευμάτων οὐ τυγχάνων* aber auf das Andauern der ungünstigen, auf das fortwährende Ausbleiben der günstigen Winde: als eine *ἄπλοια* eintrat und sich dann noch immer kein günstiger Wind zeigen wollte. Agam. schritt nicht gleich, als die *δεινὴ ἄπλοια* eintrat, zum Opfer, sondern erst als sich zeigte, dass dieselbe keine vorübergehende, sondern eine anhaltende sei. — *Πνευμάτων* ist hier nicht überhaupt von Winden, sondern von günstigen Winden zu verstehen. Wenigstens treffen wir die Vorstellung, dass die Flotte in Aulis durch widrige Winde und nicht durch Windstille aufgehalten wurde, ausdrücklich ausgesprochen Iph. Aul. 1323 ff. *μηδ' (ὤφελεν) ἀνταίαν Εὐρίπῳ πνεῦσαι πομπὰν Ζεύς*, und ebenso bestimmt Aesch. Ag. 175 ff. *πνοαί δ' ἀπὸ Στρυμόνος μολοῦσαι κακόσχολοι, νήστιδες, δύσορμοι, βροτῶν ἄλαι, νεῶν τε καὶ πεισμάτων ἀφειδεῖς, παλιμμήκη χρόνον τιθεῖσαι τρίβῳ κατέξαινον ἄνθος Ἄργους.* Desshalb ist das von Hermann vorgeschlagene *ἀπνοίας* unzulässig.

V. 38 ff.

θείου γὰρ ὄντος τοῦ νόμου καὶ πρὶν πόλει,
ὃς ἂν κατέλθῃ τήνδε γῆν Ἕλλην ἀνήρ,
κατάρχομαι μέν, σφάγια δ' ἄλλοισιν μέλει κ. τ. λ.

Der Cod. B hat statt *θύω γάρ*, das sich in den anderen Handschriften findet, die merkwürdige Lesart *θῦ*, wobei das *υ* von der ersten Hand in *ει* verwandelt ist. Darnach nahm Kirchhoff *θείου γάρ* in den Text auf. Aber dies kann Iph., die entschieden die göttliche Einsetzung dieser Opfer leugnet, durchaus nicht sagen und hier um so weniger, nachdem sie so eben an dem ganzen Cultus nur den Namen für schön erklärt hatte. Auch *θύω* ist schwerlich die richtige Lesart; denn warum hätte diese so verständliche Ausdrucksweise von den Abschreibern zu *θείου* verwandelt werden sollen? Ich vermuthe, dass Eur. *θύειν* geschrieben habe, so dass der Sinn wäre: Da auch schon früher in der Stadt das Gesetz be-

stand, jeglichen Hellenen zu opfern, der in dies Land kommt, so bin ich es jetzt, die die Hellenen zum Opfer weiht u. s. w. — Wie aus *θύειν* die Lesart *θύω* wurde, ist leicht ersichtlich. Der Abschreiber sah nicht, dass erst *κατάρχομαι* das Verbum finitum sei, und weil er nun ein solches vermisste, so schien ihm nichts natürlicher, als den Infinitiv in den Indicativ zu verwandeln.

V. 50 ff.

μόνος δ' ἐλείφθη στῦλος, ὡς ἔδοξέ μοι,
δόμων πατρῴων, ἐκ δ' ἐπικράνων κόμας
ξανθὰς καθεῖναι, φθέγμα δ' ἀνθρώπου λαβεῖν.

Ἐλήφθη στύλος B, *ἐλείφθη* C. Porson conjicirte *μόνος λελεῖφθαι στῦλος εἶς ἔδοξέ μοι,* wogegen Matthiä geltend zu machen sucht, dass die Auslassung der Copula hier kaum erträglich sei. Aber dies ist gewiss kein stichhältiger Gegengrund; denn gerade so heisst es bei Aesch. Pers. 183 ff. (ebenfalls bei der Erzählung eines Traumes): *ἐδοξάτην μοι δύο γυναῖκ' εὐείμονε . . εἰς ὄψιν μολεῖν . . . . τούτω στάσιν τιν', ὡς ἐγὼ 'δόκουν ὁρᾶν, τεύχειν ἐν ἀλλήλαισι.* Ja man kann geradezu behaupten, dass das Asyndeton an unserer Stelle nicht nur nicht anstössig, sondern im Gegentheil sehr bezeichnend sei. Wir können nämlich bei der ganzen Traumerzählung zwei Theile unterscheiden, von denen der erste V. 44—49, der zweite 50—55 umfasst. Auch schon äusserlich lassen sich dieselben wegen der Wiederholung des *ἔδοξέ μοι* leicht unterscheiden. Der erste Theil nun ist gleichsam eine Vorbereitung auf den zweiten, und dieser letztere ist es, der den eigentlichen Kern des Traumes bildet, auf welchen Iph. bei der Deutung einzig und allein Rücksicht nimmt. Es ist aber doch wohl sehr angemessen, dass dieser Haupttheil durch das Asyndeton so nachdrücklich hervorgehoben und als bedeutungsvoll hingestellt werde. Gerade so ist es in der äschyleischen Stelle. Auch hier werden die Zuhörer auf den eigentlichen Kern des Traumes erst vorbereitet und diese Vorbereitung wird durch lauter unter einander verbundene Glieder fortgeführt. Mit den Worten *τούτω στάσιν τιν'* hebt nun aber der wichtigere Theil der Erzählung an, dessen Glieder ebenfalls wieder durch ein mehrmal wiederholtes *δέ* und *καί* verbunden sind. Eine sehr passende Analogie bietet auch die oben besprochene Stelle (zu V. 4). —

Porson's Conjectur [1]) empfiehlt sich auch durch die unbedeutende Veränderung der Buchstaben. Es ist mir wahrscheinlich, dass *δ'ἐλείφθη* nicht als Schreibfehler, sondern als geflissentliche Änderung des ursprünglichen *λελεῖφθαι* anzusehen ist. Diese Vermuthung wird dadurch bestätigt, dass auch im V. 52 die Handschriften *χαθεῖμαι* (statt des von Brodäus hergestellten *χαθεῖναι*) und V. 54 *ὕδραινον* haben, wo jedenfalls *ὑδραίνειν* geschrieben werden muss. Der Fälscher war offenbar bemüht, die Construction verständlicher zu machen und dabei doch das Metrum nicht zu stören. Dies ging bei *λελεῖφθαι* ganz gut an; eben so leicht schien ihm die Änderung von *ὑδραίνειν* zu *ὕδραινον;* aber dabei übersah er (oder wusste er nicht), dass wegen des Augments die erste Sylbe lang sei.

Matthiä vertheidigt die Vulgata *δ' ἐλείφθη*, indem er auf Erfurdt zu Soph. Ant. 736, Heindorf zu Plat. Soph. p. 436, Blomfield zu Aesch. Pers. 194 verweist. In seiner Grammatik (§. 538, 2) führt er überdies Herod. IV, 5, 95, VII, 229; Soph. Trach. 1238; Xen. An. VI, 4, 18 an. Aber alle diese Stellen sind von der Vulgata unserer Stelle verschieden und bieten eben so viele Belege für die Lesart *μόνος λελεῖφθαι στῦλος, ὡς ἔδοξέ μοι*. Wir heben beispielsweise Herod. IV, 5 hervor. Von der deutschen Ausdrucksweise ausgehend würden wir erwarten: *ὡς δὲ Σκύθαι λέγουσι, νεώτατόν ἐστιν ἁπάντων ἐθνέων τὸ αὐτῶν ἔθνος*, weil wir im Deutschen eine Parenthese anwenden. Im Griechischen schwankt aber das *ὡς λέγουσι* zwischen der Natur einer Parenthese und der eines regierenden Hauptsatzes; wir haben da eine Verwickelung zweier Constructionen, die vollständig etwa so aufzulösen wäre: *ὡς δὲ Σκύθαι λέγουσι* (*λέγουσι δέ, νεώτατον ἁπ. ἐ. εἶναι τὸ σφέτερον*) *νεώτατόν ἐστι ἁπάντων ἐθνέων τὸ αὐτῶν ἔθνος*. — Die Vulgata ist aber desshalb so hart, weil die Worte *ὡς ἔδοξέ μοι* zunächst als reine Parenthese in den Hauptsatz *μόνος δ' ἐλείφθη — πατρῴων* ohne Einfluss auf die Construction eingeschoben sein, aber gleich darauf als regierender Satz von *χαθεῖναι* u. s. w. angesehen werden sollen. Es ist schon *μόνος λελεῖφθαι στῦλος, ὡς ἔδοξέ μοι* für eine Mischung zweier Constructionen zu halten; die handschriftliche Lesart aber würde gleichsam eine potenzirte Mischung sein.

---

[1]) Das *ὡς* ist aber durchaus nicht in *εἱς* zu verwandeln; es findet sich zuweilen das einfache *μόνος* in der Bedeutung von *εἷς μόνος*, z. B. Il. *ω*, 453; *ι*, 482. Und so ist auch an unserer Stelle *μόνος στῦλος* = *εἷς στῦλος μόνος*.

V. 62 ff.

νῦν οὖν ἀδελφῷ βούλομαι δοῦναι χοὰς
παροῦσ' ἀπόντι.

So conjicirte Canter statt des handschr. παροῦσα παντί; es gibt aber diese Conjectur keinen befriedigenden Sinn, wenn man παρεῖναι und ἀπεῖναι in der gewöhnlichen Bedeutung nimmt. Nun könnte man wohl ἀπεῖναι für „todt sein" nehmen, wie Hec. 311 f. οὔκουν τόδ' αἰσχρόν, εἰ βλέποντι μὲν φίλῳ χρώμεσθ', ἐπεὶ δ' ἄπεστι, μὴ χρώμεσθ' ἔτι. Liesse sich im Gegensatze dazu παρεῖναι in der Bedeutung „leben" nachweisen, dann hätte die Stelle allerdings einen befriedigenden Sinn; aber für παρεῖναι lässt sich eben jene Bedeutung nicht annehmen. — Ich glaube, dass mit einer ganz unbedeutenden Änderung zu lesen sei ποροῦσ' ἀπόντι. Dass auf diese Weise der Begriff des Gebens doppelt ausgedrückt ist (durch δοῦναι und ποροῦσα), darf nicht auffallen. Mit Recht würde dieser Begriff hervorgehoben, weil es ja etwas Ungewöhnliches ist, einem so weit entfernten Todten Grabesspenden darzubringen; man pflegte ja diese auf das Grab selbst auszugiesseu.

V. 67 ff.

ΟΡ. ὅρα, φυλάσσου μή τις ἐν στίβῳ βροτῶν.
ΠΥ. ὁρῶ, σκοποῦμαι δ' ὄμμα πανταχοῦ στρέφων.
ΟΡ. Πυλάδη, δοκεῖ σοι μέλαθρα ταῦτ' εἶναι θεᾶς,
ἔνθ' Ἀργόθεν ναῦν ποντίαν ἐστείλαμεν;

Wegen der Vers 69, 70 vorkommenden Störung der Stichomythie sind die verschiedensten Änderungen versucht worden. Hermann wollte zuerst (in der Recension von Seidler's Ausgabe) den V. 71 vor V. 70 gestellt, den V. 70 dem Orestes, V. 72 dem Pylades u. s. w. gegeben wissen, so dass Orestes schliesslich seine längere Rede mit den Worten ὦ Φοῖβε begänne, während der vorangehende Vers dem Pylades zufiele. In seiner Ausgabe aber vertheilte er die Verse so:

ΟΡ. ὅρα, φυλάσσου μή τις ἐν στίβῳ βροτῶν.
ΠΥ. ὁρῶ, σκοποῦμαι δ' ὄμμα πανταχοῦ στρέφων.
ΟΡ. Πυλάδη, δοκεῖ σοι μέλαθρα ταῦτ' εἶναι θεᾶς,
ἔνθ' Ἀργόθεν ναῦν ποντίαν ἐστείλαμεν;
ΠΥ. ἔμοιγ', Ὀρέστα· σοὶ δὲ συνδοκεῖν χρεών.
ἀλλ' ἐγκυκλοῦντ' ὀφθαλμὸν εὖ σκοπεῖν χρεών.
ΟΡ. καὶ βωμός κ. τ. λ.

Abgesehen von der Kühnheit dieser Versetzung steht dieser Änderung ein grosses Bedenken entgegen. Die Worte *ἀλλ' ἐγκυκλοῦντ' ὀφθαλμόν εὖ σκοπεῖν χρεών* können bei ungezwungener Deutung nur als eine Mahnung, Acht zu geben, ob sich nicht eine Gefahr nahe, angesehen werden. Dann passen die Worte aber nicht für Pylades, weil dieser so die Rolle des Orestes übernehmen und dieselbe Aufforderung, die Orestes mit den Worten *ὅρα, φυλάσσου* an ihn richtet, jetzt an Orestes ergehen lassen möchte. Orestes ist aber hier überall der Fragende, der Mahnende, Pylades der Antwortende, der der Mahnung Nachkommende. — Hermann fasst darum auch jene Worte anders; er übersetzt „sed vestigandum est accurate“ und fügt zur Erklärung hinzu: „Scilicet quin templum sit illud quod quaerant, ne Orestem quidem dubitare posse ait: sed ob id ipsum, quia sit illud templum, spectanda circum esse omnia, quo et inveniant simulacrum deae et eo, si possint, potiti aufugiant“. Aber dies gehört noch nicht hieher und Hermann anticipirt damit etwas, was Orestes erst V. 95 ff. ausspricht, nachdem er den Zweck seiner Ankunft aus einander gesetzt hat. Konnten die Zuhörer diese Absicht bei den Fremdlingen schon bei den Worten *ἀλλ' ἐγκυκλοῦντ'* voraussetzen? Gewiss nicht; denn sie wurden erst durch die Erzählung des Orestes (77 ff.) von ihrem Vorhaben unterrichtet. Wenn nun aber die Zuhörer jene Worte nicht so fassen konnten, so dürfen auch wir nicht diesen Sinn in die Stelle hineintragen.

Hand wollte die äussere Symmetrie auf eine andere Weise herstellen. Er lässt nämlich den Orestes die beiden Verse 74, 75 sprechen (welche dann den Versen 69. 70 entsprechen), worauf Pylades antwortet: *ἀλλ' ἐγκυκλοῦντ' ὀφθαλμὸν εὖ σκοπεῖν χρεών.* Wir werden, wie gleich gezeigt werden wird, auch dieser Änderung entrathen können. — Andere wollten die Störung der Stichomythie dadurch beheben, dass sie V. 70 für unecht erklärten; so Badham und nach dessen Vorgange Nauck.

Aber bei genauerer Betrachtung ergibt sich, dass in der handschriftlichen Überlieferung die Stichomythie nur äusserlich gestört erscheine. — Die Verse 67 und 68 werden nämlich von Orestes und Pylades gesprochen, während sie aus dem Hintergrunde hervorkommen und auf die Bühne vor den Tempel zu gehen im Begriffe sind. Ehe sie weiter hervortreten, müssen sie sich überzeugen, ob Niemand vor dem Tempel oder in der Nähe desselben stehe. Darum

ermahnt Or. seinen Freund ὅρα, φυλάσσου κ. τ. λ. Pylades erwiedert, er thue dies. Da sich nun Niemand blicken lässt, so treten sie vor den Tempel und hier beginnt das weitere Zwiegespräch, beginnt die eigentliche Stichomythie. Nach den Versen 67, 68 erfolgt eine Pause, während welcher Or. und Pyl. auf die Bühne behutsam hervortreten; und man kann also von einer Störung der Stichomythie hier nicht sprechen, da dieselbe erst mit Vers 69 eingeleitet wird.

Der Vers 70 ist durch das so eben Gesagte gerechtfertigt; er ist aber ferner auch, wir wollen nicht sagen nothwendig, aber doch sehr passend angebracht. Es musste dem Dichter daran liegen, den Zuschauern, bevor sie durch die Rede des Orestes vollständig über den Zweck der Ankunft unterrichtet wurden, doch vorläufig einige Aufklärung über die beiden Fremdlinge zu geben. Dies geschieht zunächst, indem sie die Namen beider aus ihrem Zwiegespräche erfahren. Würde nun der Vers 70 fehlen, dann hätte es doch den Zuschauern seltsam erscheinen müssen, dass die beiden Fremdlinge, die doch von den grausamen, in diesem Tempel stattfindenden Menschenopfern so genau wussten und deren Betragen alle Spuren der Ängstlichkeit zeigte, nicht eiligst aus diesem Lande flohen, sondern die Umgebung des Tempels so genau untersuchten. Darum erfahren die Zuschauer sogleich im V. 70, dass Orestes und sein Gefährte geflissentlich hieher gekommen seien. Die Zuschauer wissen zwar jetzt noch nicht, was sie hieher geführt haben mag; aber genug — es kann ihnen jetzt die Untersuchung des Umkreises des Tempels, welche Or. und Pyl. anstellen, nicht mehr so sonderbar erscheinen, da sie wissen, dass die Ankömmlinge einen bestimmten Zweck haben. Sehr gut sagt daher Seidler, der Vers bedeute nicht „ubi advenimus“ sondern „quo tetendimus, ubi appellere consilium fuit.“

V. 76 f.

ΟΡ. ἀλλ' ἐγκυκλοῦντ' ὀρθαλμὸν εὖ σκοπεῖν χρεών.
ὦ Φοῖβε, ποῖ μ' αὖ τήνδ' ἐς ἄρκυν ἤγαγες κ. τ. λ.

Schon Reiske glaubte, der Vers 76 passe nicht für Orestes, sondern dieser beginne erst mit den Worten ὦ Φοῖβε seine Rede. Auch Hand meint „orationis vis in precatione ὦ Φοῖβε praemissis aliis verbis infringitur.“ Es mag dem so sein; aber man darf doch desshalb nicht diesen Vers dem Pylades in den Mund legen. Man sieht leicht, warum der Dichter diesen Vers, der eigentlich den

Schlussvers der Stichomythie bildet, von Orestes sprechen lasse. Orestes wendet sich nämlich jetzt von seinem Freunde ab und richtet seine Worte an Phöbus. Durch diese Rede sollen die Zuschauer vom Orestes die Veranlassung und den Zweck seiner Ankunft erfahren. Er ist also jetzt mit etwas ganz anderem beschäftigt, als dass er darauf achten könnte, ob sich Jemand in der Nähe blicken lasse. Wie sonderbar wäre es auch, wenn er während der Anrufung des Phöbus (die eigentlich eine an die Zuschauer gerichtete Auseinandersetzung seiner Schicksale und gleichsam ein zweiter Prolog ist) sich nach allen Seiten umsähe! Andererseits kann er aber an diesem Orte, wo sich jeden Augenblick eine Gefahr zeigen konnte, nicht sorglos sein. Was bleibt also übrig, als dass Pyl. mittlerweile ein wachsames Auge auf Alles habe? und ist es also unpassend zu nennen, wenn Orestes seinen Freund dazu ausdrücklich auffordert? Euripides wollte dadurch, dass er dem Orestes diese Mahnung in den Mund legte, einem Vorwurfe begegnen, den man sonst ihm zu machen das Recht hätte. Wie kann sich Orestes, würde man nämlich sagen können, in einer so gefahrdrohenden Lage, wo Behutsamkeit und Eile so sehr Noth that, in solche Tiraden einlassen? — Man muss auch hier zwischen V. 76 und 77 eine Pause annehmen. Ein neuerer Dichter würde hier nach V. 76 beigeschrieben haben „(von Pylades sich abwendend).“

V. 96 ff.

τί δρῶμεν; ἀμφίβληστρα γὰρ τοίχων ὁρᾷς
ὑψηλά· πότερα δωμάτων προσαμβάσεις
ἐκβησόμεσθα; πῶς ἂν οὖν μάθοιμεν ἄν;
ἢ χαλκότευκτα κλῇθρα λύσαντες μοχλοῖς
ὧν οὐδὲν ἴσμεν; ἢν δ' ἀνοίγοντες πύλας
ληφθῶμεν εἰσβάσεις τε μηχανώμενοι,
θανούμεθ'. ἀλλὰ πρὶν θανεῖν νεὼς ἔπι
φεύγωμεν, ᾗπερ δεῦρ' ἐναυστολήσαμεν;

Kirchhoff's Mittheilung über die handschriftliche Lesart dieser Verse ist: V. 97. *πρὸς ἀμβάσεις* Ald., non B. — V. 98. *πῶς* (*ἂν* add. m. sec.) *οὖν* B *πῶς ἄρ' οὖν* C. — *μάθοιμεν* Ald. et C. *λάθοιμεν* Reiskius. ad quod nihil enotatum est e B.

Um einen Sinn in diese Stelle zu bringen, sind die mannigfachsten Änderungs- und Erklärungsversuche gemacht worden. Man kann unter den aufgestellten Erklärungen drei Classen unterscheiden.

je nach der verschiedenen Auffassung der Worte *πότερα δωμάτων προσαμβάσεις ἐκβησόμεσθα;*

1. Reiske, Markland, Matthiä meinen, es sei hier vom Ersteigen der Mauern die Rede. Dazu bedarf es der Conjectur *λάθοιμεν* für *μάθοιμεν*. — Einen wichtigen Gegengrund gegen diese Erklärung gibt Hermann mit den Worten an: „Muros templi dicit *ἀμφίβληστρα τοίχων*. De his scandendis, quod altissimi sint, ne cogitari quidem posse indicat.“ Auch ist bei jener Erklärung von *προσαμβάσεις* die Geltung von *πρός* nicht hinlänglich erwogen worden. *Ἀναβαίνειν, ἀνάβασις* kann wohl vom Ersteigen einer Mauer gesagt werden und *ἀμβατὸν τεῖχος* ist eine ersteigbare Mauer. Aber *προσαναβαίνειν* kann nur bedeuten „durch Hinansteigen sich einem Gegenstande nähern“. Dies passt nun vortrefflich auf Stufen, durch deren Ersteigen man sich dem Tempelthore nähert und zu demselben gelangt, aber keineswegs auf das Ersteigen der Mauern.

Bei den Worten *ἢ χαλκότευκτα κλῇθρα λύσαντες μοχλοῖς; ὧν οὐδὲν ἴσμεν* fasst Matthiä letzteren Zusatz auf „at horum nihil scimus“ und fügt als Erklärung hinzu „ad claustra aperienda necesse erat scire, quomodo illa aperirentur; quod non magis se scire fatetur Orestes.“ Auch Markland nahm es in ähnlichem Sinne, nur mit dem Unterschiede, dass er *ὧν οὐδὲν ἴσμεν* als Frage aufgefasst wissen wollte. „Eane claustra, de quibus nihil novimus? quae quomodo obfirmentur et quo pacto aperienda sint, nihil omnino scimus?“ Eine Hauptschwierigkeit springt dabei gleich in die Augen. Wenn Orestes erklärt, sie wüssten gar nichts von der Art und Weise, wie das Thor von innen verschlossen sei und wie es geöffnet werde, so muss er doch von dem Gedanken, das Thor öffnen zu wollen, abstehen. Wie kommt es aber nur, dass er im Folgenden sagt *ἢν δ' ἀνοίγοντες πύλας ληφθῶμεν*? Es würde doch eine völlig unerträgliche Verwirrung in der Rede des Orestes herrschen. Wenn er von vorn herein einsieht, es sei für sie unmöglich, das Thor zu öffnen, wenn er also dies nicht erst versuchen mag, wie kann er dann die Gefahr schildern, die ihnen beim Öffnen des Thores bevorsteht?

2. Andere Herausgeber beziehen wohl *δωμάτων προσαμβ. ἐκβ.* auf das Ersteigen der Tempelstufen, was vollkommen richtig ist; aber die Erklärung der andern Worte ist nicht befriedigend.

Hand glaubt, unter *ἀμφίβληστρα τοίχων* seien nicht die Tempelwände, sondern eine Umfriedigung des Tempels, ein *περίβολον* zu

verstehen, wobei er auf Paus. 2, 2; 2, 10; 2, 13 verweist. Zuerst, meint er, musste also diese Mauer überstiegen werden. „Tum Orestes dubitat, num ad gradus usque procedere possint. — Sed novum incidit impedimentum. Ad templum progressi, etiamsi claustra aperuerint, quomodo in ipsis templi spatiis loci et rerum ignari invenient deae simulacrum?“ Er liest die ganze Stelle: *πῶς ἂν οὖν μάθοιμεν ἄν, καὶ χαλκότευκτα κλῇθρα λύσαντες μοχλοῖς, ὧν οὐδὲν ἴσμεν;* — Was die Erklärung von *ἀμφίβληστρα* betrifft, so bemerkt Hermann dagegen: Illa septa vix usquam tam alta erant, ut superari non potuerint. Et si insepti illius muros se enisurum desperabat Orestes, hujus prius claustra effringenda erant, ut vel sciret clausumne an apertum esset templum: quare inutilis fuisset dubitatio de templi foribus aperiendis“. Wir fügen noch hinzu: Gesetzt auch, dass dieser Tempel eine solche Umfriedigung hatte, so müssen doch Or. und Pyl. bereits innerhalb desselben vor dem Tempel gewesen sein. Denn der Opferaltar, den Pyl. so genau betrachtet, in dessen Nähe er also stehen muss, kann doch nicht ausserhalb eines solchen *περίβολον* gewesen sein, da er ja so wesentlich zum Heiligthume gehörte.

Hermann, der Hand's Auffassung der Worte *ὧν οὐδὲν ἴσμεν* billigt, schreibt: *πῶς ἂν οὖν μάθοιμεν ἄν, ἢ χαλκότευκτα κλῇθρα λύσαντες μοχλοῖς, ὧν οὐδὲν ἴσμεν*; quomodo cognoscamus, num fores aperiendo, quae nescimus? — Gegen diese von Hermann festgehaltene Erklärung der Worte *ὧν οὐδὲν ἴσμεν* muss man Folgendes einwenden: Wenn Orestes jetzt wegen Unkenntniss des Locals daran verzweifelt, die Statue der Göttinn im Tempel, selbst wenn das Öffnen des Thors gelungen wäre, finden zu können, wie kommt es, dass er dies Bedenken nicht gegen den Vorschlag des Pylades (V. 113 f.) geltend macht? Denn in der Nacht, und wenn sie auch mondhell war (110), würde doch das Auffinden der Statue noch viel schwerer gewesen sein. Orestes dachte gewiss, dass mit dem Gelingen des Einbruchs in den Tempel das Andere sich von selbst geben würde; aber am Gelingen des Einbruchs verzweifelt er. Als ihm daher Pyl. einen neuen Weg zeigt, auf welchem sie in den Tempel gelangen könnten, ist er damit vollkommen einverstanden, und kein Bedenken regt sich in ihm, ob sie auch wirklich die Statue finden dürften. Wozu sollte also Orestes, der zunächst nur die Absicht hatte, in den Tempel zu gelangen, dies neue Bedenken aussprechen?

3. Seidler glaubte, man müsse V. 99 vor V. 98 setzen und schreiben: *πότερα δωμάτων πρὸς ἀμβάσεις, ἢ χαλκότευκτα κλῇθρα λύσαντες μοχλοῖς, ἐκβησόμεσθα; πῶς ἂν οὖν μάθοιμεν ἄν, ὧν οὐδὲν ἴσμεν;* — Unter *δωμάτων ἀμβάσεις* versteht er „occasiones, ubi *ἀμβατόν ἐστι δῶμα*, veluti foramina intra intercolumnia, quae paulo post v. 113 Pylades commemorat.“ Das Folgende übersetzt er: „Quomodo igitur explorabimus, quod nondum scimus, scilicet, ubi deae simulacrum sit et qua tandem via eo potiri possimus?“ — Mit Recht eifert Matthiä gegen diese Versetzung der Verse, die immer ein gewagtes Mittel bleibt. Unstatthaft ist auch Seidler's Deutung von *ἀμβάσεις;* denn so vag, so unbestimmt kann sich Orestes nicht ausgedrückt haben.

Dindorf, von der Voraussetzung Seidler's ausgehend, dass die Worte *πῶς ἂν οὖν μάθοιμεν ἄν, ὧν οὐδὲν ἴσμεν* zusammen geschrieben werden müssen, geht noch einen Schritt weiter, indem er V. 99 für unecht erklärt. Von diesem gewaltsamen Mittel werden wir wohl keinen Gebrauch zu machen nöthig haben, wenn sich durch ganz geringe Änderungen ein vollkommen guter und dieser Stelle angemessener Sinn erzielen lässt.

Es steht fest, dass mit *δωμάτων προσαμβάσεις* nur die Tempelstufen gemeint sein können. Ferner ist es schon von vorn herein wahrscheinlich, dass die Worte *ὧν οὐδὲν ἴσμεν* eine Corruptel sind, denn alle Erklärungen die bisher versucht worden sind — und es scheint keine neue mehr aufgestellt werden zu können — müssen aus einem oder dem andern Grunde verworfen werden. Ich halte die Conjectur Badham's *ὧδ' οὐδὸν ἔσιμεν,* die auch Nauck aufgenommen hat,' für eine glänzende Emendation. Wenn Matthiä argumentirt „*πῶς ἂν οὖν λάθοιμεν ἂν* quum scriptum esset, videtur aliquis eundem hic sensum requirens, qui in verbis *ὧν οὐδὲν ἴσμεν* est, pro *λάθοιμεν* scripsisse *μάθοιμεν,*“ so halten wir d i e Argumentation für wahrscheinlicher, dass Jemand, der da *μάθοιμεν* vorfand, diesem zuliebe die Worte *ὧδ' οὐδὸν ἔσιμεν* (die er vielleicht obendrein nicht verstand) in *ὧν οὐδὲν ἴσμεν* verwandelte.

Ich glaube aber, dass mit dieser einen Conjectur noch nicht ganz geholfen ist; ich möchte die ganze Stelle so schreiben: *πότερα δωμάτων προσαμβάσεις ἐκβησόμεσθ', ὅ π ω ς ἂν οὖν μάθοιμεν ἄν, ε ἰ χαλκότευκτα κλῇθρα λύσαντες μοχλοῖς, ὧδ' οὐδὸν ἔσιμεν* und V. 102 f. nehme ich nach Markland's Vorgange, aber aus einem andern Grunde, als Fragesatz. Dass sich auf diese Weise alles

passend an einander schliesse, zeigt die Übersetzung: „Was sollen wir thun? Du siehst doch, dass die Tempelmauern hoch sind (an ihr Ersteigen ist also nicht zu denken). Sollen wir die Stufen hinansteigen, um so (*οὖν*) darüber Gewissheit zu erlangen, ob wir das eherne Verschloss werden öffnen und die Schwelle betreten können? Wenn wir aber beim Versuche, das Thor zu öffnen, ertappt werden, so müssen wir sterben. Sollen wir also lieber fliehen, um nicht zu sterben?“ —

Das *ἤ* ist eine Corruptel, hervorgegangen aus dem Irrthume eines Abschreibers, der ein entsprechendes Glied zu *πότερα* vermisste. Das dem *πότερα* entsprechende Glied fehlt aber keineswegs; es ist enthalten in *ἀλλὰ πρὶν θανεῖν κ. τ. λ.* — Und darum sind diese Worte als zweites Glied der Doppelfrage mit einem Fragezeichen zu schreiben. Auf diese Weise fällt auch das Bedenken das diese Worte sonst erregen müssten, weg. Denn es wäre höchst unpassend, wenn der Dichter den Orestes eine directe Aufforderung zur Flucht aussprechen liesse. Orestes zeigt später grosse Todesverachtung und überhaupt hat Eurip. seinen Charakter (und nicht blos in unserm Stücke) mit unverkennbarer Vorliebe gezeichnet. Er kann ihn daher nicht wie einen Feigling in allem Ernste eine Mahnung zur Flucht aussprechen lassen. Mit der Construction unserer Stelle ist ganz zu vergleichen Soph. Ai. 460 ff. *πότερα πρὸς οἴκους .. πέλαγος Αἰγαῖον περῶ;* frägt sich Aias, und da er die Unmöglichkeit davon einsieht, frägt er sich weiter: *ἀλλὰ δῆτ' ἰὼν πρὸς ἔρυμα Τρώων .. θάνω;*

Wie leicht aus *ἐκβησόμεσθ' ὅπως* werden konnte *ἐκβησόμεσθα πῶς*, sieht man auf den ersten Blick ein. Das *ὅπως* schwankt oft zwischen dem Begriffe der Art und Weise und dem der Absicht. In einem reinen Absichtssatz würde man erwarten *ἐκβησόμεσθα, ὅπως μάθωμεν;* an unserer Stelle entspricht aber der mit *ὅπως* eingeleitete Nebensatz einem Hauptsatze *οὕτως γὰρ ἂν μάθοιμεν ἄν*, und da nun *ὅπως* eigentlich eben so gut Modaladverb ist, wie *οὕτως*, so kann es ebenso mit dem Optativ und *ἄν* verbunden werden. — Zu *ὧδε* (womit die Worte *κλῇθρα λύσαντες μοχλοῖς* recapitulirt werden) vergleiche man Aesch. Prom. 511. *μυρίαις δὲ πημοναῖς δύαις τε καμφθείς, ὧδε φυγγάνω.* — Ganz passend ist auch *εἰσιέναι οὐδόν* gesagt, weil ja die Schwelle bereits einen Theil des Innern, und zwar den ersten, bildet. Es ist dies übrigens metonymisch ge-

sagt; denn dem Betreten der Schwelle wäre ja sofort das weitere Vordringen gefolgt. So sagen auch wir „er betrat nicht wieder meine Schwelle“ im Sinne von „er liess sich bei mir nicht mehr sehen“. — Über die richtige Deutung von *κλῇθρα λύσαντες μοχλοῖς* sehe man Hand's und Hermann's Bemerkung.

V. 110 ff.

ὅταν δὲ νυκτὸς ὄμμα λυγαίας μόλῃ
τολμητέον τοι ξεστὸν ἐκ ναοῦ λαβεῖν
ἄγαλμα κ. τ. λ.

Νυκτὸς ὄμμα λυγαίας erklärt Seidler durch eine Antiphrasis „lux, qualem nox habet i. e. nulla lux, tenebrae“. Diese Erklärung, die Matthiä und Hand mit Recht verwerfen, ist auf eine falsche Voraussetzung gegründet, „*Ὄμμα* dici pro *φῶς* satis notum est“ sagt Seidler. Man kann aber höchstens behaupten, dass zuweilen da, wo *ὄμμα* in figürlichem Sinne gebraucht ist, allenfalls auch *φῶς* angewandt werden könnte. Es ist bekannt, dass *ὄμμα* und *ὀφθαλμός* oft von dem köstlichsten, herrlichsten einer Sache gebraucht wird, wie z. B. Pindar (Ol. II, 16) die Vorfahren Theron's *Σικελίας ὀφθαλμός* nennt. Ähnlich wird auch *φῶς* oft von dem Erfreulichen, Rettenden, Glückbringenden gebraucht, wesshalb Pindar Theron's Vorfahren wohl auch *Σικελίας φῶς* hätte nennen können. Darum kann man aber noch nicht behaupten, dass *ὄμμα* für *φῶς* stehen könne, wenn auch umgekehrt *φάος* (besonders im Plural) für *ὄμμα* gebraucht wird.

Aber auch der von Matthiä und Hand gegebenen Erklärung, nach welcher an unserer Stelle unter *νυκτὸς ὄμμα λυγαίας* der Mond und die Sterne verstanden werden sollen, kann ich nicht beipflichten. — Man muss nämlich bei der Verbindung von *ὄμμα*, *ὀφθαλμός*, *βλέφαρον* mit *νύξ*, *ἡμέρα* u. a. zweierlei verschiedene Gebrauchsweisen sondern:

1. Es gibt Stellen, an denen allerdings unter *νυκτὸς ὄμμα* unzweifelhaft der Mond zu verstehen ist; so Aesch. Sept. 372 *λαμπρὰ πανσέληνος .. νυκτὸς ὀφθαλμός* oder Fragm. 159 *ἀστερωπὸν ὄμμα Λητῴας κόρης* (vgl. Pind. Ol. 3, 21). Diese Ausdrucksweise ist daraus zu erklären, dass man sich die Nacht personificirt dachte, und bei dieser Personification entspricht allerdings dem Auge des Menschen der Mond, durch welchen gleichsam wie durch ihr Auge

die Nacht herniederschaut. Doch ist bemerkenswerth, dass die griechischen Dichter, wenn sie darunter den Mond verstanden wissen wollen, stets einen Zusatz machen, der dann diese Bedeutung unzweifelhaft feststellt. Es beweist dieser Umstand, dass der Gebrauch von *νυκτὸς ὄμμα* in der Bedeutung „Mond" keineswegs der gewöhnliche war; und wenn Aeschylus sagt *λαμπρὰ πανσέληνος . . νυκτὸς ὀφθαλμός*, so ist dies ein kurz angedeutetes Gleichniss und nicht eine eigentliche Metapher; denn bei dieser müsste das Verglichene (*λαμπρὰ πανσέληνος*) ganz fehlen.

2. Während im ersten Fall der Genitiv *νυκτός* als possessiver aufzufassen ist, ist der bei weitem häufigere Gebrauch derjenige, der dem homerischen *μέγα σθένος Ὠκεανοῖο* u. a. entspricht, ein Gebrauch den Tragiker und Lyriker adoptirten und namentlich bei *δέμας, κάρα, ὄνομα, ὄμμα* anwandten. So ist *νυκτὸς ὄμμα λυγαίας* „die düster blickende Nacht". Aesch. Pers. 426 *οἰμωγὴ . . κατεῖχε . . ἅλα, ἕως κελαινῆς νυκτὸς ὄμμ' ἀφείλετο* kann gar nicht anders verstanden werden; *κελαινῆς νυκτὸς ὄμμα* ist die schwarz blickende Nacht. So bedeutet Eur. Phoen. 546 *νυκτὸς ἀφεγγὲς βλέφαρον* „das finstere Auge der Nacht, die finster blickende Nacht." Nach dieser Analogie möchte ich auch *ὦ χρυσέας ἀμέρας βλέφαρον* (Soph. Ant. 104) „o golden blickender Tag" übersetzen (vgl. Eur. Troad. 848 *λευκοπτέρου ἀμέρας φέγγος*). — Auch in diesem zweiten Falle ist an eine Personification der Nacht, des Tages, des Morgenrothes (Eur. El. 102 *Ἕως λευκὸν ὄμμ' ἀναίρεται*) zu denken; man stellte sie sich als mächtige herniederschauende Wesen vor. Zu bemerken ist bei diesem zweiten Falle, dass stets entweder zu *ὄμμα* oder zu dem Genitiv ein Zusatz gemacht wird, der den Blick charakterisirt. Denn ein blosses *νυκτὸς ὄμμα* oder *ἡμέρας βλέφαρον* ist natürlich unzulässig, da es nach Analogie der andern Beispiele bedeuten möchte „die blickende Nacht, der schauende Tag". — Ein *κελαινῆς νυκτὸς ὄμμα* lässt sich erklären *νὺξ κελαινὸν βλέπουσα*.

V. 113. — Die Handschriften haben *ὅρα δέ γ' εἴσω τριγλύφων ὅποι κενὸν δέμας καθεῖναι*. Die Lesart des Cod. *E* *ὥρα*, die Matthiä für die richtige hält, ist entweder ein Schreibfehler oder eine Conjectur des Abschreibers. Als Conjectur ist sie, wie Hermann gezeigt hat, sehr unpassend. — Über den Sinn der Stelle kann kein Zweifel sein; diesen hat Winkelmann (Werke I, 372 f.) richtig angegeben, indem er erklärt, Pylades habe gerathen, durch den

leeren Raum zwischen den Triglyphen, also durch die Metopen, in den Tempel hineinzusteigen. Eine andere Frage aber ist, ob die Lesart ganz richtig sei. Hermann verbindet *εἴσω* mit *καθεῖναι* und lässt *τριγλύφων* von *καθεῖναι* abhängen „et vide saltem ubi vacuum spatium sit corpori intro ex triglyphis demittendo". Aber diese Construction ist sehr hart und gibt überdies keinen guten Sinn. Denn Pylades würde damit den Orestes auffordern zu spähen „ubi vacuum spatium sit corpori demittendo" und doch ihm zugleich diesen Ort mit dem Worte *τριγλύφων* angeben, was doch unpassend ist. Wenn *ὅρα δέ γ' εἴσω* beibehalten werden soll, so müsste man *εἴσω* mit *τριγλύφων* verbinden. Aber ob dies bedeuten könne „sieh nur dorthin, wo zwischen den Triglyphen die leere Stelle ist, so dass man da hinuntersteigen kann" das ist mehr als zweifelhaft. Denn *εἴσω* behält doch stets die Bedeutung „im Innern" und steht nie schlechtweg für *μεταξύ*, *μεσσηγύ*, was man hier annehmen müsste. Hand sagt zwar *εἴσω τριγλύφων* sei hier intra triglyphos, wie Cycl. 62 *Αἰτναίων εἴσω σκοπέλων;* doch zeigt gerade diese Stelle sehr klar die Bedeutung von *εἴσω*. Mit jenen Worten bezeichnet nämlich der Chor die Grotten im Innern der ätnäischen Felsen, in denen Polyphemos hauste; es geht ja auch unmittelbar voraus *εἰς αὐλάν*. — Es ist daher die Annahme einer Corruptel sehr wahrscheinlich, worauf auch schon der Umstand hinweist, dass das *γέ* sich hier schwerlich irgendwie genügend erklären lässt. — Blomfield conjicirte (Mus. crit. II, p. 191) sehr scharfsinnig *γεῖσα τριγλύφων*, was von Dindorf und Nauck aufgenommen worden ist. Aber die Triglyphen und Metopen bildeten doch nicht einen Theil des *γεῖσον*. Passt es also wohl, wenn man Jemandem die Metopen zeigen will, ihm zu sagen, er solle auf die *γεῖσα* schauen?

Ich vermuthe *ὅρα δ' ἐκεῖσε, τριγλύφων κ. τ. λ.* „und schau dorthin, wo die Öffnung der Triglyphen (der leere Raum zwischen den Triglyphen) ist, so dass man sich hinunterlassen kann". Für diese Conjectur spricht auch der Umstand, dass dann *ὅποι* vollkommen erklärlich ist, während man sonst *ὅπου* erwartet, was auch wirklich Elmsley, der feine Beobachter des griechischen Sprachgebrauchs, hergestellt wissen wollte. Denn wenn man Jemand auffordert *ὅρα δ' ἐκεῖσε*, so kann dieser fragen *ποῖ;* und nach derselben Analogie ist in der abhängigen Redeweise *ὅποι* beibehalten. Ich erkläre eine solche Gebrauchsweise als entstanden und verkürzt aus folgendem

Zwiegespräche: *A. ὅρα δ' ἐκεῖσε. B. ποῖ; A. ὅποι; ὅπου κενόν, δέμας καθεῖναι.* Nennt man hingegen ein bestimmtes Object, sagt man also z. B. *ὅρα δὲ γεῖσα,* dann kann der Relativsatz nur mit *ὅπου* eingeleitet werden; denn jede Frage mit *ποῖ* ist dann unmöglich und *ὅπου* ist so viel wie *ἐν οἷς*. Man kann, wenn man die Beispiele für diese Fälle vergleicht, die Regel so aufstellen: Steht bei dem Verbum des regierenden Satzes bereits ein bestimmtes Object, so dass in dem darauf folgenden Relativsatz das Adverb sich auf das Object bezieht, dann kann *ὅποι* nicht für *ὅπου* eintreten. Kommt hingegen nicht ein bestimmtes Objeet vor, sondern nur ein präparatives Adverb, so dass der ganze folgende Nebensatz als die Ausführung und Erläuterung des unbestimmten, vorbereitenden Adverbs anzusehen ist und der Sinn ohne diesen Nebensatz mangelhaft wäre, dann kann allerdings, wenn das Verb des regierenden Satzes den Begriff der Bewegung, der Richtung nach einem Punkte hin hat, *ὅποι* für *ὅπου* eintreten, so wie, wenn das Verb den Begriff der Bewegung von einem Orte her hat, *ὅθεν* für *ὅπου* vorkommen kann. So heisst es V. 118 *χωρεῖν χρεὼν ὅποι χθονὸς κρύψαντε λήσομεν δέμας,* weil der Satz *ὅποι — δέμας* nichts als eine Erklärung des (hier ausgelassenen) *ἐκεῖσε* ist. Stünde hingegen z. B. *χωρεῖν χρεὼν εἰς τὸ ἄντρον,* so dass das Object des *χωρεῖν* bereits genau angegeben wäre, dann könnte nicht mehr *ὅποι* stehen, es müsste *ὅπου* angewandt werden. — Die Stelle Soph. Phil. 481 *ἐμβαλοῦ μ' ὅπῃ θέλεις ἄγων, ἐς ἀντλίαν, ἐς πρῷραν, ἐς πρύμνην, ὅποι ἥκιστα μέλλω τοὺς παρόντας ἀλγυνεῖν* widerspricht der gegebenen Regel durchaus nicht. Auch hier erläutert *ὅποι — ἀλγυνεῖν* das ausgelassene *ἐκεῖσε* und keineswegs bezieht sich *ὅποι* als Relativum auf *πρύμνην* und die vorausgehenden Objecte. Es ist zu übersetzen: „Wirf mich, wohin du willst, in den untersten Schiffsraum, auf das Vorderdeck, auf das Hinterdeck, kurz dorthin, wo ich die Anwesenden am wenigsten belästigen werde“.

V. 116 f.

οὔτοι μακρὸν μὲν ἤλθομεν κώπῃ πόρον
ἐκ τερμάτων δὲ νόστον ἀροῦμεν πάλιν.

Auf dreifache Weise lassen sich diese Verse auffassen. Man kann sie als Frage oder als Behauptung nehmen; im ersten Falle ist wiederum eine doppelte Erklärung möglich, je nach der Auffassung der Worte *ἐκ τερμάτων*.

1. Nimmt man sowohl ἐκ als τέρματα in localem Sinne, dann ist das οὔτοι nur auf das erste Glied der Frage zu beziehen „sind wir denn nicht einen langen Weg hergekommen (bejahende Antwort) und sollen wir am Ziele unserer Reise wieder umkehren (eine verneinende Antwort wird hier erwartet)?

2. Wenn man aber ἐκ τερμάτων im übertragenen Sinne „nach Erreichung unseres Zieles, d. i. nachdem wir uns der Bildsäule bemächtigt haben werden" nimmt (wobei also ἐκ temporal zu fassen wäre): dann muss man οὔτοι auf beide Glieder beziehen, so dass auf beide Fragen eine bejahende Antwort erwartet würde „sind wir nicht einen langen Weg hergekommen (Antwort: ja) und sollen wir nicht erst nach Erreichung unseres Zweckes umkehren (Antwort: ja)?"

3. Lesen wir aber diese Verse ohne Fragezeichen, dann ist die Negation, logisch streng genommen, nur auf das zweite Glied zu beziehen; denn die Worte μακρὸν ἤλθομεν πόρον können doch nicht verneint werden. Aber beide Glieder bilden eigentlich ein innig zusammenhängendes Ganze, bei welchem das erste Glied den Grund des zweiten angibt, und logisch genauer wäre also hier statt der Coordination durch μέν — δέ die Subordination vermittelst einer Causalpartikel oder der Participialconstruction. Man kann also, statt zu sagen, die Negation beziehe sich eigentlich nur auf das zweite Glied, sich genauer so ausdrücken, dass die Negation sich auf den ganzen Satzcomplex beziehe, der nur in auffallender Weise in zwei coordinirte Glieder zerlegt ist. Eine passende Parallelstelle dazu ist Demosth. pro cor. 281 αἰσχρόν ἐστιν, εἰ ἐγὼ μὲν τοὺς πόνους, ὑμεῖς δὲ μηδὲ τοὺς λόγους αὐτῶν ἀνέξεσθε, wo man am besten sagt, das αἰσχρόν ἐστιν beziehe sich auf das ganze Satzgefüge, welches, wie an unserer Stelle, zerlegt ist. — Diese letzte Auffassung scheint mir die angemessenste zu sein.

Eine andere Frage aber ist, ob man diese zwei Verse nach den Handschriften dem Orestes oder mit Hardio (Hist. acad. inscr. V. 117) dem Pylades beilegen soll. Die Herausgeber entschieden sich mit Ausnahme Bothe's und Kirchhoff's für das letztere. Aber es ist kein zwingender Grund vorhanden, von der handschr. Autorität abzuweichen, wenn man nur V. 102 f. als Frage auffasst, wozu man, wie wir gesehen haben, auch durch andere Gründe bewogen wird. Orestes hatte keineswegs eine Aufforderung zur Flucht ausgesprochen,

sondern er wollte nur mit jener Doppelfrage die Meinung des Pylades über diesen Punct erfahren; und es kam ihm sehr erwünscht, dass Pylades sich so entschieden gegen ein etwaiges Fluchtproject erklärte und einen neuen Weg, sich des Bildes zu bemächtigen, zeigte. Passt es also nicht vollkommen gut, dass er nun zur Bestärkung der Ansicht des Pylades einen neuen Grund, den dieser nicht erwähnt hatte, anführt: „Ja, du hast Recht! Es wäre thöricht, einen so weiten Weg gemacht zu haben und nun am Ziele umkehren zu wollen.“ — Ein anderer Grund, den Handschriften zu folgen, ist auch der, dass dann in sehr passender Weise die Rede des Pyl. ebenso wie die folgende des Orestes mit einer allgemeinen Sentenz schliesst „τοὺς πόνους — οὐδαμοῦ“. Schon dies gibt uns einen Fingerzeig, dass die folgenden zwei Verse nicht mehr zur Rede des Pylades gehören.

V. 123 ff. — „Vv. 123—35 Iphigeniae tribuuntur in Ald. et (e fide app. Parr.) C. choro assignandos vidit Tyrwhittus et sic, ut videtur, B.“ Kirchhoff. Alle Herausgeber sind Tyrwhitt gefolgt; nur Seidler lässt jene Verse der Iphigenia. Er macht dabei vorzüglich geltend, dass der Chor nicht von sich sagen könne πόδα παρθένιον, weil aus V. 1046 hervorgehe, dass es Frauen seien; ebenso beruft er sich auf V. 1117 ff. Aber man vergleiche die Bemerkungen zu V. 1064 ff. — Von den Gründen, die bisher von den Herausgebern gegen Seidler vorgebracht worden sind, scheint mir eigentlich nur ein einziger Beweiskraft zu haben. Hermann bemerkt nämlich (Leipz. Lit. Z. 1813, p. 250) mit Recht, dass Iph. nicht der Artemis opfern wolle, sondern dem Bruder Todtenspenden darzubringen beabsichtige; sie könne also jene Verse nicht sprechen, weil es dann den Anschein hätte, als wollte sie der Artemis ein feierliches Opfer darbringen. — Ein anderer Grund, den man gegen Seidler aus der Bezeichnung κληδοῦχος entnommen hat, könnte leicht durch eine andere Erklärung der Worte ὁσίας κληδούχου beseitigt werden. Denn das kann man allerdings nicht mit Seidler annehmen, dass unter κληδοῦχος Artemis zu verstehen sei, schon desshalb nicht, weil die Bezeichnung einiger Göttinnen mit diesem Namen entschieden später ist. Ferner ist auch der Ausdruck ὅσιος bei einer Gottheit bedenklich, da ja die ὁσιότης eine menschliche Tugend ist. Und aus V. 1431, wo Athene zu Iph. sagt σὲ δεῖ κληδουχεῖν, so wie aus V. 1126, wo Thoas die Iph. πυλωρός nennt, geht hinlänglich klar hervor, dass

auch hier unter κληδοῦχος nur Iph. verstanden werden könne. Aber Seidler hätte den Gegengrund leicht entkräften können, wenn er Heath's Erklärung angenommen und ὁσίας κληδούχου nicht mit δούλα, sondern mit πόδα verbunden hätte. Danach könnte Iph. ganz gut sagen: πόδα παρθένιον ὅσιον (ἐμοῦ) ὁσίας κληδούχου, δούλα πέμπω. Aber wenn auch diese Erklärung grammatisch zulässig ist, so sieht man doch leicht, wie viel passender es ist, wenn sowohl dem Chor als der Iph. diese Eigenschaft beigelegt wird. Dadurch gewinnen die Worte an Kraft, während, wenn Iph. diese Worte spricht, in der Wiederholung des ὅσιος eine ziemliche Tautologie liegt. Vgl. Hec. 203 ff. οὐκέτι δὴ γήρᾳ δειλαία δειλαίῳ ξυνδουλεύσω und gleich darauf μόσχον δειλαία δειλαίαν εἰσόψει.

Der Chorführer spricht allein die Aufforderung εὐφαμεῖτ' — ναίοντες, und dieser Aufforderung gemäss richtet der Chor voll heiliger Scheu an die Artemis die Worte ὦ παῖ τᾶς Λατοῦς κ. τ. λ. Der Chor spricht diese Worte während des Einzuges in die Orchestra, wie aus dem Präsens πέμπω hervorgeht; und nachdem er in der Orchestra angelangt, sich der Iph. gegenüber aufgestellt hatte, redet wiederum der Chorführer allein im Namen des ganzen Chors die Iph. an: ἔμολον. — Lassen wir aber die Iph. jene Verse sprechen, dann ist sehr auffällig, dass sie, die den Chor zum εὐφημεῖν auffordert und das Gebet an die Artemis richtet, auf die Frage des Chors alles andere thut, als wozu sie selbst den Chor auffordert. Sie ist es ja, die von δυσθρήνητοι θρῆνοι spricht, und will man nicht ein unerklärliches Überspringen von heiligen Formeln zu Wehklagen, welche dem εὐφημεῖν gerade entgegengesetzt sind, annehmen, so muss man Tyrwhitt's Ansicht beipflichten. — Endlich können die Worte Ἑλλάδος εὐίππου — οἴκων ἕδρας füglich nur vom Chor gesprochen werden. Es ist ja des Eur. Gewohnheit, dem Chor (wenn er aus Fremdlingen besteht) bei der Ankunft in der Orchestra solche Äusserungen, wie wir sie hier haben, namentlich über das Vaterland, in den Mund zu legen. Man vergleiche die Parodos der Hekabe, der Bacchen, der Phönissen, der Iph. auf Aulis u. a. Über die Iph. wissen die Zuhörer bereits alles, da sie ihre Schicksale ausführlich erzählt hat; mit den Worten Ἑλλάδος κ. τ. λ. lässt nun der Dichter in ähnlicher Weise den Chor verkünden, wer er sei. — Wahrscheinlich haben die Abschreiber irrthümlicher Weise geglaubt, die Aufforderung εὐφαμεῖτε könne nur von der Iph. ausgehen, weil die Chorpersonen sich selbst

gegenseitig eher mit *εὐφαμῶμεν* auffordern würden; sie bedachten dabei eben nicht, dass jene Worte vom Chorführer gesprochen werden.

V. 142 ff.

ὦ δμωαί, δυσθρηνήτοις
ὡς θρήνοις ἔγκειμαι τᾶς
οὐκ εὐμούσου μολπᾶς βοὰν
ἀλύροις ἐλέγοις,
ἒ ἔ, ἐν κηδείοις οἴκτοισιν,
αἵ μοι συμβαίνουσ' ἆται
σύγγονον ἀμὸν καταχλαιομένα
ζωᾶς κ. τ. λ.

Heath emendirte *μολπᾶς βοάν* zu *μολπαῖσι βοᾶς*. *Αἵ μοι συμβαίνουσ' ἆται* erklärt Matthiä richtig *ὅτι αὗται ἆταί μοι συμβαίνουσι*. Die von ihm angeführte Parallelstelle Soph. Ai. 272 passt freilich nicht; denn hier ist *αὐτὸς μὲν ἥδεθ' οἷσιν εἶχετ' ἐν κακοῖς* zu erklären *οὗτος μὲν ἥδετο κακοῖς, ἐν οἷς εἴχετο;* aber es finden sich für eine solche Gebrauchsweise von *ὅς*, *οἷος* u. a. überall zahlreiche Beispiele; vgl. Kühner gr. Gr. §. 771. 8. §. 800. 2. — Im folgenden haben die Handschriften *σύγγονον ἀμὸν καταχλαιομένα ζωᾶς*. Dass *ζωᾶς* hier nicht tauge, hat schon Elmsley eingesehen; man kann ja *καταχλαίεσθαι ζωᾶς* auf keinen Fall erklären „einen wegen des verlorenen Lebens beweinen", es kann nicht bedeuten *πενθικῶς ἔχειν τοῦ ἀδελφοῦ τεθνηκότος* (wie es Xen. Cyr. V, 2, 7 ausdrückt); man würde durchaus statt *ζωᾶς* hier gerade das Gegentheil verlangen. Doch glaube ich nicht, dass dies Wort mit Elmsley ganz zu tilgen sei, sondern vielmehr dass hier eine Corruptel stattgefunden habe. Ich glaube, dass nach *ἆται* ein Punct zu setzen und dann zu schreiben sei *σύγγονον ἁμὸν καταχλαίομαι αἰάζουσ'* [1]). *'Αμόν* für *ἀμόν* ist die Conjectur Markland's, die desshalb wahrscheinlich ist, weil die Aneinanderreihung so vieler Relativsätze etwas gar zu Einförmiges und Schleppendes hätte. Sollte aber das Particip *καταχλαιομένα* doch beizubehalten sein, dann wäre vielleicht zu schreiben

---

1) Dass daraus jene Corruptel leicht entstehen konnte, kann a d o c u l o s demonstrirt werden. Man denke sich geschrieben *ΚΑΤΑΚΛΑΙΟΜΑΙΑΙΑΖΟΥϹ*; *ΑΙ* konnte, wenn die Buchstaben nahe an einander gerückt waren, leicht für *Ν* genommen werden; und so las der Abschreiber vielleicht *ΚΑΤΑΚΛΑΙΟΜΝΝΑ ΖΟΥϹ*, was er, um doch griechische Worte zu schreiben, in *ΚΑΤΑΚΛΑΙΟΜΕΝΑ ΖΩΑϹ* änderte.

σύγγονον ἀμὸν κατακλαιομένα, ἄζουσ' κ. τ. λ., wobei die Participia mit Matthiä auf *ἔγκειμαι* zu beziehen wären. Über *ἄζειν* sehe man Bekk. An. 348, 7: *ἄζειν τὸ στένειν Σοφοκλῆς*, worauf noch folgt: *ἄζειν· τὸ διὰ τοῦ στόματος ἀθρόως ἐκπνεῖν ἄζειν λέγουσιν Ἀττικοί, μιμούμενοι τὸν ἦχον τοῦ πνεύματος. οὕτω Νικόχαρις.*

V. 173 ff.

ἀντιψάλμους ᾠδὰς ὕμνον τ'
Ἀσιῆταν σοι βάρβαρον ἰαχὰν
δεσποίνᾳ γ' ἐξαυδάσω,
τὰν ἐν θρήνοισιν μοῦσαν,
νέκυσι μέλεον τὰν ἐν μολπαῖς
Ἅιδας ὑμνεῖ δίχα παιάνων.

Gar keinen Sinn geben die Worte *νέκυσι μέλεον*. Schöne's Conjectur *νέκυσιν μελέων* empfiehlt sich zwar durch die geringe Veränderung der Buchstaben; aber die Construction *τὰν (ἂν) Ἅιδης ἐν μολπαῖς μελέων δίχα παιάνων νέκυσιν ὑμνεῖ* ist sehr hart. Ich conjicire *νέκυσιν μεδέων*, was ein passendes Prädicat des Hades ist „der unter den Todten waltende", wie er Soph. Oed. Col. 1559 *ἐννυχίων ἄναξ* heisst. Es findet sich zwar bei *μεδέων* gewöhnlich der Genitiv; aber der Dativ, der wohl am besten als räumlicher Dativ (*ἐν νέκυσιν*) aufzufassen ist, lässt sich durch zahlreiche Analogien der sinnverwandten Verba *ἀνάσσειν, βασιλεύειν, ἄρχειν, θεμιστεύειν* u. a. vertheidigen; und Pindar sagt wirklich (Ol. 7, 88) *Ζεῦς νώτοισιν Ἀταβυρίου μεδέων.*

V. 179 ff. — In den Handschriften ist von V. 179 an alles bis zu Ende der Iph. in den Mund gelegt. Musgrave wandte dagegen ein, dass auf diese Weise der Chor sein Versprechen (*ἐξαυδάσω*) nirgends erfülle und gab darum die Worte *οἴμοι τῶν — σκήπτρων* dem Chor. Den Einwand Musgrave's hielt Hermann für richtig, erinnerte aber gegen jene Änderung, dass dann das, was der Chor „magno hiatu promisisset", sich lediglich auf einen nüchternen Ausruf beschränken würde. Darum theilte er alles bis *σπεύδει δ' ἀσπούδαστ' ἐπὶ σοὶ δαίμων* dem Chor zu, welcher Änderung auch die neueren Herausgeber gefolgt sind. — Aber man sieht keinen entscheidenden Grund, dessentwegen man von den Handschriften abweichen sollte. Was zunächst den Einwand betrifft, dass der Chor seine Zusage (*ἐξαυδάσω*) nirgends erfüllen würde, so ist dies zwar vollkommen wahr, aber nicht beispiellos. So ruft Aesch. Pers. 914 ff.

der Chor aus: *πρόσφθογγόν σοι νόστου τὰν κακοφάτιδα βοάν, κακομέλετον ἰὰν Μαριανδυνοῦ θρηνητῆρος πέμψω πολύδακρυν ἰαχάν.* Xerxes erwidert: *ἵετ' αἰανῆν πάνδυρτον δύσθροον αὐδάν· δαίμων γὰρ ὅδ' αὖ μετάτροπος ἐπ' ἐμοί.* Und der Chor ruft nochmals: *ἥσω τοι καὶ πάνδυρτος δαϊπαθέα σέβων ἁλίτυπά τε βάρη πόλεως γέννας πενθητῆρος· κλάγξω, κλάγξω δ' ἀρίδακρυν ἰαχάν.* Und was thut er darauf? Als ob er durch diese Versicherungen *ἥσω, κλάγξω* auch schon wirklich dieselben erfüllt hätte, geht er zu etwas ganz anderem über; er frägt nach den Schicksalen der einzelnen Heerführer. — Etwas Ähnliches findet zuweilen bei Anrufungen der Götter, bei Hymnen u. s. w. Statt. So ruft der Chor Soph. Trach. 210 ff. aus: *ὁμοῦ δὲ παιᾶνα, παιᾶνα ἀνάγετ', ὦ παρθένοι, βοᾶτε τὰν ὁμόσπορον Ἄρτεμιν Ὀρτυγίαν ... γείτονάς τε Νύμφας*; und doch kommt er dieser Aufforderung nicht nach; denn er beschränkt sich darauf, V. 221 auszurufen: *ἰὼ ἰὼ Παιάν.* Und so sind wohl auch an unserer Stelle die Worte *ἀντιψάλμους κ. τ. λ.* nicht als eine blosse Ankündigung, sondern zugleich als der Erguss der Todtenklage selbst anzusehen.

Vielleicht hat der Dichter geflissentlich den Chor nach den Worten *δίχα παιάνων* abbrechen und die Iph. in die Klagen einfallen lassen, weil der Chor erklärt, er wolle *ὕμνον Ἀσιήταν, βάρβαρον ἰαχάν* anstimmen und weil es in der Tragödie durchaus unthunlich war, den Chor wirklich so reden zu lassen. Ich glaube für diese Ansicht eine Bestätigung in Phoen. 1301 zu finden, wo der Chor ausruft: *βοᾷ βαρβάρῳ ἰακχὰν στενακτὰν μελομέναν νεκροῖς δάκρυσι θρηνήσω.* Durch einen Kunstgriff unterbricht aber der Dichter hier die Klagen des Chors; er lässt nämlich im selben Augenblicke den Kreon auf die Bühne kommen und der Chor erklärt nun: *ἀλλὰ γὰρ Κρέοντα λεύσσω τόνδε δεῦρο συννεφῆ πρὸς δόμους στείχοντα, παύσω τοὺς παρεστῶτας γόους.* — In demselben Stücke sagt der Chor V. 676: *καὶ σέ, τὸν προμάτορος Ἰοῦς ποτ' ἔκγονον Ἔπαφον, ὦ Διὸς γένεθλον, ἐκάλεσ' ἐκάλεσα βαρβάρῳ βοᾷ, ἰώ, βαρβάροις λιταῖς, βᾶθι βᾶθι τάνδε γᾶν.* Aber hier ist *ἐκάλεσα βαρβάρῳ βοᾷ* von Bitten zu verstehen, die der Chor bereits früher (nicht auf der Bühne) ausgesprochen hat.

Es gibt noch einen andern Grund, der uns bestimmen muss, die handschr. Autorität zu wahren. Die Worte *οἴμοι πατρῴων οἴκων* können doch nur von der Iph. gesprochen werden; darum nimmt

Hermann zur Annahme einer Lücke vor *πατρῴων οἴκων* und zur Ergänzung derselben durch *τῶν σῶν* seine Zuflucht. Dies müsste man billigen, wenn es bereits durch andere Gründe festgestellt wäre, dass der Chor diese Worte spreche. — Endlich glaube ich, dass die Worte *σπεύδει δ' ἀσπούδαστ' ἐπὶ σοὶ δαίμων* erst dann einen rechten Sinn gewähren, wenn *σοί* auf den Orestes bezogen wird. Der Dämon raffte den Orestes (wie Iph. glaubte) frühzeitig, in der Blüthe des Lebens, dahin; er beschleunigte also seinen Angriff auf denselben mit einer *σπουδή*, die er noch nicht hätte anwenden sollen (*ἀσπούδαστα*), da Orestes als Jüngling noch nicht dem Tode verfallen sollte. Diese Beziehung scheint mir auch aus dem vorangehenden *ἐκβαίνει ποινά γ' εἰς οἴκους* klar hervorzugehen. Die *ποινά*, die das Haus der Atriden nun traf, ist eben der Tod des Orestes. — Lassen wir hingegen die Worte *σπεύδει δ' ἀσπούδαστ' ἐπὶ σοὶ δαίμων* vom Chor gesprochen werden, dann könnte man nicht umhin, in den folgenden Worten der Iph. *ἐξ ἀρχᾶς μοι δυσδαίμων κ. τ. λ.* eine Beziehung auf *σπεύδει — δαίμων* anzunehmen, man müsste *ἐπὶ σοὶ* von der Iph. verstehen, was unpassend erscheint; denn *σπεύδει ἀσπούδαστ' ἐπὶ σοὶ δαίμων* ist füglich nur für das Schicksal des Orestes ein angemessener Ausdruck. — Der Gedanke, der die Vermittlung zwischen *σπεύδει — δαίμων* und *ἐξ ἀρχᾶς κ. τ. λ.* bildet, ist folgender: „Dein frühzeitiger Tod, o Orestes, ist auch für mich ein unsägliches Leid; er ist der ärgste Schlag in der ganzen Kette von Leiden, die mich seit meiner Geburt trafen.“

V. 195 ff.

ἐξ ἀρχᾶς μοι δυσδαίμων
δαίμων τᾶς ματρὸς ζώνας
καὶ νυκτὸς κείνας, ἐξ ἀρχᾶς
λόχιαι στεῤῥὰν παιδείαν
Μοῖραι συντείνουσιν θεαί,
ἁ μναστευθεῖσ' ἐξ Ἑλλάνων,
ἃν πρωτόγονον θάλος ἐν θαλάμοις
Λήδας ἁ τλάμων κούρα
σφάγιον πατρῴᾳ λώβᾳ
καὶ θῦμ' οὐκ εὐγάθητον
ἔτεκεν, ἔτρεφεν εὐκταίαν
ἱππείοις ἐν δίφροισιν
ψαμάθων Αὐλίδος ἐπέβασαν
νύμφαιον, οἴμοι, δύσνυμφον

τῷ τᾶς Νηρέως κούρας, αἰαῖ.
νῦν δ' ἀξείνου πόντου ξεῖνα
δυσχόρτους οἴκους ναίω κ. τ. λ.

Die Worte ἁ μναστευθεῖσ' ἐξ Ἑλλάνων haben den Erklärern viele Schwierigkeiten gemacht, weil man ein Verbum vermisste, auf welches sich das Particip beziehen könnte. Unter anderm suchte man durch Versetzung dieses Verses der Stelle aufzuhelfen; so wollte Scaliger denselben nach V. 212 versetzt wissen; Badham liest ebenfalls mit Versetzung des Verses ἂν πρωτόγονον θάλος ἐν θαλάμοις ἁ μναστευθεῖσ' ἐξ Ἑλλάνων Λήδας κ. τ. λ. Aber diese Bezeichnung ἁ μναστευθεῖσ' ἐξ Ἑλλάνων würde wohl für Helena passen, nicht aber für Klytämnestra. Markland hat die zwei möglichen Erklärungsweisen dieser Stelle angegeben; er liest ἃ und erklärt: „Scil. ἃ ἦν μναστευθεῖσα: nisi suspendatur sententia usque ad ναίω". Auch Hermann hatte in der Recension von Seidler's Ausgabe (l. l. p. 2143) das Relativum mit dem Particip in dem Sinne von ἃ ἐμνηστεύθην genommen. Eine solche Annahme, nämlich dass das Particip für ein Verbum finitum stehen könne, ist zwar dem ersten Anschein nach sonderbar, aber sie ist 1. erklärlich und 2. nicht beispiellos. Es ist bekannt, dass das einfache Verbum oft (namentlich wenn das Prädicat nachdrücklicher hervorgehoben werden soll) durch das Particip des Verbums und εἶναι umschrieben wird (vgl. Pflugk zu Eur. Hec. 1179); ebenso bekannt ist die Auslassung von εἶναι, die nicht blos bei der dritten, sondern auch zuweilen bei der ersten und zweiten Person stattfindet; vgl. Med. 612 ὡς ἕτοιμος (näml. εἰμί) ἀφθόνῳ δοῦναι χερί. Hel. 1523. πῶς; εἰδέναι πρόθυμος (= προθυμοῦμαι). Aesch. Sept. 127 καὶ Κύπρις, ἅτε γένους προμάτωρ (εἶ), ἄλευσον. Treffen nun diese zwei Erscheinungen zusammen, so kommt es allerdings vor, dass das Participium für das Verbum finitum zu stehen scheint. Solche Beispiele sind Troad. 285 ὃς πάντα τἀκεῖθεν ἐνθάδ' ἀντίπαλ' αὖθις ἐκεῖσε διπτύχῳ γλώσσᾳ φίλα τὰ πρότερ' ἄφιλα τιθέμενος πάντων. Plat. Phaed. 87 B. Es wäre also nicht undenkbar, dass auch ἃ μναστευθεῖσα (mit Auslassung von εἰμί) bedeuten könnte ἃ ἐμναστεύθην. — Bei der andern Erklärungsweise wäre es durchaus nicht nöthig, mit Markland νῦν δ' (V. 210) in νῦν γ' zu ändern. Iph. begänne dann ihre Klage ἃ μναστευθεῖσ' ἐξ Ἑλλ. so, als ob sie fortfahren wollte νῦν ἀξείνου πόντου ξεῖνα δυσχόρτους οἴκους ναίω: da aber so viele

Worte dazwischen getreten sind, dass darüber die Zusammengehörigkeit von ἃ ναίω vergessen wird, so lässt der Dichter die Iph. anakoluthisch fortfahren νῦν δ'.

Wenn man aber auch zugeben kann, dass die Worte ἃ μναστευθεῖσ' ἐξ Ἑλλάνων eine grammatische Erklärung zulassen, so gibt es doch noch andere Bedenken, die nicht leicht zu beseitigen sind. Betrachtet man nämlich den Zusammenhang, so zeigt sich die erste Erklärung sofort als unhaltbar. Denn es hätte bei derselben den Anschein, als zähle Iph. von V. 200 an einzelne Beweise für ihren Ausspruch, dass sie vom Uranfang an durch das Geschick verfolgt werde, auf. Ist aber ἃ ἐμναστεύθην ἐξ Ἑλλάνων ein solcher Schicksalsschlag? Man kann nicht zur Rechtfertigung anführen, dass Iph. dies sage, um den grellen Contrast ihrer jetzigen Lage desto schärfer zu bezeichnen: dies hätte doch irgendwie ausgedrückt werden müssen (etwa ἃ πρὶν μὲν ἐμναστεύθην, νῦν δὲ — ναίω); denn in den Worten, wie sie vorliegen, ist durchaus keine derartige Beziehung zu entdecken. Bei der zweiten Erklärung aber haben wir ein zwar nicht unmögliches, aber doch höchst lästiges Anakoluth; lästig ist es desshalb, weil ein kaum begonnener Relativsatz (ἃ μναστ.) gleich durch einen neuen Relativsatz (ἂν κ. τ. λ.) unterbrochen wird, so dass gleichsam eine Einschachtelung von Sätzen stattfindet.

Das wichtigste Bedenken gegen die hdschr. Leseart ist aber dies, dass die Bezeichnung μναστευθεῖσ' ἐξ Ἑλλάνων gar keinen angemessenen Sinn gibt. Es würden diese Worte doch auf die von Agam. vorgeschützte Vermälung mit Achilles zu beziehen sein: aber kann dies durch μναστευθῆναι ἐξ Ἑλλάνων ausgedrückt werden? — Und so ergeben sich noch manche andere Schwierigkeiten.

Ich glaube, dass man nach συντείνουσιν θεαί einen Punkt setzen und dann mit einer ganz unbedeutenden Veränderung schreiben müsse ἀμναστηθεῖσ' ἐξ Ἑλλ. Es ist auch hier ein Anakoluth anzunehmen, welches anstatt der genau zusammenhängenden Construction ἀμναστηθεῖσα ἐξ Ἑλλ., ἂν Λήδας ἁ τλάμων κούρα ἔτεκεν, νῦν δυσχόρτους οἴκους ναίω eingetreten ist. Der Gedanke „vergessen von den Hellenen" lässt erst recht die Bedeutung der Worte ἂν πρωτόγονον θάλος — ἔτεκεν, hervortreten (vergessen von den Hellenen, ich, die ich doch die erstgeborne der Ledatochter bin, so wohne ich jetzt in dieser unwirthlichen Heimat). Dass Iph. von dem Gedanken, sie sei jetzt in der Heimat vergessen, schmerzlich berührt wurde

und dass ihr dies nicht gleichgiltig war, sehen wir auch aus V. 551 ff., wo sie den Or. frägt *τί δέ; σφαγείσης θυγατρὸς ἔστι τις λόγος;*

V. 205 ff. — Um die Worte *εὐκταίαν ἱππείοισιν ἐν δίφροισιν ψαμάθων Αὐλίδος ἐπέβασαν νύμφαιον οἴμοι δύσνυμφον* mit dem vorangehenden *ἔτεκεν*, *ἔτρεφεν* in grammatische Verbindung zu bringen, conjicirte Canter *ἐπιβᾶσαν* für *ἐπέβασαν*. Es ist wahrscheinlicher, dass irgend ein Wörtchen, welches die Verbindung vermittelte, ausgefallen ist, vielleicht *ἄν* nach *εὐκταίαν* (wie Kirchhoff vermuthet) oder *δ'*. — Die handschriftliche Lesart *ἱππείοισιν ἐν δίφροισιν*, die zum Metrum nicht passt, hat Markland geändert in *ἱππείοις ἐν δίφροισιν*. Mit grösserer Wahrscheinlichkeit kann man vermuthen *ἱππείοισιν δίφροισιν; ἐν* kann zur Erklärung beigeschrieben worden sein und kam später in den Text. — Vielleicht ist aber zu schreiben: *ἱππείοισί με δίφροισιν;* dann brauchte man im vorangehenden nicht den Ausfall eines die Verbindung vermittelnden Wortes anzunehmen; es wäre nach *ἔτρεφεν* zu interpungiren und das Asyndeton wäre wohl erträglich; vgl. zu V. 362. Ähnlich ist das Asyndeton Herc. fur. 868 ff. *μέλεος Ἑλλάς, ἃ τὸν εὐεργέταν ἀποβαλεῖς .... βέβακεν ἐν δίφροισιν ἁ πολύστονος.* — Das corrupte *νύμφαιον* zu emendiren scheint bisher noch nicht gelungen zu sein; denn weder Scaliger's *νύμφαν*, noch Musgrave's *νυμφεῖόν γ'* hat hinlängliche Probabilität.

V. 238.

ποδαποί; τίνος γῆς ὄνομ' ἔχουσιν οἱ ξένοι;

Nauck schreibt *νόμον* statt *ὄνομ'*. Meiner Meinung nach lässt sich aus V. 240 die Echtheit von *ὄνομ'* beweisen; Eur. scheint das Wort *ὄνομ'* geflissentlich zu wiederholen; geflissentlich lässt er die Iph. zuerst nach dem *ὄνομα γῆς* und dann nach dem *ὄνομα τῶν ξένων* fragen (es ist natürlich im V. 240 *τῶν ξένων* im Gegensatze von *τίνος γῆς* zu betonen).

V. 242.

τοῦ ξυζύγου δὲ τοῦ ξένου τί τοὔνομ' ἦν;

Τοῦ ξυζύγου wollte Elmsley in *τῷ ξυζύγῳ* verwandelt wissen (rectius enim dicitur *τί σοι ὄνομά ἐστι*, quam *τί σου ὄνομά ἐστι*), was von Matthiä und Bothe gebilligt, von Hermann verworfen wurde — und mit Recht. Man muss nämlich unterscheiden,

ob in solchen Verbindungen mit *ὄνομα* das Verbum *εἶναι* blosse Copula oder ob es das Verbum exsistentiae sei. An unserer Stelle ist *τοὔνομα* Subject, unmittelbar damit ist *τοῦ ξυζύγου* als possessiver Genitiv zu verbinden (gerade so wie es zwei Verse früher heisst *ὄνομα τῶν ξένων*), *τί* ist prädicativ aufzufassen und hat die Bedeutung von *ποῖος*, *ἦν* ist blosse Copula, also „socii nomen quale erat?"

Sollte der Dativ stehen können, dann müsste *τί* mit *ὄνομα* zusammen das Subject bilden und *ἦν* würde die Bedeutung „eigen sein, zukommen" haben müssen; also *τί δ' ὄνομα* (für *ποῖον δ' ὄνομα*) *τῷ ξυζύγῳ ἦν* = *πῶς ὠνομάζετο ὁ ξύζυγος*. Ganz ebenso ist an der von Elmsley angeführten Stelle Iph. A. 827 *Κλυταιμνήστρα δέ μοι ὄνομα* das hier zu ergänzende *ἔστι* in der prägnanten Bedeutung zu nehmen (so dass *ὄνομά μοι ἔστιν* = *ἔχω ὄνουα*); während es bei der Anwendung des Genitivs heissen würde *τοὔνουα δέ μου Κλυταιμνήστρα ἐστίν*.

V. 245. — Plutarch (de exsilio p. 602) citirt diesen Vers so: *ἄκραις ἐπὶ ῥηγμῖσιν Εὐξείνου πόντου*, wonach die Herausgeber allgemein statt des handschr. *ἀκταῖσιν ἐπὶ* (sic) aufgenommen haben *ἄκραις ἐπί*. Dass man aber Plutarch nicht allzu sehr trauen dürfe, geht daraus hervor, dass er *Εὐξείνου πόντου* statt *ἀξένου πόρου* schreibt; er hat offenbar, wie es bei ihm nicht selten vorkommt, aus dem Gedächtniss und ungenau citirt. Und gerade die auf den ersten Blick so anstössige Tautologie *ἀκταῖσιν* und *ῥηγμῖσιν* scheint mir für die Richtigkeit dieser Lesart zu sprechen; denn merkwürdiger Weise haben wir gerade in dieser Scene so viele pleonastische Häufungen, dass die Vermuthung nahe liegt, Eur. habe dadurch die breite Umständlichkeit des Boten im Erzählen und Antworten geflissentlich charakterisiren wollen. So redet der Bote gleich im Anfang die Iph. an: *Ἀγαμέμνονος παῖ καὶ Κλυταιμνήστρας τέκνον*, so sagt er V. 235: *πρόσφαγμα καὶ θυτήριον*, V. 239: *ἓν τοῦτ' οἶδα κοὐ περαιτέρω*, 254: *ἦν τις διαρρὼξ κυμάτων πολλῷ σάλῳ κοιλωπὸς ἀγμός*, *πορφυρευτικαὶ στέγαι* u. a. Und so möchte ich denn an unserer Stelle *ἀκταῖσιν ἔπι, ῥηγμῖσιν* schreiben.

V. 250 f.

χρόνιοι γὰρ ἥκουσ' οὐδέ πω βωμὸς θεᾶς
Ἑλληνικαῖσιν ἐξεφοινίχθη ῥοαῖς.

Hermann erklärt die Worte *χρόνιοι γὰρ ἥκουσ' οὐδέ πω* „diu est, ex quo non sunt sacrificati Graeci" und führt als analogen Fall

Soph. Oed. T. 717 an: *οὐ διέσχον ἡμέραι τρεῖς καί νιν ἄρθρα κεῖνος ἐνζεύξας ποδοῖν ἔρριψεν.* Aber hätte der Dichter nicht fühlen müssen, dass jedermann die Worte so verstehen würde „und noch nie ward der Altar der Göttin mit Griechenblut geröthet“? Das Adverb *οὐδέπω* ist es, welches Hermann's Erklärung geradezu unmöglich macht. Man müsste bei derselben *οὐδέπω* (niemals) auf die Zeit beziehen, die von dem letzten Griechenopfer bis zur Ankunft der Fremdlinge verstrichen war; demnach wäre der Sinn: „Eine lange Zeit ist verflossen seit dem letzten Griechenopfer; und niemals (während dieser langen Zeit) ward der Altar von Griechenblut geröthet“. Streift dies aber nicht an's Lächerliche? — *Οὐδέπω* ist jedenfalls eine Corruptel und Erfurdt's Conjectur *οἶδ', ἐπεί* (vielleicht *οἶδ', ἀφ' οὗ*) scheint das richtige zu sein.

V. 280 ff.

ἡ δ' ἐκ χιτώνων πῦρ πνέουσα καὶ φόνον
πτεροῖς ἐρέσσει μητέρ' ἀγκάλαις ἐμὴν
ἔχουσα πέτρινον ὄχθον, ὡς ἐπεμβάλῃ.

Trotz der zahlreichen Conjecturen, die hier gemacht worden sind, scheint die Stelle noch durchaus nicht geheilt zu sein. Dass das handschriftliche *ἐκ χιτώνων* sich nicht halten lasse, wird nun allgemein anerkannt. Denn die Erklärungen, durch welche Seidler und Matthiä die handschr. Überlieferung vertheidigen zu können glaubten, sind kühner als alle Conjecturen. Seidler meinte, man müsse sich vorstellen, dass auch der Kopf der Furie mit dem Kleide verhüllt war, und dann lasse sich *ἐκ χιτώνων πῦρ πνέουσα* ganz gut erklären. Aber jene Annahme ist eine durchaus nicht nachweisbare Hypothese. Und überdies wie höchst seltsam und unklar wäre eine solche Ausdrucksweise? Kann sich der Dichter erlauben statt „aus dem mit dem Kleid umhüllten Kopfe“ zu sagen „aus dem Kleide“? — Matthiä verbindet *ἐκ χιτώνων πτεροῖς* und erklärt „alis e veste prominentibus remigat.“ Mit gutem Grunde verwirft Hermann diese Erklärung. Denn wenn auch Orestes in Anakoluthen und Hyperbaten spricht, so darf ihn der Dichter doch nicht unverständlich sprechen lassen. Diese gezwungenen Erklärungsversuche beweisen am besten das Vorhandensein einer Corruptel. — Hermann schreibt *ἐκ χλιδώνων;* unter *χλιδῶνες* sollen die Schlangen, mit denen Hals und Arme der Furie umwunden waren, verstanden werden. Aber so

könnte wohl jemand sprechen, der mit behaglicher Musse und ohne Bestürzung die Furien betrachtet; dass aber Orestes in der höchsten Aufregung eine so gesuchte Metapher anwenden könnte, das ist ganz undenkbar; es müsste denn der Dichter ganz und gar vergessen haben, wessen Zustand er hier schildere. — Schöne's Conjectur *ἡ δ' ἐκ γνάθων ὧν* ist bedenklich, weil das Pronomen *ὧν* hier sehr matt und fast unerträglich ist; denn es würde doch weder der Deutlichkeit noch etwa einer nachdrücklichen Hervorhebung halber stehen. — Ich vermuthe, dass *ἐκ χιτώνων* die Corruptel eines zu *πῦρ* gehörigen Epithetons sei; vielleicht ist zu schreiben *ἡ δ' ἔχθιμόν τε πῦρ πνέουσα καὶ φόνον*. Wegen der Seltenheit des Wortes *ἔχθιμος* konnte die Corruptel leicht eintreten. Dasselbe Wort ist meiner Meinung nach Aesch. Sept. 287 herzustellen; dann entspricht *τᾶσδ' ἄρειον ἐχθίμοις ἀφέντες* ganz genau dem strophischen Vers *γείτονες δὲ καρδίας μέριμναι*. Das hdschr. *ἐχθροῖς* wird wohl als Glosse von *ἐχθίμοις* in den Text gekommen sein.

V. 288 ff.

ὁ δὲ περισπάσας ξίφος
μόσχους δρούσας εἰς μέσας λέων ὅπως
παίει σιδήρῳ λαγόνας εἰς πλευράς [θ'] ἱείς.

Περισπάσας haben die Handschriften, welches Pierson und Markland in *χερὶ σπάσας* veränderten, was auch ziemlich allgemein aufgenommen worden ist. Seidler behält *περισπάσας*, wie mir scheint, mit vollem Recht, da eine solche Ausdrucksweise sich durch vielfache Analogien rechtfertigen lässt. Eigentlich bedeutet *περισπᾶν*, *περιδύειν* u. a. freilich „etwas ringsum abstreifen, abziehen". Sonach kann *περισπᾶν* in eigentlichem Sinne nur von der Scheide gesagt werden, die ringsum abgezogen wird, nicht von dem Schwerte, welches ja herausgezogen wird. Aber durch das Abziehen der Scheide wird das Schwert entblösst, und so kam es, dass man (freilich logisch ungenau) auch verband *περισπᾶν ξίφος*, was gleichsam eine Verschmelzung von *περισπᾶν κουλεόν* und *σπᾶν ξίφος* ist, also = *τῷ τὸ κουλεὸν περισπᾶν ξίφος σπᾶν*. Ähnliche Beispiele beheben jedes Bedenken. So bedeutet *περιπίπτειν* eigentlich „rings um einen herum stürzen und denselben so einschliessen"; und so sagt auch Arist. Thesm. 523: *ἦν μοί τι περιπίπτῃ κακόν;* aber Plat. Legg. IX, 877 E heisst es *περιπίπτειν συμφοραῖς*, während doch

eigentlich das *περιπίπτειν* von den *συμφοραί* prädicirt werden sollte. So sollte bei *ἀμφικαλύπτω* u. a. eigentlich der verhüllte Gegenstand im Accusativ stehen, wie es z. B. Il. *ψ* 91 heisst *ὀστέα σορὸς ἀμφικαλύπτοι;* aber Il. *ϑ* 331 finden wir *καί οἱ σάκος ἀμφεκάλυψεν*, was auch eine prägnante Ausdrucksweise und Verschmelzung von *ἀμφιθεὶς αὐτῷ σάκος αὐτὸν ἀμφεκάλυψε* ist. — So erwartet man im Latein bei excutere die Construction „excutere magistrum e navi"; weil aber excusso magistro e navi das Schiff des Lenkers beraubt ist, construirt Virgil (Aen. VI, 353) dies Verbum wie ein Verbum spoliandi „navis excussa magistro".

V. 326 f.

ὁ δ' ἐσιδὼν ὅσον τάχος
τε χέρνιβάς τε καὶ σφαγ[ε]ῖ' ἔπεμπέ σοι.

Τε χέρνιβάς τε καί σφάγι' ἔπεμπέ σοι BC ὡς χέρνιβάς τε καὶ σφάγι' ἐξέπεμπέ σοι Musurus und die Aldina. Die Entstehung der Corruptel *τε* ist weder durch Valckenaers *εἰς χέρνιβας* noch durch Hartung's *ἐπὶ χέρνιβας* erklärlich gemacht. Ich glaube, dass zu schreiben sei: *ὅσον τάχιστ'|ἐς χέρνιβάς τε καὶ σφαγεῖ' ἔπεμπέ σοι.* Der Abschreiber, der *TAXICTEC* geschrieben vorfand, dachte nicht an die Elision und glaubte *T* zum folgenden *E* ziehen zu müssen. Eine natürliche Folge davon war, dass er nun, um doch griechische Worte zu schreiben, aus *TAXIC TAXOC* machte und das *C* in *TEC* wegwarf. Ob dies aber einen Sinn gebe, darum kümmerte er sich freilich nicht. Über die Elision am Schlusse des Trimeters vgl. Hermann elem. doctr. metr. p. 36. — Freilich hält Hermann die Elision am Ende des Trimeters nur dann für zulässig, wenn am Schluss des vierten oder fünften Fusses eine Interpunction sich findet oder wenn eine solche zu Anfang des nächsten Verses folgt. An unserer Stelle trifft nun zwar keine dieser Bedingungen ein; aber die Worte *ὅσον τάχιστ'* sind eng mit dem folgenden Verse zu verbinden; es darf *ὁ δ' ἐσιδὼν ὅσον τάχιστ'* nicht in einem Athem gesprochen werden, weil man sonst unrichtiger Weise *ὅσον τάχιστ'* mit *ἐσιδών* verbinden würde; diese Pause nun, die nach *ἐσιδών* stattfindet, rechtfertigt an unserer Stelle die Elision ebenso, wie es sonst das Vorkommen einer Interpunction thut. — Gewöhnlich tritt diese Elision bei *τέ, δέ* ein, aber zuweilen auch bei anderen Worten; so Soph. Oed. Col. 1164 *σοὶ φασὶν αὐτὸν ἐς λόγους ἐλθεῖν μολόντ'*

αἰτεῖν. Oed. T. 332 *ἐγὼ οὔτ' ἐμαυτόν, οὔτε σ' ἀλγυνῶ. τί ταῦτ' ἄλλως ἐλέγχειν.*

V. 346 ff.

ἀλλ' οὔτε πνεῦμα Διόθεν ἦλθε πώποτε,
οὐ πορθμίς, ἥτις διὰ πέτρας Συμπληγάδας
'Ελένην ἀπήγαγ' ἐνθάδ', ἥ μ' ἀπώλεσε
Μενέλεών θ', ἵν' αὐτοὺς ἀντετιμωρησάμην
τὴν ἐνθάδ' Αὖλιν ἀντιθεῖσα τῆς ἐκεῖ,
οἶ μ' ὥστε μόσχον Δαναΐδαι χειρούμενοι
ἔσφαζον, ἱερεύς δ' ἦν ὁ γεννήσας πατήρ.
οἴμοι· κακῶν γὰρ τῶν τότ' οὐκ ἀμνημονῶ·
ὅσας γενείου χεῖρας ἐξηκόντισα
γονάτων τε τοῦ τεκόντος ἐξαρτωμένη κ. τ. λ.

Οἶ μ' hat *C* und die Aldina; über die Lesart von *B* ist nichts bekannt. Da sich *οἶ μ'* offenbar nicht halten lässt, auch Seidler's Conjectur *οἵ μ'* (welches er von *χειρούμενοι* abhängen lässt) sehr hart ist, so conjicire ich: *οἴμ'· ὥστε μόσχον κ. τ. λ.* Die Wiederholung des *οἴμοι* ist der tragischen Sprache vollkommen angemessen; vgl. Orest. 1018 ff. *οἴ 'γώ· πρὸ τύμβου γάρ σ' ὁρῶσ' ἀνυστένω, ἀδελφέ, ... οἴ 'γὼ μάλ' αὖθις.* Herc. fur. 1133, 1144, 1362. — Dass das Object *ἐμέ* fehlt, ist nicht anstössig, wenn man *ἔσφαζον* absolut in der Bedeutung „Opfer darbringen" nimmt; es wäre der Satz eine Zusammenziehung von *οὕτως, ὥστε μόσχον χειροῦνται, Δαναΐδαι ἐμὲ χειρούμενοι ἔσφαζον* „wehe! als ob die Griechen ein Kalb gefesselt hätten, so brachten sie das Opfer dar". Die Conjectur *οὗ* gibt zwar auch einen in jeder Hinsicht passenden Sinn; aber es ist nicht abzusehen, wie aus einer so leicht verständlichen Ausdrucksweise jene Corruptel hätte entstehen können.

V. 353. — Seidler und Nauck interpungiren *οἴμοι· κακῶν γὰρ τῶν τότ' οὐκ ἀμνημονῶ, ὅσας κ. τ. λ.*, wonach unter *κακὰ τὰ τότε* zu verstehen wären die Umschlingungen und Bitten. Ich ziehe Markland's Interpunction, nach welcher *ὅσας γενείου χεῖρας κ. τ. λ.* unmittelbar mit *οἴμοι* zusammenhängt, vor; vgl. Alc. 836 *ὦ σχέτλι', οἵας ἤμπλακες ξυναόρου.* Iph. A. 463 *αἶ αἶ, τὸν 'Ελένης ὥς μ' ἀπώλεσεν γάμον γήμας ὁ Πριάμου Πάρις.* Iph. A. 438 f; mit *κακὰ τὰ τότε* ist dann der Opfertod gemeint. — Wenn man diese und ähnliche Beispiele mit solchen Stellen vergleicht, wie Med. 1015 *ὦ δυστάλαινα τῆς ἐμῆς αὐθαδίας.* Bacch. 1237 *οἴμοι κακῶν μὲν πρῶτα σῶν, ἔπειτ' ἐμῶν*: so sieht man, dass jene mit *ὡς, οἷος* u. s. w.

eingeleiteten Ausrufungen sich zu der vorangehenden Interjection ähnlich verhalten wie die Genitive; sie geben die Veranlassung an, durch die man zu dem Ausrufe *οἴμοι*, *αἰαῖ* u. s. w. gebracht wird. Beides zusammen finden wir Troad. 630 f. *αἰαῖ, τέκνον, σῶν ἀνοσίων προσφαγμάτων. αἰαῖ μάλ' αὖθις, ὡς κακῶς διόλλυσαι.* Die Worte *κακῶν γὰρ τῶν τότ' οὐκ ἀμνημονῶ* sind *διὰ μέσου* zu fassen und der Dichter lässt damit die Iph. das wiederholte Bejammern der Unglücksscene in Aulis rechtfertigen. Sie hatte ja schon in der lyrischen Partie jenes Unglück bejammert; aber sie kann es nimmer vergessen (*οὐκ ἀμνημονῶ*) und kommt immer wieder darauf zurück.

Die Genitive *γενείου* und *γονάτων* sind mit Matthiä auf *ἐξηκόντισα* zu beziehen; es spricht schon die Stellung des *γενείου* dafür; der Hauptgrund aber ist, dass *γενείου ἐξαρτᾶσθαι* füglich gar nicht gesagt werden kann; denn *ἐξαρτᾶσθαι* ist ja nicht einfach so viel wie *ἅπτεσθαι*, *θιγγάνειν* u. a., sondern „sich um etwas schlingen und so daran hängen". Die Verbindung von *ἐξακοντίζειν* mit dem Genitiv des Ziels ist nicht im geringsten bedenklich; man vergleiche die von Matthiä angeführten Beispiele. Passender aber als diese ist eine Stelle, die die beste Analogie bietet, nämlich Bacch. 654 f. *αἳ (βάκχαι) τῆσδε γῆς οἴστροισι λευκὸν κῶλον ἐξηκόντισαν.*

V. 361 ff.

Ἅιδης Ἀχιλλεὺς ἦν ἄρ', οὐχ ὁ Πηλέως,
ὅν μοι προσεῖπας πόσιν· ἐν ἁρμάτων ὄχοις
εἰς αἱματηρὸν γάμον ἐπόρθμευσας δόλῳ.

Die Handschriften haben *προσεῖπας* und *ἁρμάτων ὄχοις*; Musurus hat nach *ἁρμάτων* ein *δ'* eingeschoben. Reiske conjicirte *προεῖπας*, welches von Hermann und W. Dindorf aufgenommen worden ist; Nauck und Kirchhoff billigen Badham's *προτείνας*. Ich halte *προσεῖπας* für richtig; man muss nur *μοί* als possessiven Dativ auffassen (vgl. Kühner, gr. Gr. §. 580, 2 b). Ein ähnliches Beispiel des Dativus poss. ist Iph. A. 133 ff. *δεινά γε τολμᾷς, Ἀγάμεμνον ἄναξ. οὕτω τῷ θεᾶς σὴν παῖδ' ἄλοχον φατίσας, ἦγες σφάγιον Δαναοῖς;* denn *φατίζειν* bedeutet hier „oft nennen" und nicht „zusagen" (wie z. B. im Lexikon von Jacobitz und Seiler angegeben wird). — Was nun das Asyndeton betrifft, so hat Schöne mit Recht die Zulässigkeit desselben an unserer Stelle vertheidigt. Iph. macht

mit den Worten ἐν ἁρμάτων ὄχοις κ. τ. λ. ihrem Vater keinen von dem früheren (Ἅιδης κ. τ. λ.) verschiedenen Vorwurf, sondern es wird dieselbe Klage in anderer Form wiederholt, und in einem solchen Falle ist das Asyndeton ganz angemessen; vgl. das von Schöne angeführte Beispiel Hec. 1176. — Es verschwindet jedes Bedenken, wenn man im ersten Satze Ἅιδης und im zweiten αἱματηρόν stark betont. „Hades also war der Achilles, den du als meinen Gatten angeredet (meinen Gatten genannt) hast; blutig ist die Hochzeit, zu der du mich hieher beschieden hast".

V. 364 ff.

ἐγὼ δὲ λεπτῶν ὄμμα διὰ καλυμματων
ἔχουσ' ἀδελφὸν τοῦτον εἱλόμην χεροῖν,
ὃς νῦν ὄλωλεν, οὐ κασιγνήτῃ στόμα
συνῆψ' ὑπ' αἰδοῦς, ὡς ἰοῦσ' εἰς Πηλέως
μέλαθρα· πολλὰ δ' ἀπεθέμην ἀσπάσματα
εἰσαῦθις, ὡς ἥξουσ' ἐς Ἄργος αὖ πάλιν.

„Ἀδελφὸν τοῦτον εἱλόμην libri. κασιγνήτῃ [B] κασιγνήτω C sec. Furiam, κασιγνήτῃ sec. Victorium et app. Parr." Kirchhoff. Tyrwhitt fand zuerst die hdschr. Lesart anstössig und conjicirte ἀδελφὸν οὔτ' ἀνειλόμην — οὐ κασιγνήτῃ κ. τ. λ. wonach Hermann mit Beibehaltung desselben Gedankens ἀδελφόν τ' οὐκ ἀνειλόμην schrieb. Meiner Meinung nach stehen aber dieser Conjectur, die allgemein aufgenommen worden ist, nicht geringe Bedenken entgegen. Zunächst ist es auffallend, dass Iph. ihrem Bruder gar keine Liebkosungen gespendet haben sollte. Warum sollte sie ihn nicht auf den Arm genommen haben? Das ὄμμα διὰ καλυμμάτων ἔχειν hinderte sie durchaus nicht daran, sondern nur am Küssen des Bruders. Und die Worte πολλὰ δ' ἀπεθέμην ἀσπάσματα εἰσαῦτις zeigen klar, dass also doch einige Liebkosungen stattgefunden haben. Was ferner die Lesart κασιγνήτῃ betrifft, so halte ich die Erwähnung der Schwester hier für durchaus unpassend. Iph. ist davon, dass sie von ihrem Bruder, den sie jetzt todt glaubt, keinen zärtlicheren Abschied genommen hat, schmerzlich ergriffen. Wie passt nun da die mitten eingeschobene Erwähnung, dass sie ihre Schwester beim Abschiede nicht geküsst habe? Ich halte τοῦτον für eine Corruptel von τυτθόν und conjicire ferner κασίγνητον στόμα. Die Abschreiber bedachten nicht, dass κασίγνητος auch adjectivisch gebraucht werde (vgl. Soph. Ant. 899, 915 κασίγνητον κάρα) und

so entstanden die Corruptelen *κασιγνήτῃ* und *κασιγνήτω* (*κασιγνήτῳ*), die nichts weiter als Conjecturen der Abschreiber sind. Der Sinn wäre also: „Ich, die ich das Gesicht verschleiert hatte, nahm den kleinen Bruder auf den Arm, aber ich küsste aus Scham des Bruders Mund nicht" oder, was mir noch passender erscheint „ich nahm den Bruder nur ein wenig auf den Arm" (*τυτθόν* als Adverb aufgefasst; vielleicht könnte man auch schreiben *τύτθ' ἀνειλόμην*). In letzterem Falle würde *τυτθὸν εἱλόμην* den Gegensatz zu *πολλὰ δ' ἀσπάσματα* bilden. Die Worte *λεπτῶν — ἔχουσ'* sind eng mit *οὐ κασίγνητον στόμα συνῆψ' ὑπ' αἰδοῦς* zu verbinden; denn hätte Iph. den Bruder küssen wollen, so hätte sie sich entschleiern müssen, was ihr die Scham verwehrte. Das *οὐ* ist stark zu betonen: es hat hier die Geltung von *ἀλλ' οὐ*, weil *συνάπτειν στόμα* (eine zärtliche Liebkosung) zu *ἑλέσθαι χεροῖν*, als einem geringen Grade der Liebkosung, im Gegensatze steht. Vgl. Androm. 248 *Ἑλένη νιν ὤλεσ', οὐκ ἐγώ* (nicht aber ich); ib. 391, 688. Soph. Ai. 949.

V. 396 ff.

Ἢ ῥοθίοις εἰλατίναις δικρότοισι κώπαις
ἔπλευσαν ἐπὶ πόντια κύματα
νάϊον ὄχημα λινοπόροις αὔραις
φιλόπλουτον ἅμιλλαν
αὔξοντες μελάθροισιν·

Die Erklärung Reiske's, der *ἔπλευσαν* = *πλεῖν ἐποίησαν* nahm, hat Hermann mit Recht als unstatthaft zurückgewiesen; aber ebenso wenig kann man mit Hermann *ὄχημα* in der Bedeutung „vectio" nehmen, da es für einen solchen Sprachgebrauch durchaus an Analogien fehlt; *νάϊον ὄχημα* kann sicherlich nichts anderes bedeuten als *ναΐα ἀπήνη* (Med. 1122) oder *ναὸς ὄχημα* (Soph. Trach. 653). — Wenn die Stelle nicht corrupt ist, dann wäre wohl die natürlichste Auffassung, *νάϊον ὄχημα* als Apposition des in *ἔπλευσαν* enthaltenen Subjects zu nehmen und zwar metonymisch für *οἱ ὀχούμενοι*. Eine solche Metonymie findet Statt, wenn z. B. *πόλις* für die Bürger, *οἶκος* für Familie, *φρούρημα* für die Wächter gebraucht wird. Aber freilich muss man gestehen, dass in solchen Fällen die Apposition stets gleichsam wie ein bedeutungsvolles, kräftiges Epiphonema, worin man sein Urtheil über etwas ausspricht, gebraucht wird (vgl. Or. 490 ff. *ἐπεὶ γὰρ ἐξέπνευσεν Ἀγαμέμνων βίον . . . αἴσχιστον*

ἔργον und dies nenne ich eine schmachvolle That!). Darum wird wohl ἔπλευσαν in ἔπλευσεν oder ἔπλευσ' ἄρ' (bezüglich des ἦ ἄρα vgl. Androm. 274 ἦ μεγάλων ἀχέων ἄρ' ὑπῆρξεν, ὅτ' Ἰδαίαν ἐς νάπαν ἦλθ' ὁ Μαίας τε καὶ Διὸς τόκος) zu ändern sein, wozu νάϊον ὄχημα Subject ist; αὔξοντες schliesst sich als Apposition an ὄχημα vermittelst einer constructio ad sensum an.

V. 425 ff.

Εἴθ' εὐχαῖσιν δεσποσύνοις
Λήδας Ἑλένα φίλα παῖς
ἐλθοῦσα τύχοι τὰν
Τρῳάδα λιποῦσα πόλιν, ἵν' ἀμφὶ χαίτᾳ
δρόσον αἱματηρὰν
εἱλιχθεῖσα λαιμοτόμῳ
δεσποίνας χερὶ θάνῃ
ποινὰς δοῦσ' ἀντιπάλους.

V. 430. — Man hat wohl nicht nöthig, εἱλιχθεῖσα mit Nauck und Kirchhoff für corrupt zu halten. Εἱλίσσεσθαι bedeutet auch zuweilen „umgeben, umringt werden"; so Orest. 350 f. κύκλῳ γὰρ εἱλιχθεῖσαν ἀθλίοις κακοῖς οὐπώποτ' ἄλλην μᾶλλον εἶδον ἑστίαν. Es bedeutet an unserer Stelle nicht „bespritzt", sondern „rings herum mit einem Wasserstrahl (χοή) begossen"; das auf das Opfer ausgegossene Wasser bildete eine Kreislinie und darum ist εἱλιχθεῖσα gerade sehr bezeichnend.

V. 431. — „Grammatica videtur requirere θάνοι. Sed defendi potest θάνῃ, si fingas, cupido chori animo rem ita praesentem obversari, tanquam si vere fiat." Hermann hielt nur den Optativ für zulässig. Aber man vergleiche Plat. Phaed. p. 28 D αὐτίκα — τεθναίην δίκην ἐπιθεὶς τῷ ἀδικοῦντι, ἵνα μὴ ἐνθάδε μένω καταγέλαστος und noch mehr Orest. 974 ff. μόλοιμι ... πέτραν, ἵν' ἐν θρήνοισιν ἀναβοάσω γέροντι πατρὶ Ταντάλῳ. Man muss wohl zugeben, dass an unserer Stelle der Optativ passender wäre, und zwar wegen der Worte εὐχαῖσιν δεσποσύνοις; aber damit ist noch nicht die Nothwendigkeit des Optativs erwiesen. Stünde dieser hier, dann wäre ἵνα θάνοι aus dem Sinne der Iph. und mit Anspielung auf Iph. Worte ἵν' αὐτοὺς ἀντετιμωρησάμην (V. 349) gesprochen; durch den Conjunctiv aber wird dieser Wunsch vom Chore als der seinige ausgesprochen. Ersteres kann man umschreiben durch εἴθ' Ἑλένη ἐλθοῦσα τύχοι! τοῦτο γὰρ ἡ δέσποινα εὔχετο, ἵνα θάνοι, letzteres

durch *εἴθ' Ἑλένη ἐλθοῦσα τύχοι* (*τοῦτο γὰρ ἡ δέσποινα εὔχετο*), *ἵνα θάνῃ* (*ὃ κἀγὼ συνεύχομαι*).

V. 438 ff.

* *γὰρ ὀνείρασι συμβαίην*
δόμοις πόλει τε πατρῴᾳ
τερπνῶν ὕμνων ἀπολαύειν,
κοινὰν χάριν ὄλβῳ.

Καὶ γὰρ ὀνείρασι συμβαίην hat *C* und Ald.; in *B* fehlt *καί*; ferner hat *B ἀπόλαυσιν*, *C* und Ald. *ἀπολαύειν*. Dass *ὕμνων* in dem Zusammenhang, den die Vulg. bietet, absurd sei, hat Hermann nachgewiesen; aber seine Änderung *καὶ γὰρ ὀνείροις ἐπιβαίην δόμοις πόλει τε πατρῴᾳ, τερπνῶν ὕπνων ἀπολαύειν* (utinam vel somnio pedem ponam in domo et patria urbe, ut ex suavi somno communi cum felicibus fruar gaudio) ist auch bedenklich. Es scheint mir nicht glaublich, dass der Dichter einen solchen Wunsch dem Chor in den Mund gelegt haben sollte. War denn dieser Wunsch, im Traume in's Vaterland versetzt zu werden, wirklich so schwer erfüllbar? Wenn der Chor immerwährend an sein Vaterland dachte und sich aus dem barbarischen Lande hinwegsehnte, sollte er nicht auch schon oft vom Vaterlande geträumt haben? Ich glaube, dass *ὕμνων* durchaus nicht zu ändern ist, da gerade die Reigentänze und der Gesang bei den heimatlichen Festen den Gegenstand der heissesten Sehnsucht des Chors bilden mussten; die Corruptel steckt vielmehr in den Worten *ὀνείρασι συμβαίην;* ich conjicire: *εἰ γὰρ ὄνειροι συμβαῖεν* „o wenn doch die Träume in Erfüllung gingen, auf dass ich in der Heimat der süssen Gesänge mich freuen könnte". Diesen Wunsch, die Träume möchten sich verwirklichen, scheint der Dichter dem Chor geflissentlich in den Mund zu legen, um damit im voraus leise auf den Ausgang der Handlung hinzudeuten; auch schon bei den Worten *δουλείας ἐμέθεν παυσίπονος* konnten die Zuhörer, welche die beiden Ankömmlinge kannten, es wenigstens für möglich halten, dass dem Chor in Orestes und Pylades wirklich Retter und Befreier erschienen seien. — *Ὄνειροι συμβαίνουσι* nehme ich in dem Sinne „das, was man träumte, trifft ein, das Traumgesicht geht in Erfüllung." So ist *συμβαίνειν* gebraucht Aesch. Pers. 801 ff. *παῦροί γε πολλῶν* (näml. *περῶσι*), *εἴ τι πιστεῦσαι θεῶν χρὴ θεσφάτοισιν, ἐς τὰ νῦν πεπραγμένα βλέψαντα· συμβαίνει γὰρ οὐ τὰ μέν, τὰ*

δ' οὔ „denn keineswegs trifft ein Theil der Göttersprüche ein, ein anderer nicht.“ So ist auch Soph. Trach. 1174 *συμβαίνειν* von der Erfüllung des Orakelspruches gebraucht. Vgl. Xen. Anab. 3, 1, 10 *ἐκ τῶν συμβάντων μετὰ τὸ ὄναρ*. Herod. I, 120 *ἐξήκειν τὸν ὄνειρον* und ebend. *παρὰ σμικρὰ γὰρ καὶ τῶν λογίων ἡμῖν ἔνια κεχώρηκε*. — Der Infinitiv *ἀπολαύειν* ist in etwas freierer Weise hinzugefügt, als ob vorausgegangen wäre *εἰ γάρ μοι κατὰ τοὺς ὀνείρους συμβαίη*. — Das *εἰ* nehme ich aus Kirchhoff's Conjectur (*εἰ γὰρ ὀνείροισι συνείην*) auf; denn *καί* scheint, nachdem *εἰ* ausgefallen war, zur Ergänzung der Lücke eingeschoben worden zu sein (wie V. 416).

V. 463 f.

τὰς τύχας τίς οἶδ' ὅτῳ
τοιαίδ' ἔσονται;

Οἶδ' ὅτι B οἶδ' ὅτῳ C. Alle Herausgeber schreiben *ὅτῳ*, was aber keinen befriedigenden Sinn gewährt; denn wenn Seidler erklärt „quis nosse potest, talem i. e. tam malam sibi fortunam obventuram?“: so fasst er *ὅτῳ* so auf, als ob hier *ὅτι ἑαυτῷ* stünde, was nicht angeht. Ich stehe nicht an, *ὅτι* für das richtige zu erklären: „Wer sollte es wissen können, dass ihn ein solches (so schlimmes) Geschick treffen werde?“ *Τοιαίδ'* sagt aber Iph. (und nicht *κακαί*) weil sie den speciellen Fall im Sinne hat „wie es nun euch getroffen hat. Ihr konntet es auch auf keinen Fall wissen; ihr segeltet gewiss wohlgemuth fort ohne Ahnung des bösen Geschicks; denn alle Fügungen der Götter sind unerforschlich.“ — An dem Worte *κακόν* im folgenden Verse nahm Markland und unter den neuesten Herausgebern Nauck und Kirchhoff Anstoss; gewiss mit Unrecht. Denn gerade dadurch kommt ein wesentlich neuer und bedeutsamer Gedanke hinzu. Die Menschen, lässt der Dichter die Iph. sagen, wissen nicht 1. ob Glück oder Unglück ihrer harre. 2. Wenn sie aber auch allenfalls im Allgemeinen vermuthen können, dass sie Unglück treffen könnte, so wissen sie doch durchaus nicht, was für ein Unglück es sein dürfte. So konnten Orestes und Pyl. wohl z. B. Schiffbruch befürchten; dass aber der Opfertod ihrer harre, ahnten sie nicht.

V. 470 f.

τί ταῦτ' ὀδύρει κἀπὶ τοῖς μέλλουσι νῷν
κακοῖσι λυπεῖς, ἥτις εἶ ποτ', ὦ γύναι;

Die Handschriften haben *νῷν*, welches Porson zuerst in *νώ* verwandelte. Quasi dixisset, fügt er hinzu, desine nosque tuis incendere teque querelis. Auch Hermann hält *νώ* für nothwendig „nam in mente habet Orestes: Quid et ipsa lamentaris et nos contristas?“ Wenn aber diese Beziehung in den Worten liegen sollte, wenn auf *νώ* der Nachdruck zu legen wäre, dann würde man gewiss auch bei *τί ταῦτ' ὀδύρει* eine ausdrückliche Setzung des Pronomens (*σύ* oder *αὐτή*) erwarten. Meiner Meinung nach hat schon Markland *λυπεῖς* mit Recht anstössig gefunden; denn der Zusatz *ἥτις εἶ ποτ', ὦ γύναι* passt nicht recht zu den Worten „warum betrübst du uns noch mehr, dass uns ohnehin Unglück erwartet?“ Wir erwarten vielmehr folgenden Gedanken: „Was kränkst du dich bei den Leiden, die unser harren?“ Um diesen Gedanken zu erhalten, conjicirte Markland statt *λυπεῖς* — *λυπεῖ γ'*, welche Conjectur aber wegen des hier ganz und gar unpassenden *γέ* als misslungen anzusehen ist. Ich conjicire mit Einschiebung eines einzigen Buchstabens (*τ*) *κἀπὶ τοῖς μέλλουσι νῷν κακοῖς τί λυπεῖ σ'* „und was schmerzt dich bei dem Unglück, das uns bevorsteht?“ Vielleicht ist noch statt *μέλλουσι* zu schreiben *μέλουσι* „bei dem Unglück, das uns kümmert“; behält man *μέλλουσι*, dann ist *νῷν* für den possessiven Genitiv zu nehmen.

V. 501 f.

ΙΦ. ἆρ' ἄν τί μοι φράσειας ὧν ἐγὼ θέλω;
ΟΡ. ὡς ἐν παρέργῳ τῆς ἐμῆς δυσπραξίας;

Diesen Vers hat Seidler richtig erklärt „videris hoc postulare tamquam in accessionem calamitatis meae, wohl gleichsam zur Zugabe zu meinem Unglück“. Darnach enthält dieser Vers eine bittere Ironie, mit welcher Or. der Iph. den Vorwurf macht, dass sie, bevor sie ihn opfere, auch noch ihre Neugierde befriedigen wolle. Anders fasste Hermann diese Worte auf. At nec verba, sagt er, hoc significant, neque acerbitas in hoc responso est, sed consentit potius Orestes, non tanti illud esse dicens, ut in multo maioribus suis malis detrectandum videatur. Aber nachdem Orestes zuletzt gesagt hatte *φεύγω τρόπον γε δή τιν' οὐχ ἑκὼν ἑκών* und nachdem Iph. hierauf gefragt hatte *ἆρ' ἄν τί μοι φράσειας ὧν ἐγὼ θέλω* kann Orestes nicht anders als vermuthen, Iph. wolle nähere Auskunft über seine Schicksale, die er in räthselhafter Weise angedeutet hatte, erhalten.

Und dazu passt nun vortrefflich jene bittere Ironie. Aber auch die folgende Erwiederung der Iph. liefert einen Beleg (und zwar einen noch deutlicheren) für die Richtigkeit der Erklärung Seidler's. Denn werden die Worte *ὡς ἐν παρέργῳ κ. τ. λ.* als Ironie genommen, so sind sie zugleich auch als abschlägige Antwort zu betrachten. Iph. hatte aber, da doch endlich einmal ein Argiver an die taurische Küste gekommen war, von ihm Auskunft über die Schicksale ihrer Angehörigen und derjenigen, die an ihrem Unglück Schuld waren, zu erhalten gehofft; sie sagt darum betrübt: *καὶ μὴν ποθεινός γ' ἦλθες ἐξ Ἄργους μολών* „so verweigerst du mir eine Antwort auf meine Fragen! Und doch kamst du mir wahrlich, da du aus Argos kommst, so erwünscht“. Wie sehr dies für die Erklärung Seidler's spricht, sieht man leicht ein. — Orestes missversteht nun wiederum, diesmal geflissentlich, die Worte *καὶ μὴν ποθεινός γ' ἦλθες* und fasst sie so auf, als ob Iph. sich darüber freute, dass sie wieder einmal ein Schlachtopfer in ihre Hände bekommen hätte; darum entgegnet er mit Hohn *οὔκουν ἐμαυτῷ γ'· εἰ δὲ σοί, σὺ τοῦτ' ἔρα.* — Durch diese Darlegung des Zusammenhanges glaube ich auch dargethan zu haben, dass Kirchhoff's Versetzung der Verse 501, 502 nach Vers 504 nicht zu billigen sei.

V. 529.

ἐκεῖθέν εἰμι· παῖς ἔτ' οὖσ' ἀπωλόμην.

Statt *ἀπωλόμην* ist Badham's auch von Nauck gebilligte Änderung *ἀπῳχόμην* aufzunehmen. Jedenfalls hätte dem Orestes der Ausdruck *ἀπωλόμην* auffallend und unerklärlich scheinen müssen und man würde erwarten, dass er gefragt hätte, wie eine Person, die vor ihm stand, von sich sagen konnte *παῖς ἔτ' οὖσ' ἀπωλόμην.* Auf diese Weise wäre die Erkennungsscene früher herbeigeführt worden, während der Dichter dieselbe geflissentlich hinausschiebt.

V. 576 f.

οὐδένα γὰρ εἶχον ὅστις ἀγγεῖλαι μολὼν
εἰς Ἄργος αὖθις τὰς ἐμὰς ἐπιστολὰς
πέμψειε σωθεὶς τῶν ἐμῶν φίλων τινί.

Die Handschriften haben *ἀγγεῖλαι;* die Änderung von Portus *ἀγγείλαι* ist von Seidler und Elmsley gebilligt worden. Da aber eine

Verbindungspartikel der beiden Optative ἀγγεῖλαι und πέμψειε fehlt, so schrieb Seidler τὰς δ' ἐμάς, Elmsley τάς τ' ἐμάς. Aber ἀγγεῖλαι steht zu kahl da und die Tautologie, die in ἀγγεῖλαι und τὰς ἐμὰς ἐπιστολὰς πέμψειε liegt, ist unerträglich. Seidler schlug noch eine andere Conjectur vor, da er wohl einsah, wie misslich es mit ἀγγεῖλαι stehe; er meint nämlich, man könne ἀγγείλας schreiben und erklären „qui quum mihi nuntii aliquid attulisset, ad Argos reversus meas literas perferret“, womit Hermann einverstanden ist. Aber gewiss würde, wie Hartung mit Recht bemerkt, der Dichter, wenn er dies im Sinne gehabt hätte, es nicht so unbestimmt, ja geradezu unverständlich durch das einzige ἀγγείλας ausgedrückt haben. — Ohne auf die übrigen Conjecturen einzugehen, erkläre ich, dass mir die Ansicht Dindorf's, der V. 576—8 für interpolirt hält, einen sehr grossen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint. Die Verse sind, wie Dindorf bemerkt, aus V. 570 ff. entlehnt; τῶν ἐμῶν φίλων τινί findet sich V. 628. Und es ist nicht blos der Sinn im Allgemeinen derselbe, sondern fast Wort für Wort wiederholt sich das in andern Versen Enthaltene. — Dazu kommt noch der Umstand, dass wir, wenn sich V. 576 an das frühere anschliessen soll, zur Annahme einer lästigen Parenthese (ἥν τις οἰκτείρας — ἡγουμένης) gezwungen sind. Endlich ist noch die Ausdrucksweise ἐπιστολὰς πέμψειε verdächtig. Von der Iph. könnte wohl gesagt werden πέμπει δέλτον, von dem Überbringer gebraucht Eur. φέρειν, ἀποδιδόναι; vgl. 732, 733, 721, 779, 603. Iph. A. 301, 890, 893. Und sollte sich auch einzeln πέμπειν vom Briefträger, ἐπιστολαί vom Briefe gebraucht finden, so viel ist gewiss, dass πέμπειν δέλτον τινί nur vom Absender eines Briefes gesagt wird. — Man sieht auch leicht, was zu der Interpolation Anlass gegeben haben mag. Iph. hatte so eben eines Gefangenen Erwähnung gethan, der ihr den Brief geschrieben habe. Es mochte wohl nun dem Interpolator auffällig erscheinen, warum Iph. nicht gleich durch diesen Gefangenen den Brief an Orestes geschickt habe; darum hielt er es für nöthig, dies in ein helleres Licht zu setzen durch die Angabe, dass er kein Argiver war, also nicht nach Argos gegangen wäre, wenn sie ihn gerettet hätte (μολὼν εἰς Ἄργος αὖθις). Diese Angabe war aber nicht so nöthig, als der Interp. glaubte; es geht ja aus V. 580 hinlänglich klar hervor, dass jener Gefangene nichts von Mykenä wusste, dass er also kein Argiver war.

V. 579 ff.

σὺ δ'· εἶ γάρ, ὡς ἔοικας, οὔτε δυσγενὴς
καὶ τὰς Μυκήνας οἶσθα χοὓς κἀγὼ θέλω·
σώθητι καὶ σὺ μισθὸν οὐκ αἰσχρὸν λαβὼν
κούφων ἕκατι γραμμάτων σωτηρίαν.

Die Handschriften haben *καὶ τὰς Μυκήνας οἶσθα χοὓς κἀγὼ θέλω· σώθητι καὶ σὺ κ. τ. λ.* — Gewöhnlich suchte man hier die Corruptel in den Worten *καὶ σύ* und so conjicirte Canter *καὶ ζῇ*, Reiske *καὶ σοῦ*, Musgrave und Jacobs *σώθητ' ἐκεῖσε*, Bothe *σύθητ' ἐκεῖσε;* aber der Sitz des Verderbnisses scheint vielmehr in *χοὓς κἀγὼ θέλω* zu sein, wie Nauck und Kirchhoff erkannt haben. Die Erklärung dieser Worte durch *χοὓς κἀγὼ θέλω σ' εἰδέναι* ist gezwungen; die Worte können vielmehr bei natürlicher Erklärung nur bedeuten „du kennst die, die auch ich kennen will", was aber offenbar unpassend ist. — Dazu kommt noch ein wichtiger Umstand. Gesetzt dass *χοὓς κἀγὼ θέλω* bedeuten könnte „du kennst diè, die ich gerade von dir gekannt wissen will", so müsste wohl dem Orestes sofort ein Licht darüber aufgegangen sein, wem Iph. den Brief schicken wolle; er müsste sofort vermuthet haben, dass unter den Lieben, die Iph. V. 571 bei den Worten *τοῖς ἐμοῖς ἐκεῖ φίλοις* meint, nur Agamemnon's Familie verstanden sein könne, über welche sie ja so angelegentlich und mit so offenbarem Interesse Erkundigungen eingezogen hatte. So viel kann der Dichter, der die Erkennungsscene noch so lange aufschiebt, nicht gewagt haben; hätte er es gewagt, so müssten wir es höchst unnatürlich finden, dass Or. bei diesen Worten noch nichts ahnte und sich nicht sofort Gewissheit darüber zu verschaffen suchte. Dies Bedenken wird durch Nauck's Conjectur (*οἶσθας οὓς τ' ἐγὼ φιλῶ*) nicht behoben, sondern nur noch vergrössert. Mit einer sehr geringen Änderung schlage ich vor: *σὺ δ' (εἶ γάρ, ὡς ἔοικας, οὔτε δυσμενὴς καὶ τὰς Μυκήνας οἶσθά γ') ὡς κἀγὼ θέλω, σώθητι καὶ σύ* „du aber (denn, wie es scheint, bist du nicht feindlich gesinnt und gewiss ist, dass du Mykenä kennst), du sollst ebenso gerettet werden, wie auch ich es will"; zu den Worten *ὡς κἀγὼ θέλω* ist also *σωθῆναι* zu ergänzen [1]. Iphig. spricht hier ihre Sehnsucht nach Rettung aus,

[1]) Ich muss hier die Lesart *δυσμενής* gegen das allgemein aufgenommene *δυσγενής* in Schutz nehmen. B hat *δυσμενής*, C *δυσγενής*. Iph. konnte namentlich aus den letzten Antworten des Or. hinlänglich erkennen, dass er die Reihe von Unglücksfällen, die

wie an vielen anderen Stellen; sie deutet damit schon an, was in ihrem Briefe enthalten sei (vgl. 762 *κόμισαί μ' ἐς Ἄργος, ὦ σύναιμε, πρὶν θανεῖν κ. τ. λ.*). Passend ist nach meiner Conjectur das *γέ* bei *οἶσθα;* denn dass der Fremdling nicht *δυσμενής* sei, konnte sie nur als eine (freilich wahrscheinliche) Vermuthung aussprechen; dass er Mykenä kannte, das stand unzweifelhaft fest.

V. 591 f.

ἀλλ' ὡς γενέσθω· τῷδε μὲν δέλτον δίδου·
πέμψει γὰρ Ἄργος, ὥστε σοι καλῶς ἔχειν.

Bei Lucian, der V. 591 ff. citirt (Amm. 47) findet sich *πέμψω* statt *πέμψει*, was die Handschriften des Eur. bieten. Ich halte *πέμψω* für die echte Lesart; denn der Ausdruck *πέμπειν δέλτον* vom Überbringer des Briefes erregt Bedenken. Unterstützt wird jene Lesart noch durch V. 602; denn mit den Worten *ἐπεὶ δὲ βούλει ταῦτα, τόνδε πέμψομεν* scheint Iph. wirklich auf ein von Or. ausgesprochenes *πέμψω γὰρ Ἄργος* hinzudeuten. Ferner ist zu bedenken, dass Pylades ein Phokier war, und wenn auch Iph. dies noch nicht erfahren hatte, so ist doch so viel gewiss, dass sie ihn für einen Nichtargiver hält. Dies scheint mir aus V. 721 und 724 hervorzugehen, da Iph. hier so nachdrücklich hervorhebt *εἰς Ἄργος, πρὸς Ἄργος;* es geht ferner daraus hervor, dass Or. Argos als sein Vaterland nennt (496), das Vaterland des Pyl. aber nicht nennen will (484); und bestätigt wird es durch V. 891. Darum hatte Iph. wohl Grund, einigen Zweifel zu hegen, ob er auch wirklich so gewissenhaft sein werde, den Brief nach Argos zu überbringen; sie spricht diese Befürchtung auch wirklich V. 719 ff. aus und lässt den Pyl. einen Eid schwören. Es ist also vollkommen passend, wenn Or., um diese Befürchtung niederzuschlagen, sagt „denn ich werde ihn (wenn er auch kein Argiver ist) nach Argos schicken, so dass es um die Bestellung deines Auftrags ganz gut steht". Endlich spricht auch V. 688 f. zu Gunsten des *πέμψω*, wie schon Markland darauf aufmerksam gemacht hat.

---

das Haus Agamemnon's trafen, nicht gefühllos, sondern mit warmer Theilnahme berichte. Und dies war ein sehr wichtiger Grund, wesshalb Iph. den Or. retten wollte. Auch macht *οὐ δυσμενής* einen trefflichen Effect; denn freilich hatte Iph. sehr recht, wenn sie ihren Bruder *οὐ δυσμενής* nannte; sie wusste selbst nicht, wie wahr sie gesprochen habe. Ferner sieht man nicht recht ein, wie das *οὐ δυσγενής* ein günstiges Moment zur Rettung des Or. in den Augen der Iph. hätte sein sollen.

V. 653 ff.

ἔστιν ἡ ξένη γένος
ἐκεῖθεν Ἀργεία τις· οὐ γὰρ ἄν ποτε
δέλτον τ' ἔπεμπε καὶ τάδ' ἐξεμάνθανεν,
ὡς κοινὰ πράσσουσ', Ἄργος εἰ πράσσει καλῶς.

Statt des hdschr. *πράσσει* ist von den neuern Herausgebern Hermann's Änderung *πράσσοι* aufgenommen worden. Wenn man *Ἄργος — καλῶς* mit *ὡς κοινὰ πράσσουσα* verbindet, dann ist allerdings der Optativ nothwendig. Man thut aber gewiss besser, wenn man die Worte *Ἄργος εἰ πράσσει καλῶς* von *τάδ' ἐξεμάνθανεν* abhängen und *ὡς κοινὰ πράσσουσα* als Parenthese gelten lässt „nimmermehr hätte sie so, als ob es sich um ihr eigenes Interesse handle, darnach gefragt, ob es um Argos gut stehe". *Τάδε* ist alsdann präparativ gebraucht. — Iph. hatte den Or. gefragt nach den Kämpfen vor Troja, der Rückkehr der Achäer, nach Kalchas, Achilles,' endlich nach den Schicksalen Agamemnon's und seiner Familie (die Nachfragen nach Helene und Odysseus erwähnt Or. gar nicht). Nur die letzten Fragen (nach Agam. und seiner Familie) berechtigen den Or. zu der Vermuthung, dass Iph. eine Argiverin sei; da nun *τάδε* nicht hinlänglich bestimmt und deutlich diese letzten Fragen bezeichnet, so erläutert es der Dichter durch *Ἄργος εἰ πράσσει καλῶς*. — Bei der Lesart *πράσσοι* erheben sich zwei Bedenken; erstlich müsste man *τάδε* rein nur auf die Worte *καὶ τὸν ἄθλιον κ. τ. λ.* beziehen und man müsste dem Dichter den Vorwurf machen, dass er sich ziemlich unklar ausgedrückt habe; zweitens ist der Gedanke seltsam, wenigstens zu eng „als ob sie Interesse an der Wohlfahrt von Argos hätte". Nicht auch am Unglücke? Um Argos stand es ja sehr schlimm und doch zeigte Iph. das lebhafteste Interesse.

V. 660 f.

ΠΥ. ἀτὰρ διῆλθε χἄτερον λόγον τινά.
ΠΡ. τίν'; εἰς τὸ κοινὸν δοὺς ἄμεινον ἂν μάθοις.

Das handschr. *διῆλθε* ist von Matthiä und Hermann vertheidigt worden. Matthiä erklärt „sacerdos aliud quid nobis exposuit" und fügt hinzu „sed illis verbis quum significare videatur Pylades, se id quod dixerit Iph. non satis perspexisse, respondere poterat Orestes: *τίν'; ἐς τὸ κ. τ. λ.*" Hermann aber meint, Orestes habe aus den Worten des Pyl. schliessen müssen, „singulare quid et quod certiori

coniecturae de patria et genere sacerdotis faciendae viam monstret a Pylade esse animadversum". Aber was sollte es gewesen sein, das die Priesterinn aus einander gesetzt, Or. aber überhört oder nicht hinlänglich beachtet hätte? Und wie sollen die folgenden Worte des Pyl. *αἰσχρὸν θανόντος κ. τ. λ.* sich an V. 660 anschliessen, wenn wir *διῆλθε* schreiben? Man wäre wirklich gezwungen anzunehmen, dass Iph. ausdrücklich gesagt oder doch wenigstens angedeutet hätte, es sei für Pyl. schmählich den Or. zu überleben. — Es muss der V. 660 eine Einleitung, eine Ankündigung dessen enthalten, was Pyl. V. 662 ff. dem Freunde mittheilt. — Vollkommen dem Context angemessen ist Porson's Conjectur *διῆλθον*, angemessener als Faber's und Markland's *διελθέ;* denn man kann gegen das letztere einwenden, dass dann die Frage des Or. *τίν'; ἐς τὸ κ. τ. λ.* unnöthig ist; denn wenn Pyl. den Or. auffordert *διελθέ*, so bedurfte es gar nicht mehr einer Mahnung von Seiten des Or. — Aber *διελθέ* empfiehlt sich desshalb ungemein, weil es so gut wie gar keine Änderung der handschr. Lesart ist, und Sache der Kritik ist es, nicht das, was sie für das beste hält, aufzunehmen, sondern das, was sich als das wahrscheinlichere erweist; und dies ist hier *διελθέ*. Und überdies, wenn uns auch die Frage des Or. nach einem vorausgehenden *διελθέ* etwas unnatürlich erscheint, so lassen sich doch, namentlich aus den Stichomythien des Eur. zahlreiche ähnliche Beispiele anführen. So unterbricht Kreusa (Jon 266) die Frage des Jon: *πρὸς θεῶν ἀληθῶς, ὡς μεμύθευται βροτοῖς* mit den Worten *τί χρῆμ' ἐρωτᾷς, ὦ ξέν', ἐκμαθεῖν θέλω*, während doch kein Zweifel vorhanden ist, dass Jon seine Frage vollständig ausgesprochen hätte, auch wenn ihn Kreusa nicht dazu aufgefordert hätte. — An unserer Stelle lässt sich übrigens die uns auffallende Aufforderung des Or. ziemlich rechtfertigen. Da nämlich Pyl. das unbestimmte *τινά* gebraucht, also nicht Anstalten zu machen scheint, es dem Orestes schleunig mitzutheilen, so wird dieser ungeduldig und es lässt sich seine Frage und Mahnung erklärlich finden. Hätte Pyl. gesagt *τοῦτον τὸν λόγον*, dann hätte freilich Or. füglich nicht fragen können.

V. 666 ff.

δόξω δὲ τοῖς πολλοῖσι· πολλοὶ γὰρ κακοί·
προδοὺς σεσῶσθαί σ' αὐτὸς εἰς οἴκους μόνος,
ἢ καὶ φονεύσας ἐπὶ νοσοῦσι δώμασι
ῥάψαι μόρον σοι σῆς τυραννίδος χάριν.

Lobeck (zu Ai. 311) conjicirte statt ἢ καὶ φονεύσας — ἢ κἀφεδρεύσας, was wohl einen guten Sinn gäbe, aber wegen der ungemein kühnen Änderung keine Wahrscheinlichkeit für sich hat. Das hdschr. ἢ καὶ φονεύσας . . ῥάψαι μόρον σοι ist aber geradezu unerträglich. Eine solche Tautologie wäre wohl zu rechtfertigen, wenn der Begriff des Ermordens dadurch energisch hervorgehoben würde, wenn es also z. B. hiesse: ἢ καὶ φονεῦσαί σ' ἐπὶ νοσοῦσι δώμασιν, ῥάψαι μόρον σοι σῆς τυραννίδος χάριν; aber eine solche Entschuldigung lässt sich bei der hdschr. Lesart durchaus nicht anwenden. Ich glaube nicht, dass hier durch Änderung des φονεύσας zu helfen sei, sondern dass V. 669, der auch in metrischer Hinsicht keineswegs gelungen ist, für eine Interpolation zu halten sei, so dass φονεύσας ebenso wie προδούς auf den Infinitiv σεσῶσθαι zu beziehen wäre. Man sieht leicht, was zu der Interpolation Anlass gegeben haben könnte. Der Interpolator vermisste nämlich einen Infinitiv, auf den sich φονεύσας ebenso bezöge, wie προδούς auf σεσῶσθαι und schob darum jenen Vers ein.

V. 679 f.

τὸ μὲν γὰρ εἰς ἔμ' οὐ κακῶς ἔχει,
πράσσονθ' ἃ πράσσω πρὸς θεῶν λύσειν βίον.

Λύσειν B (und Ald.), *λήσειν C*. Hermann's Vertheidigung des λύσειν ist sehr unwahrscheinlich; denn in οὐ κακῶς ἔχει liegt keineswegs irgendwie der Begriff der Erwartung. Elmsley's Conjectur λύειν beseitigt zwar das grammatische Bedenken, aber die Entstehung der Corruptel ist dabei nicht gut begreiflich. Ich glaube, Eur. habe geschrieben τὸ μὲν γὰρ εἰς ἔμ' οὐ κακῶς ἔχει, πράσσων θ', ἃ πράσσω πρὸς θεῶν, λύσω βίον. Der Abschreiber glaubte πράσσονθ' lesen zu müssen und dadurch wurde nothwendig die Änderung des Indicativs in den Infinitiv herbeigeführt; aber der Abschreiber kümmerte sich nicht darum, ob sich auch der Infinitiv futuri rechtfertigen lasse.

V. 741 f.

ΠΥ. ἄκουε δὴ νῦν ὃν παρήλθομεν λόγον.
ΙΦ. ἀλλ' αὖτις ἔσται καινός, ἢν καλῶς ἔχῃ.

Unter den zahlreichen Conjecturen, die hier gemacht wurden, ist Bothe's Conjectur ἀλλ' οὔτις ἔστ' ἄκαιρος, ἢν καλῶς ἔχῃ, wie auch Hermann schreibt, auszuzeichnen. Auch Markland's Änderung

ἀλλ' αὖϑις ἔσται κοινός, ἢν καλῶς ἔχῃ gibt einen vollkommen angemessenen Sinn. Aber auch hier ist wiederum die Entstehung der Corruptel durch diese Conjecturen nicht erklärlich gemacht; denn es erscheint nicht glaublich, dass die Abschreiber so leicht verständliche Sätze nicht hätten verstehen sollen. Ich glaube, es sei zu schreiben *ἀλλ' ὅστις ἔσται, κοινός* (näml. *ἔσται* oder *ἐστί*), *ἢν καλῶς ἔχῃ*, was in den Zusammenhang sehr gut passt.

V. 755 f.

σήμαινε δ' ᾧ χρὴ τάσδ' ἐπιστολὰς φέρειν
πρὸς Ἄργος ὅ τι τε χρὴ κλύοντά σου λέγειν.

Die hdschr. Lesart *ᾧ* hält Elmsley für einen Solöcismus (Anmerk. zu Seidler's Ausgabe der Iph. T. und zu Med. 1087); denn *ὅς* könne nicht für *τίς* oder *ὅστις* stehen; daher vermuthet er *σήμαινε τῷ* oder *σήμαιν' ὅτῳ*. Gerade diese Stelle ist aber sehr lehrreich für den Unterschied zwischen *ὅς* und *ὅστις*. Das erste, von *σήμαινε* abhängige Glied ist eben kein Fragesatz; man muss *τοῦτον* ergänzen und übersetzen „bezeichne mir nun auch denjenigen, dem ich den Brief zu übergeben habe". Vgl. Hec. 997 *οἶσϑ' οὖν ἃ λέξαι σοί τε καὶ παισὶν ϑέλω*, wo ebenfalls *ταῦτα* zu ergänzen ist. Im folgenden Vers hingegen ist *ὅ τι τε χρὴ λέγειν* ein Fragesatz, und *σημαίνειν* ist nicht in der Bedeutung „bezeichnen", sondern „erzählen" zu diesem Fragesatz herüber zu ziehen.

V. 768 ff.

ΠΥ. ὦ ϑεοί. ΙΦ. τί τοὺς ϑεοὺς ἀνακαλεῖς ἐν τοῖς ἐμοῖς;
ΠΥ. οὐδέν· πέραινε δ'· ἐξέβην γὰρ ἄλλοσε.
τάχ' οὖν ἐρωτῶν σ' εἰς ἄπιστ' ἀφίξομαι.
ΙΦ. λέγ' οὕνεκ' ἔλαφον ἀντιδοῦσά μου ϑεὰ
Ἄρτεμις ἔσωσέ μ' κ. τ. λ.

Nach den Handschriften spricht Pylades *ὦ ϑεοί*, so wie auch die Verse 769, 770. Es sind hier die verschiedensten Änderungen versucht worden. Ich glaube, dass nur Seidler den richtigen Weg eingeschlagen habe, der jenen Ausruf und den V. 769 vom Pylades, den V. 770 aber von der Iph. gesprochen werden lässt. Bedenklich ist aber seine Änderung *τάχ' οὖν ἐρῶ· τῶν δ' εἰς ἄπιστ' ἀφίξομαι* (statt des hdschr. *τάχ' οὖν ἐρωτῶν σ'*). Den Ausruf *ὦ ϑεοί* und V. 769 müssen wir (mit den Handschriften) dem Pyl. belassen; denn Iph. spricht hier durchgehends nur zu Pyl. und beachtet den

Orestes auch nicht im geringsten. Dies sieht man am deutlichsten daraus, dass, als Orestes ausruft *Πυλάδη, τί λέξω* Iph. sich gar nicht daran kehrt, sondern ruhig fortfährt, dem Pyl. den Inhalt des Briefes mitzutheilen. Pyl. sollte die Iph. aussprechen lassen; er unterbricht sie aber mit *ὦ θεοί* und da fragt sie ihn: Was rufst du bei meiner Mittheilung die Götter an? — Ebenso kann V. 769 nur vom Pyl. gesprochen worden sein; denn nur für diesen passen die Worte *πέραινε δ'· ἐξέβην γὰρ ἄλλοσε* „vollende nur; denn ich schweifte mit meinen Gedanken ab, während ich dich ruhig und aufmerksam anhören sollte".

Auch zeigt die Art und Weise, wie Iph. zu reden fortfährt, dass nicht Orestes, sondern Pyl. sie unterbrochen habe; die Worte *λέγ' οὕνεκα* sind ja an letzteren gerichtet. Der V. 770 kann aber nicht mehr von Pyl. gesprochen worden sein. Denn dass dieser ungeduldig das Ende der Erzählung erwartete, dies sehen wir deutlich daraus, dass er hastig und in ganz kurzen, abgebrochenen Sätzen sagt: *οὐδὲν· πέραινε δ'· ἐξέβην γὰρ ἄλλοσε.* Wie sollte er nun nach diesen Worten noch einen ganzen Vers gesprochen haben? Wir müssen also V. 770 der Iph. geben. Während man aber mit ziemlicher Sicherheit die Verse vertheilen kann, ist die Emendation des V. 770 noch nicht gelungen. Nur vermuthungsweise möchte ich vorschlagen: *τάχ' οὖν ἐρῶ, τοῖς εἰς ἄπιστ' ἀφίξομαι* (*ἐρῶ, τοῖς* wird durch *B*, der von erster Hand *ἐρωτῶσ'* und nicht *ἐρωτῶν σ'* hat, unterstützt) „gut! so will ich gleich das sagen, womit ich in das Gebiet des Wunderbaren kommen werde".

V. 792. — Die Richtigkeit der handschr. Lesart *τὸ δ' Ἄργος αὐτοῦ μεστὸν ἥ τε Ναυπλία* hat schon Markland bezweifelt; denn es wäre dies eine höchst sonderbare Ausdrucksweise für „Argos ab illo frequentatur" (wie Seidler erklärt) oder „Argos und Nauplia sehen ihn um sich überall" (wie Schöne die Worte auffasst). Und wenn auch dieser Sinn in den Worten liegen könnte, so wagt man wirklich nicht zu viel, wenn man mit Kirchhoff sagt „non persuadeo mihi tales ineptias fudisse Euripidem". Kirchhoff war dem richtigen sehr nahe, als er conjicirte *τὸ δ' Ἄργος αὖ ποῦ μοι 'στὸν ἥ τε Ναυπλία;* er hätte nur *αὐτοῦ* (hier, welches sich auch bei Tragikern zuweilen findet; vgl. 1133) beibehalten sollen. — Iph. hatte V. 555 gefragt „ist der Sohn des gemordeten Vaters in Argos?" und darauf zur Antwort erhalten *ἔστ', ἄθλιός γε κοὐδαμοῦ καὶ πανταχοῦ* — eine

dunkle und zweideutige Antwort, die aber Iph. so versteht, dass Or. sich doch in Argos befinde; darum hebt sie auch überall hervor, der Brief solle *πρὸς Ἄργος* gebracht werden. Diese Meinung will sie auch, da sich der Fremdling jetzt für ihren Bruder ausgibt, nicht fahren lassen, sondern frägt unwillig: „Ich sollte in dir meinen Bruder sehen? willst du nicht schweigen? hier soll mir Argos und Nauplia sein?“ Man könnte es etwa wiedergeben: „Das ist mir ein schönes Argos und Nauplia!“ Nach Analogie von Androm. 168 *οὐ γάρ ἐσθ' Ἕκτωρ τάδε, οὐ Πρίαμος, οὐδὲ χρυσός, ἀλλ' Ἑλλὰς πόλις* und Heraclid. 193 könnte man es etwa auch ausdrücken *οὐκ ἔστι τάδε Ἄργος*.

V. 799 f.

ΟΡ. λέγοιμ' ἂν ἀκοῇ πρῶτον Ἠλέκτρας τάδε·
Ἀτρέως Θυέστου τ' οἶσθα γενομένην ἔριν;

Ἄκουε hat Markland emendirt in *ἀκοῇ*. Nauck klammert diesen Vers als verdächtig ein; aber wir können ihn nicht entbehren, da die Worte *ἃ δ' εἶδον αὐτός, τάδε φράσω τεκμήρια* (V. 810) eine unverkennbare Beziehung auf denselben enthalten. Man kann hier nicht von einer Störung der Stichomythie sprechen; vielmehr ist die Sache so aufzufassen, dass der erste der beiden Verse die erste Stichomythie beschliesst und mit dem zweiten eine neue Stichomythie eingeleitet wird. Die beiden Stichomythien sind auch desshalb leicht zu unterscheiden, weil von V. 793 bis 799 Or. der Antwortende, Iph. die Fragende ist, während mit V. 800 das Verhältniss sich umkehrt. Vgl. Zeitschr. f. d. öst. Gymn. 1858. VIII. S. 622 f.

V. 806 f.

ΟΡ. καὶ λούτρ' ἐς Αὖλιν μητρὸς ἀνεδέξω πάρα;
ΙΦ. οἶδ'· οὐ γὰρ ὁ γάμος ἐσθλὸς ὤν μ' ἀφείλετο.

Matthiä erklärt diesen Vers: „Nuptiae enim bonae, cum nobili viro ineundae, non effecerunt, ut lavacris a matre administrandis carerem.“ Seidler fasst die Worte als Fragesatz auf: „nonne enim nuptiae illae, quae satis felices erant, illi me abstulerant?“ *Γάμος ἐσθλός* kann wohl nur „glückliche Vermählung“ bedeuten; der Dichter hätte sich sehr sonderbar ausgedrückt, wenn er darunter „nuptiae cum nobili viro ineundae“ hätte verstanden wissen wollen; er hätte wohl dem hier so nahe liegenden Missverständniss vorbeugen müssen. Ferner erscheint, wenn man auch *ἐσθλός* in der

Bedeutung „nobilis“ nimmt, der Zusatz ἐσθλὸς ὢν selbst sonderbar.— Man muss wohl οὐ auf ἐσθλός beziehen und so eine etwas ungewöhnliche Stellung des οὐ annehmen. Eigentlich hätte Iph. nur zu sagen gebraucht ὁ γάμος γάρ μ' ἀφείλετο „denn jene Heirath entriss mich der Mutter; darum wurde mir das Badwasser nach Aulis mitgegeben“; sie kann sich aber doch nicht enthalten, nebenbei gleich diese Heirath mit dem wahren Namen (οὐκ ἐσθλός) zu bezeichnen, was wir etwa so wiedergeben können: „Ich weiss es! Denn die — leider nicht glückliche — Heirath entriss mich der Mutter“.

Man kann übrigens der Annahme einer ungewöhnlichen Stellung des οὐ hier durch eine etwas andere Deutung des οἶδα entgehen. Fassen wir nämlich οἶδα in dem Sinne „das weiss ich leider nur zu gut; das kann ich gewiss nicht vergessen“ auf, dann lässt sich das Folgende so auflösen: οὐ γὰρ ὁ γάμος ἐσθλὸς ἦν, ὅς μ' ἀφείλετο; dann ist οὐ γὰρ ὁ γάμος ἐσθλὸς ἦν die Begründung nicht sowohl des οἶδα, als vielmehr des darin liegenden schmerzlichen Gedankens, den wir durch „leider“ ausgedrückt haben; wir müssen uns natürlich denken, dass Iph. οἶδα in schmerzlichem Tone ausgesprochen hat. Man vergleiche Aesch. Ag. 1213, wo Kassandra sagt: καὶ μὴν ἄγαν γ' Ἕλλην' ἐπίσταμαι φάτιν, wonach man an unserer Stelle etwa sagen könnte: καὶ μὴν ἄγαν γ' οἶδα τοῦτο· οὐ γὰρ ὁ γάμος ἐσθλὸς ἦν. Eine Analogie bietet auch Aesch. Pers. 280 ff., wo der Bote ausruft φεῦ τῶν Ἀθηνῶν· ὡς στένω μεμνημένος, worauf der Chor erwiedert: στυγναί γ' Ἀθᾶναι δαΐοις· μεμνῆσθαί τοι πάρα. Vgl. noch Iph. T. 838 und das zuweilen mit Bitterkeit und Schmerz gebrauchte ὡς ἔοικε (Hermann zu Vig. p. 753).

V. 882 f.

σοφῶν γὰρ ἀνδρῶν ταῦτα, μὴ 'κβάντας τύχης
καιρὸν λαβόντας ἡδονὰς ἄλλας λαβεῖν.

Μή ist eng mit ἐκβάντας zu verbinden; καιρόν λαβεῖν bedeutet hier nicht „günstige Gelegenheit erlangen“ sondern „die günstige Gelegenheit, die sich dargeboten hat, sofort fassen und benützen“. Vgl. besonders Aesch. Sept. 65 καὶ τῶνδε καιρὸν ὅστις ὤκιστος λαβέ. Der Dichter hat gewiss geflissentlich καιρὸν λαβόντας und ἡδονὰς λαβεῖν einander entgegengesetzt. Der Sinn ist: „Für weise Männer ziemt es sich, das Schicksal nicht zu vernachlässigen, sondern den günstigen Zeitpunct erfassend, sich dadurch (in Folge des weisen

Erfassens) noch andere Freuden zu verschaffen." Wendet man diese allgemeine Sentenz auf den vorliegenden speciellen Fall an, so ist unter *ἡδοναὶ ἄλλαι* das *κλεινὸν ὄνομα σωτηρίας* zu verstehen.

V. 887 ff.

ΙΦ. *οὐδέν μ' ἐπίσχῃ γ' οὐδ' ἀποστήσει λόγου*
πρῶτον πυθέσθαι τίνα πότ' Ἠλέκτρα πότμον
εἴληχε βιότου· φίλα γὰρ ἔσται πάντ' ἐμοί.
ΟΡ. *τῷδε ξυνοικεῖ βίον ἔχουσ' εὐδαίμονα.*
ΙΦ. *οὗτος δὲ ποδαπὸς καὶ τίνος πέφυκε παῖς;*
ΟΡ. *Στρόφιος ὁ Φωκεὺς τοῦδε κλῄζεται πατήρ.*
ΙΦ. *ὅδ' ἐστί γ' Ἀτρέως θυγατρός, ὁμογενὴς ἐμός;*

Οὐδέν μ' ἐπίσχη γ' οὐδ' ἀποστήσει λόγου B οὐδέν μ' ἐπίσχῃ γ' οὐδ' ἀποστήσῃ λόγου C. — Hartung erklärt mit Recht das *γέ* für unerträglich; seine Conjectur *οὐ μή μ' ἐπίσχῃς οὐδ' ἀποστήσεις λόγου* hat aber nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich. Ich vermuthe *οὐ δεῖ μ' ἐπισχεῖν οὐδ' ἀποστῆσαι λόγου.* Hatte einmal der Abschreiber für *οὐ δεῖ* irrthümlicher Weise *οὐδέν* geschrieben, so mussten natürlich die Infinitive geändert werden. *Οὐ δεῖ μ' ἐπισχεῖν* sagt Iph., weil Or. den Rath des Pyl. gebilligt hat und mit den Worten *ἦν δέ τις πρόθυμος ᾖ κ. τ. λ.* es für angemessen erklärt, wirklich nun an die Mittel der Rettung ernstlich zu denken. Man vergleiche übrigens eine ähnliche Corruptel von *οὓς δεῖ γ'* in *οὐδεὶς γ'* (V. 1187). — Was die Worte *φίλα γὰρ ἔσται πάντ' ἐμοί* betrifft, so hat man dieselben erklärt „denn alles, was du mir von ihr berichten wirst, wird mir angenehm zu hören sein". Dieser Sinn ist aber, wenn auch nicht absurd (wie Markland meint), so doch ziemlich matt und seltsam. Iph. interessirt sich ja auch für alles Andere, was ihr von Or. erzählt wird, nicht blos für das Schicksal der Elektra: wie kann sie also als Grund davon, dass sie sich nicht abhalten lasse, zuerst nach den Schicksalen der Elektra zu fragen, dies angeben „denn Alles was ich von ihrem Schicksal erfahren werde, wird mir lieb zu hören sein"? — Aber ich glaube nicht, dass hier eine Corruptel anzunehmen sei, weil sich eine Erklärung zeigt, die einen ganz befriedigenden Sinn gibt. Wenn Iph. sagt, sie wolle zuerst über das Loos der Elektra Auskunft haben, so ist darin auch der Gedanke involvirt, dass sie hierauf noch nach andern Dingen fragen wolle, was sie ja auch wirklich thut. Dieser in den Worten zugleich involvirte Gedanke ist es, zu dessen Begründung die Worte *φίλα*

γὰρ ἔσται πάντ' ἐμοί gebraucht werden. Der Zusammenhang ist folgender: *οὐ δεῖ μ' ἐπισχεῖν πυθέσθαι πρῶτον μὲν τίνα πότμον εἴληχεν Ἠλέκτρα, ἔπειτα δὲ καὶ ἄλλα· φίλα γὰρ ἔσται πάντ' ἐμοί.*

V. 893. — Elmsley erkannte richtig, dass in der handschr. Lesart *ὅδ' ἐστί γ'* das *ὅδ'* bedenklich sei; aber die von ihm vorgenommene Änderung *εἰ δ' ἐστί γ'* ist sehr kühn und die Erklärung gezwungen. Das Heilmittel liegt hier viel näher; man braucht nur *ὅδ'* in *ὧδ'* zu verwandeln, wobei dann der Satz nicht mehr als Frage zu nehmen ist. Der Sinn ist: „Auf diese Weise (wenn nämlich, wie du sagst, Strophios sein Vater ist) ist er ja ein Sohn der Atreustochter, ist er mein Blutsverwandter." So wird *ὧδε* und *οὕτως* oft gebraucht; vgl. Aesch. Pers. 340 *ἀλλ' ὧδε δαίμων τις κατέφθειρε στρατόν* = dann (auf diese Weise also, wenn die Perser wirklich, wie du sagst, diese gewaltige Übermacht hatten) muss eine Gottheit das Heer vernichtet haben. Eur. Hel. 803 *οὕτως ἂν εἴην ἀθλιώτατος βροτῶν* = auf diese Weise (wenn meiner wirklich, wie du sagst, das Schwert harrt) bin ich ja der unglücklichste Mensch.

V. 905.

οὔπου νοσοῦντας θεῖος ὕβρισεν δόμους;

„*Ἡ που* (sed ut *η* sit e corr. m. sec.) *B.* *οὔπω* (superscr. *ἤπου*) *C* sec. Victorium et app. Parr. fuit igitur *οὔπου.*" Kirchhoff. *Οὔπου* wollte auch Hermann geschrieben wissen. Aber man bedenke, wie Iph. von Hass nicht blos gegen Helena sondern auch gegen Menelaos schon früher erfüllt war (vgl. 346 ff.). Da ihr nun Or. sagt *Μενέλαος ἄρχει· φυγάδες ἐσμὲν ἐκ πάτρας*, und da Iph. nicht weiss, dass Or. von den Erinyen verfolgt werde, so konnte sie die dem Menelaos alles zutraute, nicht anders als glauben, Menelaos habe dem Or. die Herrschaft entrissen und ihn zur Flucht gezwungen. Und da sollte Iph. noch so zweifelnd fragen *οὔπου — ὕβρισεν* „es wird doch nicht etwa der Oheim gegen das erschütterte Haus gefrevelt haben?" — Wenn man dies berücksichtigt, so liegt die Vermuthung nahe, Eur. habe *οὕτω* geschrieben, was durch die Lesart des Cod. *C* *οὔπω* auch äussere Wahrscheinlichkeit enthält. Dies *οὕτω* ist mit Bitterkeit gesprochen: „So hat also der eigene Oheim an dem zerrütteten Hause sich versündigt!"

V. 920 f.

ἔστιν γὰρ ὁσία ψῆφος, ἣν Ἄρει ποτὲ
Ζεὺς εἷσατ' ἔκ του δὴ χερῶν μιάσματος.

Statt ἔκ του δὴ χερῶν μιάσματος ist ἐκ τοῦ zu schreiben und zu übersetzen: „Denn es besteht ein heiliges Gericht, welches Zeus einst für den Ares eingesetzt hat, seit dieser Zeit, welches über Blutschuld richtet". Μιάσματος fasse ich als objectiven, von ψῆφος abhängigen Genitiv auf, wie solche Genitive häufig mit δίκη, γραφή, ἀγών verbunden werden. Für die Schreibung ἐκ τοῦ spricht El. 1258 ff., wo es bei der Erwähnung derselben Sache schliesslich heisst: ἵν' εὐσεβεστάτη ψῆφος βεβαία τ' ἐστὶν ἔκ γε τοῦ θεοῖς. Δή dient an unserer Stelle gerade so zur nachdrücklichen Hervorhebung des Zeitpunctes, von welchem sich die Einsetzung des Gerichtes herschreibt, wie in der angeführten Stelle γέ.

V. 936 ff.

ὡς δ' εἰς Ἄρειον ὄχθον ἧκον ἐς δίκην τ'
ἔστην, ἐγὼ μὲν θάτερον λαβὼν βάθρον,
τὸ δ' ἄλλο πρέσβειρ' ἥπερ ἦν Ἐρινύων,
εἰπὼν ἀκούσας θ' αἵματος μητρὸς πέρι
Φοῖβός μ' ἔσωσε μαρτυρῶν, ἴσας δέ μοι
ψήφους διερρύθμιζε Παλλὰς ὠλένῃ·
νικῶν δ' ἀπῆρα φόνια πειρατήρια.

Das τ' am Schluss des V. 930 erklärt Kirchhoff für interpolirt und schiebt nach εἰπών ein δ' ein. Diese beiden Änderungen sind unnöthig, wenn man εἰπὼν ἀκούσας θ' αἵματος μητρὸς πέρι richtig auffasst. Diese Participia beziehen sich nämlich nicht auf Phöbus, sondern auf Orestes; εἰπών bezeichnet die Selbstvertheidigung des Angeklagten, ἀκούσας das Anhören der Anklage. Die Protasis der ganzen Periode wird gebildet durch ὡς ἧκον und ἐς δίκην τ' ἔστην; von ἐγὼ μέν an beginnt die Apodosis und zwar so, als ob der Dichter fortfahren wollte mit ὑπὸ Φοίβου ἐσώθην: wir haben hier also ganz dasselbe Anakoluth wie V. 922 ἐλθὼν δ' ἐκεῖσε. — Dass λαβών nicht durch irgend eine Conjunction mit εἰπὼν ἀκούσας θ' verbunden ist, kann nicht auffallen, da es den beiden Participien nicht coordinirt, sondern subordinirt ist. Bezüglich der Bedeutung von εἰπὼν ἀκούσας θ' und des Hysteron proteron vgl. Heraclid. 182 f. ἄναξ, ὑπάρχει μὲν τόδ' ἐν τῇ σῇ χθονί, εἰπεῖν ἀκοῦσαί τ' ἐν μέρει πάρεστί μοι.

V. 941. — *Διερρύθμιζε* hat Seidler richtig emendirt. Aber auch *ὠλένῃ*, welches Nauck für verdächtig hält, ist zu seltsam, als dass es vom Dichter herrühren könnte. Ich vermuthe: *ἴσας δέ μοι ψήφους διερρύθμιζε Παλλάς. ὧδε δὴ νικῶν* (statt *ὠλένῃ· νικῶν δ'*) *ἀπῆρα φ. πειρ.* War einmal die Corruptel *ὠλένῃ* eingedrungen, so lag es den Abschreibern sehr nahe, zur Vermeidung des Asyndeton ein *δ'* nach *νικῶν* einzuschieben.

V. 964 ff.

τὸ μὲν πρόθυμον πρίν σε δεῦρ' ἐλθεῖν ἔχω
Ἄργει γενέσθαι καὶ σέ, σύγγον', εἰσιδεῖν.
θέλω δ' ἅπερ σύ, σέ τε μεταστῆσαι πόνων
νοσοῦντά τ' οἶκον οὐχὶ τῷ κτανόντι με
θυμουμένη πατρῷον ὀρθῶσαι θέλω·
σφαγῆς τε γὰρ σῆς χεῖρ' ἀπαλλάξαιμεν ἂν
σώσαιμι δ' οἴκους.

Nauck hält V. 965 für interpolirt. Die Gründe, derentwegen ich Nauck beistimme, sind: 1. Die Worte bieten schon an und für sich, abgesehen von dem Zusammenhange, Schwierigkeiten dar. Denn die zunächst liegende, natürliche Erklärung wäre *καὶ σέ, σύγγον', εἰσιδεῖν* mit *Ἄργει γενέσθαι* zu verbinden. Auf diese Weise bekommen wir aber einen Gedanken, an dem Hermann mit Recht Anstoss genommen hat. Wie kann Iph., die jetzt den Bruder vor sich hat, sagen *τὸ μὲν πρόθυμον ἔχω . . . σέ, σύγγον', εἰσιδεῖν*? Hartung's Erklärung „längst, noch ehe du hieher kamst, wünschte ich zu Argos zu sein und dich (dort) zu sehen, d. h. zu besitzen" behebt dies Bedenken nicht; denn kann man wohl ohne weiters ein *ἐκεῖ* zu *εἰσιδεῖν* ergänzen und kann man dies durch „dich zu besitzen" erklären? — Hermann's Construction *τὸ μὲν πρόθυμον Ἄργει γενέσθαι ἔχω, πρίν σε δεῦρ' ἐλθεῖν καὶ σέ, σύγγον', εἰσιδεῖν* würde zwar jenes Bedenken beseitigen; aber sie erscheint, der Stellung der Worte nach zu urtheilen, unmöglich. 2. Behalten wir V. 965 bei, so stimmen die Worte *τὸ μὲν πρόθυμον — εἰσιδεῖν* weder zu dem Vorhergehenden noch zu dem Folgenden. Orestes hatte der Iph. zu wiederholtenmalen gesagt, dass seine eigene Rettung und die des väterlichen Hauses von der Entführung des Götterbildes abhänge und sie dringend aufgefordert, ihm dabei behilflich zu sein. Jedermann erwartet nun, dass Iph. etwa antworten werde, sie sei wohl

bereit, dies zu thun, aber sie fürchte sich vor der Göttinn und vor dem Könige. Was antwortet aber nun nach den Codd. Iph. auf die so dringenden Bitten des Orestes? Ich wünschte, sagt sie, noch bevor du hieher kamst, nach Argos zu kommen und dich, Bruder, zu sehen. — Eben so wenig passen die Worte zum Folgenden. Dem *μέν* (im V. 964) entspricht offenbar das *δέ* in den Worten *τὴν θεὸν δ' ὅπως λάθω*. Nach den Handschriften sagt also Iph.: „Es war zwar immer mein Wunsch, nach Argos zu kommen und dich, Bruder, zu sehen; . . . aber ich fürchte, dass ich die Göttinn und den König nicht werde täuschen können, wenn dieser finden wird, dass das Bild vom steinernen Sockel verschwunden ist.“ Wie schlecht passt dies zu einander! So wie die Bitte des Orestes uns zu der Vermuthung berechtigt, Iph. werde mit Rücksicht auf diese Bitte erklären, sie wäre bereit, ihm zur Erreichung seines Zweckes (zur Entführung des Bildes) behilflich zu sein, so weisen auch die Worte *τὴν θεὸν — ἀγάλματος* offenbar darauf hin, dass Iph. schon früher habe sagen müssen: „Ja, ich möchte dir gern zur Entführung des Bildes behilflich sein“; denn nur dann passt der Gegensatz, der in den Worten *τὴν θεὸν — ἀγάλματος* ausgesprochen ist.

Wenn wir nun durch Streichung jenes Verses wirklich den hier erforderten Gedanken erhalten, ist dies nicht ein wichtiges Argument für die Unechtheit desselben? Nun lassen sich aber die Worte *τὸ μὲν πρόθυμον πρίν σε δεῦρ' ἐλθεῖν ἔχω* ganz ungezwungen so auffassen: Schon da, als du mir mittheiltest, Phöbus habe dir verkündet, dass du erst nach Entführung des Bildes Erlösung finden solltest, noch ehe du auf Bitten dich legtest (*πρίν σε δεῦρ' ἐλθεῖν*), war und bin ich bereit (nämlich die Bildsäule dir entführen zu helfen).“ Es kommt alles auf die richtige Auffassung der Worte *πρίν σε δεῦρ' ἐλθεῖν* an. *Δεῦρο* ist zu erklären: *ἐπὶ τούτους τοὺς λόγους* oder *εἰς τὸ λίσσεσθαι* und bezieht sich demnach auf die unmittelbar vorangehenden Bitten des Orestes. Ähnlich ist *ἐκεῖσε* (V. 248) gebraucht. Was die Bedeutung von *ἐλθεῖν* an unserer Stelle betrifft, so ist der Gebrauch von *ἔρχεσθαι, ἱκνεῖσθαι* und deren Compositis für sprechen, erzählen u. s. w. ganz gewöhnlich. Das Sprechen wird in figürlichem Sinne als ein Gehen, das Zuhören als ein Folgen dargestellt. Sehr bezeichnend hiefür ist Plat. Rep. IV, 445 *B*: *δεῦρο νῦν, ἦν δ' ἐγώ, ἵνα καὶ ἴδῃς, ὅσα καὶ εἴδη ἔχει ἡ κακία* .....

Ἕπομαι, ἔφη· μόνον λέγε. Καὶ μήν, ἦν δ' ἐγώ, ... ἐπειδὴ ἐνταῦθα ἀναβεβήκαμεν τοῦ λόγου κ. τ. λ.

Der Interpolator wusste sich die Worte πρίν σε δεῦρ' ἐλθεῖν nicht zu erklären, erkannte nicht, dass τὸ μὲν πρόθυμον ἔχω auf die Bitte des Orestes gehe, und so glaubte er dem nach seiner Meinung unvollständigen Sinne durch jene Ergänzung zu Hilfe kommen zu müssen, verfuhr dabei aber ziemlich ungeschickt.

V. 967—9. — Auch diese Verse halte ich für eine Interpolation. Bedenklich ist schon eine derartige Wiederholung des θέλω, wie sie hier stattfindet, und mit vollem Rechte hat Markland daran Anstoss genommen. Denn da νοσοῦντά τ' οἶκον ὀρθῶσαι ganz parallel zu dem ersten Object σέ τε μεταστῆσαι πόνων steht, so erwartet man, da einmal das regierende Verb. θέλω vorangeschickt ist, keine Wiederholung desselben. Man kann auch nicht sagen, dass das zweite θέλω irgendwie zu einer nachdrücklichen Hervorhebung gebraucht wäre; es scheint rein nur zur Ausfüllung des Verses verwandt zu sein. — Ferner kann ich mich nicht überzeugen, dass Eur. Etwas so mattes und bedeutungsloses, ja überdies den Sinn störendes gesagt haben sollte, wie die Worte οὐχὶ τῷ κτανόντι με θυμουμένη enthalten. Darin liegt, wenn wir genau zusehen, der Sinn: „Ich hätte wohl einigen Grund, dem Vater, der mich geopfert hat, zu zürnen und damit der Rettung des väterlichen Hauses abgeneigt zu sein; aber ich hege keinen Groll gegen den Vater und will das väterliche Haus retten.“ Diese Worte würden aber nur dann passend sein, wenn Iph. noch nicht gewusst hätte, dass der Vater todt sei, sie hatte ja aber bereits von der Ermordung desselben gehört. Gesetzt also auch, dass sie dem Vater gegrollt hätte, wie könnte dieser Groll gegen den bereits todten Vater nur irgendwie als Grund gedacht werden können, dessentwegen sie einiges Recht hätte, das väterliche Haus nicht retten zu helfen? Fast sollte man meinen, der Interpolator habe keine Rücksicht darauf genommen, dass Iph. bereits von dem Tode des Vaters gehört hatte. — Wichtiger aber als dies Bedenken ist der Grund, der aus den folgenden Versen entnommen werden kann. Behalten wir Alles bei, dann haben wir eine unerträgliche Tautologie. Denn was besagen die drei ersten Verse anderes, als was V. 966 und 970 ausgesprochen ist? Mit σφαγῆς — ἀπαλλάξαιμεν ἄν ist etwas ähnliches gesagt, wie mit σέ τε μεταστῆσαι πόνων und νοσοῦντά τ' οἶκον — θέλω enthält geradezu denselben Gedanken, wie

σώσαιμι δ' οἴκους. Diese Tautologie ist aber hier um so unerträglicher, weil im V. 969 ein *γάρ* gebraucht ist. Sollte Iph. wirklich gesagt haben: „Ich möchte dich und das väterliche Haus retten“ — dies ist der kurze Inhalt der Verse 966—968 — „denn so würde ich dich nicht zu opfern brauchen und ich möchte das Haus retten“? Wie kann ein und derselbe Gedanke, wenn er auch in verschiedener Form ausgesprochen wird, zugleich als begründet und begründend gebraucht werden?

Streicht man aber die Worte *νοσοῦντά τ' οἶκον — ἀπαλλάξαιμεν ἄν*, dann hat man den schönsten Zusammenhang. „Noch bevor du zu Bitten deine Zuflucht nahmst, war ich bereit, dir zur Entführung des Bildes behilflich zu sein; ich will dasselbe wie du, nämlich dich von deinen Mühen erlösen und ich möchte gern das Haus retten; aber ich fürchte die Göttinn und den König.“ Den Worten *τὸ μὲν πρόθυμον κ. τ. λ.* entspricht *τὴν θεὸν ὅπως λάθω κ. τ. λ.;* parenthetisch hinzugefügt als Erläuterung und Begründung der Aussage *πρόθυμον ἔχω* ist *θέλω δ' ἅπερ σύ, σέ τε μεταστῆσαι πόνων, σώσαιμι δ' οἴκους.* Iph. sagt damit: „Wie sollte ich auch nicht *πρόθυμον ἔχειν* dir bei der Entführung der Statue zu helfen, da ich doch deine Erlösung von den Mühen und die Rettung des väterlichen Hauses, welche zwei Dinge an jene Entführung geknüpft sind, ebenso wünsche wie du?“ — Auf diese Weise lässt sich auch das *δέ* in *σώσαιμι δ' οἴκους* vollkommen rechtfertigen und ist durchaus nicht zu ändern. Der Dichter hätte wohl sagen können: *θέλω δ' ἅπερ σύ, σέ τε μεταστῆσαι πόνων οἴκους τε σῶσαι;* da er aber die Construction wechselt und statt *οἴκους τε σῶσαι* die Iph. den directen Wunsch *σώσαιμι οἴκους* aussprechen lässt, so ist wegen der hier eintretenden Störung der Construction der Gebrauch von *δέ* nicht blos gerechtfertigt, sondern geradezu geboten. Es ist *τέ—δέ* hier ähnlich gebraucht, wie Hymn. hom. Ven. 110 ff. *οὔτις τοι θεός εἰμι· τί μ' ἀθανάτῃσιν ἐΐσκεις; ἀλλὰ καταθνητή τε, γυνὴ δέ με γείνατο μήτηρ.* Man könnte erwarten *ἀλλὰ καταθνητή τε γυναικός τε παῖς;* aber wegen des Constructionswechsels folgt auf *τέ* ein *δέ*.

Man sieht auch recht gut, was den Interpolator zur Einschiebung dieser 3 Verse bewogen haben mag. Das *τέ* in *σέ τε μεταστῆσαι πόνων* gab ihm Anlass, ein zweites Glied, ebenfalls mit *τέ*, einzuschieben; aber wie benahm er sich bei dieser Einschiebung? Er paraphrasirte in zwei Versen die Worte *σώσαιμι δ' οἴκους* (oder

σῶσον πατρῷον οἶκον V. 959) und drückte mit den Worten *σφαγῆς*, — *ἀπαλλάξαιμεν ἄν* einen so verkehrten Gedanken, wie nur möglich aus. Denn mochte nun der Plan des Or. ausgeführt werden oder nicht, so viel war gewiss, dass Iph. nach der Erkennung ihres Bruders auf keinen Fall dazu hätte gebracht werden können, ihn zu opfern (vgl. V. 852 ff.). Der Vers 969 hätte nur dann einen (freilich für unsere Stelle immer noch ganz unpassenden) Sinn, wenn Or. seine Schwester gebeten hätte, sie solle ihn nicht opfern, sondern entfliehen lassen. Dies verstand sich aber von selbst und Or. brauchte darum nicht erst zu bitten; er sucht nur die Schwester zu überreden, seine Absicht, das Bild zu entführen, zu fördern; etwas Anderes kommt hier gar nicht in Betracht. Fast scheint es, als habe der Interpolator die Worte *ἔκσωσον δ' ἐμέ* (V. 959) in dem Sinne „opfere mich nicht, lass mich entfliehen" genommen.

V. 999 ff.

ΟΡ. τί δ', εἴ με ναῷ τῷδε κρύψειας λάθρᾳ;
ΙΦ. ὡς δὴ σκότος λαβόντες ἐκσωθεῖμεν ἄν;
ΟΡ. κλεπτῶν γὰρ ἡ νύξ, τῆς δ' ἀληθείας τὸ φῶς.
ΙΦ. εἴσ' ἔνδον ἱεροῦ φύλακες, οὓς οὐ λήσομεν.

Die Verse 1000—1001 fand schon Markland anstössig und mit Recht haben Nauck und Kirchhoff dieselben für eine Interpolation erklärt. Liesse man Iph. die Worte *ὡς δὴ σκότος λαβόντες ἐκσωθεῖμεν ἄν* sprechen, so hätte es offenbar den Anschein, als ob sie zunächst auf den Vorschlag des Or. einginge. Nun weiss sie ja aber, dass jener Vorschlag nicht im mindesten annehmbar sei; es ist also sehr wahrscheinlich, dass der Dichter die Iph. unmittelbar, nachdem Orestes den Vorschlag geäussert hat, denselben als unausführbar bezeichnen lässt. Ferner würde der Vers *κλεπτῶν γὰρ ἡ νύξ κ. τ. λ.* offenbar eine Beziehung auf die heimliche Entwendung der Statue enthalten. Demnach müsste auch im vorangehenden Verse von der Entwendung der Statue, nicht aber von der Flucht die Rede sein; und die Conjectur von Brodäus *ἐκσωθεῖμεν ἄν* für das hdschr. *ἔξω θεῖμεν ἄν* ist unzulässig, weil die Entgegnung des Or. *κλεπτῶν κ. τ. λ.* durchaus nicht zu der Frage der Iph. passen würde. Also schrieb der Interpolator *ἔξω θεῖμεν ἄν* und wollte dies in dem Sinne „damit wir bei hereinbrechendem Dunkel die Statue herausbringen könnten" genommen wissen. Aber eben

diese höchst ungeschickte Ausdrucksweise zeigt hinlänglich, dass man dem Eur. diesen und mithin auch den folgenden Vers absprechen muss.

V. 1021 ff.

ΟΡ. Πυλάδης δ' ὅδ' ἡμῖν ποῦ τετάξεται φόνου;
ΙΦ. ταὐτὸν χεροῖν σοι λέξεται μίασμ' ἔχων.

Das handschr. *φόνου* ist von den meisten Herausgebern für unzulässig erklärt worden; und doch ist dies Wort hier sehr passend. Man muss nur *φόνος* in dem Sinne der durch den Mord bewirkten Befleckung (wie 1145, 1151, 1306) nehmen. Orestes ist *οὐ καθαρός*, das Bild ist durch die *κηλὶς μητροκτόνος* befleckt worden; also sollte Or. und das Bild am Meeresstrande vorgeblich gereinigt werden; wenn nun aber nicht auch dem Pyl. ein Antheil an der Blutschuld beigemessen worden wäre, so hätte ja Thoas fragen müssen, warum denn auch Pyl. an den Meeresstrand geführt werden sollte. Darum fragt also Or.: „Wo bleibt aber nun Pyl. bei dieser Befleckung? welchen Antheil an der Befleckung soll man dem Pyl. beilegen?" Dazu passt auch vollkommen die Antwort der Iph.: „Ich will vorgeben, dass ganz dieselbe Befleckung auf ihm laste, wie auf dir." Diese Antwort zeigt deutlich, dass *φόνος* hier so viel bedeute wie *μίασμα χεροῖν*.

V. 1054 ff.

σὸν ἔργον ἤδη καὶ σὸν εἰσβαίνειν δόμους·
ὡς αὐτίχ' ἥξει τῆσδε κοίρανος χθονὸς
θυσίαν ἐλέγχων εἰ κατείργασται ξένων.

Statt des hdschr. *ἐλέγχων* (das von einigen Herausgebern stillschweigend beibehalten worden ist) haben Nauck und Kirchhoff das von Markland vorgeschlagene *ἐλέγξων* aufgenommen. Ich glaube, dass durch das Präsens die Gewohnheit des Thoas, immer selbst nachzusehen, ob das Opfer vollendet sei, bezeichnet wird, so dass also zu übersetzen ist: „Denn augenblicklich wird der Herrscher da sein, der immer nachsieht, ob die Opferung der Fremdlinge vor sich gegangen ist." Zu Gunsten der hdschr. Lesart (wenn sie in dem angegebenen Sinne aufgefasst wird) spricht der Ausdruck *ξένων*; denn es ist doch nicht wahrscheinlich, dass Iph., nachdem sie so eben die Worte *σὸν ἔργον κ. τ. λ.* an Or. und Pyl. gerichtet hatte, dieselben nun *ξένοι* genannt hätte. Auch ist zu beachten, dass Iph.,

wenn sie (etwa aus dem Sinne des Thoas) unter ξένων den Or. und Pyl. verstanden hätte, gewiss τῶν ξένων gesagt hätte; vgl. 1127, 1142, 1162, 1178 u. a.; hingegen ist ganz richtig 270: κλύοντας ὡς θύοιμεν ἐνθάδε ξένους.

V. 1064 ff. — Markland schliesst aus der Erwähnung des Sees, des Berges Kynthos und anderen Umständen, dass die Heimath des Chors Delos sei. Mir scheint diese Vermuthung trotzdem, dass sie von Einigen bestritten wurde, sehr viel, wo nicht alles für sich zu haben. — Auf Delos war ja vorzugsweise der Cultus des Phöbus und der Artemis heimisch; und der Dichter scheint geflissentlich Delierinnen für den Chor gewählt zu haben, weil dadurch ein effectvoller Contrast entsteht. Früher feierten sie in ihrer Heimath, auf Delos, dem Hauptsitz der Verehrung des Phöbus und der Artemis, die milde griechische Göttinn; hier auf der taurischen Küste ist es wohl auch wieder Artemis, in deren Dienste sie stehen; aber welcher Contrast zwischen dem barbarischen und dem griechischen Cultus! — Die Worte ποθοῦσ' Ἑλλάνων ἀγόρους κ. τ. λ. gewinnen auch erst dann eine rechte Bedeutung, wenn man Markland's Annahme beipflichtet. Nach Delos pflegten Griechen aus allen Gegenden zusammenzuströmen, um Phöbus und Artemis zu verherrlichen; diese ἄγοροι Ἑλλάνων, die in der Heimath des Chors regelmässig stattfanden, bilden natürlich einen Gegenstand seiner heissesten Sehnsucht. Ferner kann man sich der Ansicht kaum entschlagen, dass der Chor besonders mit den Worten (ποθοῦσα) λίμναν εἱλίσσουσαν ὕδωρ κύκλιον κ. τ. λ. wirklich den sehnsüchtigen Wunsch ausspricht, seine Heimath wiederzusehen, wie er denn den Wunsch, dorthin versetzt zu werden, so oft ausspricht (vgl. V. 433 ff., 1107 ff.). Auch der in der Antistrophe ausgesprochene Gedanke bestätigt Markland's Annahme. Nehmen wir an, dass der Chor in der Strophe die Sehnsucht nach seiner Heimath äussert, so steht die Antistrophe damit im schönsten Zusammenhange. Während nämlich der Chor in der Strophe den Wunsch, die Heimath wiederzusehen, ausspricht, bilden das Thema der Antistrophe die Klagen über jenen unglückseligen Zeitpunct, von welchem sich das traurige Schicksal herschreibt, Klagen über die Zerstörung der Vaterstadt und die Hinwegführung in die Gefangenschaft. Kurz, man kann nicht umhin, unter πύργων ὀλομένων die Thürme von Delos zu verstehen, da die Beziehung der Antistrophe auf die Strophe unverkennbar ist.

Wir wollen hier auch zugleich die Frage zu erledigen suchen, ob man sich den Chor als aus Jungfrauen bestehend zu denken habe oder nicht. Wenn man mit Tyrwhitt die Verse 123 ff. als Einzugslied des Chors betrachtet, wozu man, wie wir gesehen haben, durch gewichtige Gründe gezwungen wird, so hat man in den Worten *πόδα παρθένιον πέμπω* einen deutlichen Beweis dafür, dass wirklich Jungfrauen den Chor bilden. Aber Seidler beruft sich auf V. 1046 *μητρός πατρός τε καὶ τέκνων, ὅτῳ κυρεῖ.* Und wirklich begünstigt dieser seine Annahme. Matthiä's Einwand gegen Seidler „at dubitanter loquitur Iphigenia" ist nicht stichhältig. Sollte Iphigenia überhaupt gar nicht gewusst haben, ob ihre Dienerinnen noch Jungfrauen seien oder nicht? sollte sie die Worte *καὶ τέκνων, ὅτῳ κυρεῖ* auf's Gerathewohl hinzugefügt haben für den Fall, dass wirklich wenigstens einige von den Chorpersonen bereits Mütter wären? Wie wir aus manchen Stellen sehen, muss Iph. dem Chor schon früher über ihre Schicksale und ihre Familie Mittheilungen gemacht haben: sollte dasselbe nicht auch von Seiten des Chors stattgefunden haben? — Es ist hier nur ein einziger Ausweg möglich, den W. Dindorf mit Recht gewählt hat. Jener Vers, der nur gar zu sehr als erläuternde Interpolation zu den Worten *καὶ τῶν ἐν δόμοισι φιλτάτων* aussieht, der auch in metrischer Hinsicht Anstoss erregt, ist für unecht zu erklären. Diese Annahme erhält grosse Bestätigung durch einen Umstand, den man nicht hinlänglich beachtet hat. Hermann bemerkt vortrefflich: „Quum Iph. universe chorum obtestans *πρός σε δεξιᾶς* dixisset, nunc tribus, quae hoc versu (1044) distinguuntur ex choro, hoc singulis dicit; ex quo cognoscitur, chorum *κατὰ ζυγά* dispositum stetisse, ut tres essent in primo ordine proximae." Wenn nun aber Iph. die Worte *σὲ δὲ φίλης παρηΐδος* an die dritte Chorperson welche in der ersten Reihe stand, richtete, so ist offenbar der Zusatz *ὅτῳ κυρεῖ* absurd. Denn *γονάτων τε — φιλτάτων* lässt sich von *φίλης παρηΐδος* durchaus nicht trennen, und *μητρὸς — κυρεῖ* müsste wiederum eng mit *τῶν φιλτάτων* zusammenhängen; galten also die Worte *σὲ δὲ φίλης παρηΐδος* einer einzelnen Person, so müssten die folgenden zwei Verse an dieselbe Person gerichtet sein. — Die Annahme, dass der Chor aus Jungfrauen bestehe, ist auch schon von vornherein wahrscheinlich. Nirgends spricht der Chor Sehnsucht nach Gatten oder Kindern aus, was doch sehr auffallend wäre, wenn er aus verheiratheten Frauen bestünde.

Nur für Jungfrauen passt der Wunsch (V. 1117 ff.) *χοροῖς δὲ σταίην*, weil dieses auf eine Betheiligung an den Reigentänzen, nicht auf ein blosses Zuschauen zu beziehen ist. — Endlich ist Artemis die jungfräuliche Göttinn, und die Voraussetzung, dass nicht blos die eigentliche Priesterinn, sondern auch die Tempeldienerinnen Jungfrauen gewesen sein werden, stimmt zu ihrem Cultus ebenso, wie die andere Voraussetzung, dass es Delierinnen waren, die hier der Göttinn dienten. Es scheint freilich eine Stelle in diesem Chorliede dieser Ansicht zu widersprechen. In den Versen, in welchen der Chor seine Klagen mit denen des Vogels Halkyon vergleicht, wird als Grund der Trauerlieder des letzteren angegeben *ὅτι πόσιν κελαδεῖς ἀεὶ μολπαῖς*: und so könnte man sich versucht fühlen, denselben Grund für die Klagen des Chors anzunehmen. Dies wäre auch vollkommen gerechtfertigt, wenn nicht der ausdrückliche Zusatz *ποθοῦσ' Ἑλλάνων ἀγόρους κ. τ. λ.* folgte. Gerade durch die Hinzufügung dieser Worte zeigt der Dichter, dass er die Worte *ὅτι πόσιν κελαδεῖς ἀεὶ μολπαῖς* nicht auch zugleich auf den Chor bezogen wissen wollte, dass darin nicht das tertium comparationis liegt.

V. 1069 ff.

ἐγώ σοι παραβάλλομαι
θρήνους, ἄπτερος ὄρνις,
ποθοῦσ' Ἑλλάνων ἀγόρους,
ποθοῦσ' Ἄρτεμιν λοχίαν,
ἃ παρὰ Κύνθιον ὄχθον οἰκεῖ
φοίνικά θ' ἁβροκόμαν
δάφναν τ' εὐερνέα καὶ
γλαυκᾶς θαλλὸν ἱρὸν ἐλαίας,
Λατοῦς ὠδῖνα φίλαν κ. τ. λ.

Matthiä erklärt: „*Ὠδίν* locus, ubi Latona partum edidit, a quo usu non multum discrepat alter, quo res venales nominantur pro loco, ubi prostant." Doch hier findet ein wesentlicher Unterschied Statt. In letzterem Falle kommt nämlich der Begriff der regelmässigen Wiederholung hinzu; so heisst *ἰχθύες, οἶνος, ὄψον* Fisch-, Wein-, Gemüsemark, weil hier jeden Tag Fische, Weine, Gemüse zu haben sind. Das was fortwährend oder in regelmässiger Wiederholung sich an einem Orte findet, kann freilich auch für den Ort selbst gesetzt werden (Metonymie); aber dadurch sind wir noch keineswegs zu dem Schlusse berechtigt, dass auch der Gegenstand,

der sich einmal an irgend einem Orte befand, oder das Factum das da vorging, für den Ort gesetzt werden könne. Dadurch käme eine heillose Verwirrung in die Sprache. Ebenso ist Hermann's Erklärung von *ὠδίς* „arbor, cui obnixa peperit Apollinem et Dianam" unmöglich. Es kann *Λατοῦς ὠδῖνα φίλαν* nur eine Apposition zu Artemis sein. Wir haben also drei Objecte von *ποθοῦσα*, nämlich 1. *Ἑλλάνων ἀγόρους*. 2. *Ἄρτεμιν λοχίαν* (dies Object hat zwei Appositionen *a) ἃ παρὰ — ἱρὸν ἐλαίας*, *b) Λατοῦς ὠδῖνα φίλαν*). 3. *Λίμναν θ' εἱλίσσουσαν ὕδωρ*. Wäre bei dem letzten Object *ποθοῦσα* nochmals wiederholt worden, dann wäre das *τέ* nach *λίμναν* nicht nöthig gewesen. — Da also *ὠδῖνα* ganz gut zu erklären ist, so kann Portus' Conjectur *ὠδῖνι*, die Seidler aufgenommen hat, nicht gebilligt werden.

V. 1091. — Mit Recht hat Schöne darauf aufmerksam gemacht, wie seltsam sich an unserer Stelle das hdschr. *βωμούς τε μηλοθῦτας* ausnehme; es ist vollkommen unerträglich, und man muss *μελεοθύτας* schreiben = Altäre, auf denen unglückliche Leute geopfert werden, zu Unglücksopfern bestimmte Altäre. Freilich findet in der Strophe (1074) die Auflösung der Länge nicht Statt; aber vgl. Bacch. 855 — 876.

V. 1093 ff. — Es sind sehr viele Versuche gemacht worden, um die corrupte Lesart der Codd. *ἐν γὰρ ἀνάγκαις οὐ κάμνει* (dies ist Reiske's Emendation für *κάμνεις*) *σύντροφος ὢν μεταβάλλει δυσδαιμονία* zu heilen. Ich glaube, dass das Verbum *μεταβάλλει* auf keinen Fall hieher passe, dass vielmehr *μετὰ πολλῇ δυσδαιμονίᾳ* [1]) zu schreiben ist „derjenige der immer mit Leiden zusammenlebt, empfindet keine Schmerzen mehr inmitten (*μετά*) der Masse des Unglücks". *Μετά* (mitten darin) mit dem Dativ des Singulars ist hier zulässig, da *πολλὴ δυσδαιμονία* wie ein Collectivum (*πλῆθος δυσδαιμονίας*) aufzufassen ist.

V. 1109 ff. — Cod. *B* hat: *ἀέρι δ' ἱστία πρότονος κατὰ πρῷραν ὑπὲρ στόλον ἐκπετάσουσι πόδα ναὸς ὠκυπόμπου*. Die Ald. und *C* haben *πρότονοι*. Über die von Seidler mit grossem Aufwand von Gelehrsamkeit gemachte Conjectur *ἀέρι δ' ἱστία πρὸ προτόνου κατὰ πρῷραν ὑπὲρ στόλον ἐκπετάσουσι πόδες ναὸς ὠκυπόμπου* urtheilt Matthiä mit vollem Recht „mirifice displicet anxia illa partium navis,

1) Auch Nauck bemerkt in der 1. Auflage „in corrupto *μεταβάλλει* latet nominis *δυσδαιμονία* epitheton".

quo quaeque loco posita sit, enumeratio". Wie unpoëtisch ist die Aufeinanderfolge der drei Präpos. *πρό, κατά, ὑπέρ*! Auch die Conjecturen anderer Herausgeber befriedigen nicht und es ist überhaupt zu bezweifeln, ob hier bei der geringen Hilfe die die Handschriften darbieten, eine Conjectur möglich sei, die eine hinreichende Probabilität für sich hätte. Wenn ich es trotzdem wage, meine Ansicht zu äussern, so will ich damit nur eine blosse Vermuthung hingestellt haben. — Mir scheinen die Worte *ἐκπετάσουσι πόδα* in ganz anderer Weise corrupt zu sein, als man gewöhnlich annimmt; ich glaube, dass das Wort *πούς* überhaupt an unserer Stelle nicht passt, mag man was immer für einen Casus davon gebrauchen und ich halte *ἐκπετάσουσι πόδα* für eine Corruptel von *ἐκπετάσουσιν ὀπαδοί*, wonach die ganze Stelle etwa zu schreiben wäre: *ἀέρι δ' ἱστία καὶ προτόνους κατὰ | πρῷραν ὑπὲρ στόλον ἐκπετάσουσιν ὀπαδοί | ναὸς ὠκυπόμπου*. Unter den *ὀπαδοί* wären die Gefährten des Orestes zu verstehen, *ναὸς ὠκυπόμπου* aber wäre eher mit *ἱστία καὶ προτόνους* als mit *ὀπαδοί* zu verbinden. Die Corruptel könnte dadurch entstanden sein, dass der Abschreiber das *οι* in *ὀπαδοί* mit *α* verwechselte, welche Verwechslung ja in den Handschriften sehr häufig ist. War auf diese Weise durch die Corruptel *πόδα* das Subject verloren gegangen, so musste man es irgendwo anders zu finden suchen, und daher dürfte *πρότονοι* (in *C*) herrühren, während sich in *B πρότονος* für einen Schreibfehler halten lässt. Auch das *καὶ* nach *ἱστία* musste ausfallen, weil ja sonst auch *ἱστία* hätte Subject sein müssen, wozu augenscheinlich das Prädicat *ἐκπετάσουσι* nicht stimmte. — Freilich entsprechen nun den Worten *ἐκπετάσουσιν ὀπαδοί | ναὸς ὠκυπόμπου* nicht die Worte der Antistrophe *καὶ πλοκάμους περιβαλλομένα γένυσιν ἐσκίαζον;* hier scheint mir aber die Änderung Hermann's *περιβαλλομένα γέ- | νυν συνεσκίαζον* [1]) viel für sich zu haben. Denn die Construction *περιβαλλομένα γένυσιν ἐσκίαζον* (*αὐτάς*) ist zum mindesten sehr hart zu nennen; sie ist aber auch desshalb anstössig, weil zu *περιβαλλομένα* auch das Object *φάρεα* gehört, wonach wir dann die sehr befremdende Verbindung *φάρεα περιβαλλομένα γένυσιν* erhalten.

1) Lieber möchte ich *γένυς συνεσκίαζον* schreiben, da aus *γένυς συν* — die Corruptel *γένυσιν* leichter entstehen konnte.

V. 1117 ff.

χοροῖς δὲ σταίην, ὅθι καὶ
παρθένος εὐδοκίμων γάμων
παρὰ πόδ' εἱλίσσουσα φίλας
ματέρος ἥλικων θιάσους
ἐς ἁμίλλας χαρίτων
χαίτας ἁβροπλούτοιο
εἰς ἔριν ὀρνυμένα πολυποίκιλα
φάρεα καὶ πλοκάμους περιβαλλομένα
γένυσιν ἐσκίαζον.

Auch über diese höchst schwierige Stelle kann man nur Vermuthungen aussprechen. Zunächst kann man es sich kaum verhehlen, dass *εὐδοκίμων γάμων* corrupt sein müsse. Man hat alle nur denkbaren Wege zur Erklärung des Genitivs eingeschlagen; man hat ihn mit *χοροῖς*, mit *θιάσους*, mit *παρθένος* verbunden und dies letztere wiederum entweder durch *παρθένος εὐδοκίμων γονέων* oder durch „virgo nobili coniugio destinata" erklärt; aber keine von allen diesen Erklärungsweisen kann befriedigen. — Ich halte es für eine Corruptel von *εὐδοκίμουν ἀμόν*, wobei dann natürlich statt *παρὰ πόδ'* (welches Hermann mit triftigen Gründen bekämpft) zu schreiben ist *περὶ πόδ'*, statt *θιάσους* aber mit Badham *θιάσοις*, was von *εἰς ἔριν ὀρνυμένα* abhängig zu denken ist. Der Vers *χαίτας ἁβροπλούτοιο*, der sich, wenn man den entsprechenden Vers der Strophe (1108) betrachtet, sofort als corrupt zeigt, ist vielleicht zu ändern in *καὶ χαίτας ἁβρόπλουτον ὅτ'* [1]) und statt *γένυσιν ἐσκίαζον* ist *γένυς συνεσκίαζον* zu schreiben. Die ganze Stelle wäre also so zu construiren: *χοροῖς δὲ σταίην, ὅθι καὶ παρθένος* (vielleicht *πάροιθ'* = vormals, wie Kirchhoff vermuthet) *εὐδοκίμουν ἀμὸν πόδα περὶ φίλας ματέρος εἱλίσσουσα* (wo ich meinen Fuss um die liebe Mutter herum bewegend mich auszeichnete), *ὅτε ἥλικων θιάσοις εἰς ἁμίλλας χαρίτων καὶ χαίτας ἁβρόπλουτον εἰς ἔριν ὀρνυμένα — γένυς συνεσκίαζον.*

V. 1127 f.

ἤδη τῶν ξένων κατήρξατο
ἀδύτοις [τ] ἐν ἁγνοῖς σῶμα λάμπονται πυρί;

Einige Herausgeber sind bei der hdschr. Lesart *λάμπονται* stehen geblieben; aber man vermisst den Nachweis dafür, dass

---

1) Hermann schreibt *χαρίτων τε χαίτας ἁβρόπλουτον ὅτ' εἰς ἔριν.* Aber *χαρίτων* kann man durchaus nicht von *ἁμίλλας* trennen, welches dann auch ziemlich kahl dastehen würde; vor *χαίτας* konnte *καὶ* sehr leicht ausfallen.

λάμπονται für καίονται stehen könne; zudem ist noch sowohl, wenn man λάμπονται oder nach Jacobs' Conjectur δάπτονται oder etwas ähnliches schreibt, die Einschiebung eines τ' nach ἀδύτοις nöthig. Eben desshalb aber, weil eine Partikel fehlt, welche die beiden Fragen verbinden sollte, schliesse ich, dass die Worte ἤδη — πυρί nur eine einzige Frage ausmachen und dass der Dichter geschrieben habe: ἤδη τῶν ξένων κατήρξατο ἀδύτοις ἐν ἁγνοῖς σῶμα λάμπουσιν πυρί (hat sie schon den Körper der Fremdlinge zum Opfer geweiht in dem von Feuer strahlenden Heiligthume?). Der Abschreiber hielt λάμπουσιν für den Indicativ und glaubte es in λάμπονται ändern zu müssen. Zu κατάρχεσθαι σῶμα vgl. Heraclid. 601 ἦ σὸν κατῆρκται σῶμα.

V. 1186 ff.

ΘΟ. εὖ γε κηδεύεις πόλιν.
ΙΦ. καὶ φίλων γ' οὐδεὶς μάλιστα ΘΟ. τοῦτ' ἔλεξας εἰς ἐμέ.
ΙΦ. * * * ΘΟ. ὡς εἰκότως σε πᾶσα θαυμάζει πόλις.
ΙΦ. σὺ δὲ μένων αὐτοῦ πρὸ ναῶν τῇ θεῷ ΘΟ. τί χρῆμα δρῶ;
ΙΦ. ἅγνισον χρυσῷ μέλαθρον.

Die hdschr. Lesart καὶ φίλων γ' οὐδεὶς μάλιστα ist offenbar sinnlos. Alle Bedenken werden hier durch Versetzung eines einzigen Buchstabens behoben; es ist zweifelsohne zu schreiben: καὶ φίλων γ' οὓς δεῖ μάλιστα (was zu erklären ist: καὶ φίλων τούτους γε εὖ κηδεύω, οὓς δεῖ μάλιστα κηδεύειν). Der Doppelsinn der in den Worten liegt, macht einen trefflichen Effect. Iph. meint unter den φίλοι den Orestes und Pylades und die Zuschauer verstanden dies ebenso; Thoas aber, der keine Ahnung von dem listigen Anschlage hat, bezieht es auf sich; darum sagt er gleich darauf: τοῦτ' ἔλεξας εἰς ἐμέ.

In den Handschriften folgt hierauf ὡς εἰκότως σὲ πᾶσα θαυμάζει πόλις, ein vollständiger jambischer Trimeter, den Markland und Seidler nach V. 1176 gesetzt wissen wollten, Dindorf und Nauck aber für interpolirt erklärten. Keines von beiden ist wahrscheinlich; es ist vielmehr mit Kirchhoff eine Lücke anzunehmen, und diese hat, wie ich glaube, vollkommen richtig, Hermann durch εἰκότως ergänzt. Wie leicht dies wegen des folgenden ὡς εἰκότως ausfallen konnte, sieht man auf den ersten Blick. Es passt dies εἰκότως hier sehr gut, weil auch darin noch ein Doppelsinn liegt. Thoas fasst es nämlich in der Bedeutung „in geziemender Weise“ auf; es kann aber auch wie ὡς ἔοικε mit einem Anflug von Ironie gesagt werden.

V. 1190. — Die Conjectur Reiske's *πυρσῷ* (statt des hdschr. *χρυσῷ*) ist fast allgemein gebilligt worden. Nur Hermann erklärte sich dagegen und conjicirte selbst *κύκλῳ*. Ich glaube, es sei zu schreiben *ἁγνίσαι χρή σοι μέλαθρον*. Man wende nicht ein, dass dies zu den Worten *σὺ δὲ μένων κ. τ. λ.* nicht passe. Es schliessen sich zwar gewöhnlich in solchen Wechselreden die einzelnen Theile eines Satzes, die durch das Dazwischenreden einer andern Person unterbrochen werden, genau an einander an; aber oft nimmt der Sprechende nicht mehr darauf Rücksicht, wie er den Satz eingeleitet hat, sondern richtet sich nach der Frage dessen, der ihm in die Rede fällt. So würde also hier Iph. mit Beziehung auf die Frage des Thoas *τί χρῆμα δρῶ* (was so viel ist, wie *τί χρή με δρᾶν*) antworten: *ἁγνίσαι χρή σοι μέλαθρον*. Ein passendes Beispiel haben wir gleich im Folgenden. Iph. beginnt *ἡνίκ' ἂν δ' ἔξω περῶσιν οἱ ξένοι* und man könnte erwarten, dass sie ihren Auftrag fortsetzen werde mit den Worten *πέπλον ὀμμάτων πρόθου;* sie formt aber den Schluss ihrer Worte nach der Frage des Thoas. Die Annahme einer Corruptel von *ΧΡΗΣΟΙ* zu *ΧΡΥΣΩΙ* ist sehr wahrscheinlich; und hatte man einmal in *ΧΡΗΣΟΙ* den Dativ von *χρυσός* zu finden geglaubt, so lag die Änderung des Infinitivs in den Imperativ sehr nahe. Vielleicht erschien auch die etwas seltene Verbindung des *χρή* mit dem Dativ anstössig: es steht aber dieser Gebrauch unzweifelhaft fest; vgl. Soph. Ant. 730 *ἄλλῳ γὰρ ἢ 'μοὶ χρή γε τῆσδ' ἄρχειν χθονός;* Eur. Jon. 1319 f. *τοῖσι δ' ἐνδίκοις ἱερὰ καθίζειν, ὅστις ἠδικεῖτ', ἐχρῆν*. Auch das Verbum *δεῖ* bietet eine Analogie dazu.

V. 1208 ff.

Εὔπαις ὁ Λατοῦς γόνος,
ὅν ποτε Δηλιάσιν καρποφόροις γυάλοις
* * * *χρυσοκόμαν Φοῖβον*
ἐν κιθάρᾳ σοφόν, ἅ τ' ἐπὶ τόξων
εὐστοχίᾳ γάνυται
φέρει νιν ἀπὸ δειράδος εἰναλίας
λοχεῖα κλεινὰ λιποῦσ'
ἀστάκτων μάτηρ ὑδάτων
τὰν βακχεύουσαν Διονύσῳ
Παρνάσιον κορυφὰν κ. τ. λ.

Δηλιάσιν ist von Seidler ohne Zweifel richtig emendirt worden statt des hdschr. *δηλιὰς ἐν*. Schwieriger aber ist die Beantwortung

der Frage, womit denn *Δηλιάσιν καρποφόροις γυάλοις* zu verbinden sei. Seidler construirt: *ὃν ἶνιν* (er conjicirt *φέρεν ἶνιν* für *φέρει νιν*) *μάτηρ ἔφερεν ἀπὸ δειράδος εἰναλίας* (*ἐν*) *Δηλιάσιν γυάλοις* (*εἰς*) *Παρνάσιον κορυφάν*. Dies ist schon wegen der Wortstellung unmöglich und überdies ist der auf diese Weise entstehende Gedanke sonderbar. Denn da unter der *δειράς εἰναλία* Delos sammt seinen *καρποφόρα γύαλα* verstanden ist, so kann nicht gesagt werden, Latona habe den Phöbus *ἀπὸ δειράδος εἰναλίας* (von Delos weg) und doch *ἐν Δηλιάσιν γυάλοις* getragen. Ebenso unmöglich ist auch Hermann's Construction *ὅν ποτε Δηλιάσιν καρποφόροις γυάλοις ἐν κιθάρᾳ σοφόν* „quem cithara in Deliis fructiferis convallibus doctum". — Nun zeigt aber der Vers der Antistrophe *χρηστηρίων νύχια*, dass in den Worten *χρυσοκόμαν Φοῖβον* eine Corruptel liegen müsse. Schon Musgrave erkannte richtig, dass *Φοῖβον* ein Glossem sei; und diese Ansicht wird dadurch bestätigt, dass auch Artemis nicht genannt, sondern nur das, was sie charakterisirt (*ἅ τ' ἐπὶ τόξων εὐστοχίᾳ γάνυται*), hervorgehoben wird. Die Lücke lässt sich mit Wahrscheinlichkeit durch das von Schöne vorgeschlagene *τίκτουσα* ergänzen. Die ganze Stelle ist, wie ich glaube, zu schreiben: *εὔπαις ὁ Λατοῦς γόνος, τόν ποτε Δηλιάσιν καρποφόροις γυάλοις τίκτουσα, χρυσοκόμαν ἐν κιθάρᾳ σοφόν, ἅ τ' ἐπὶ τόξων εὐστοχίᾳ γάνυται, ἔφερέν νιν* (dies ist eine von Seidler nur beiläufig vorgeschlagene Änderung) *ἀπὸ δειράδος κ. τ. λ.* Durch die Schreibung *τίκτουσα* gewinnt man ein Verbum, mit welchem *Δηλιάσιν γυάλοις* zu verbinden ist. Seidler's Conjectur *φέρεν ἶνιν* für *φέρει νιν* hat zwar auf den ersten Blick etwas sehr Ansprechendes; aber es erhebt sich doch ein gewichtiges Bedenken dagegen, so dass man *νίν* für echt halten und die Corruptel nur in *φέρει* suchen muss. Es ist nämlich die von Seidler gegebene und von den Herausgebern angenommene Erklärung der Worte *εὔπαις ὁ Λατοῦς γόνος* „eximius infans sive puer fuit Latonae filius" wegen der Worte *ἅ τ' ἐπὶ τόξων εὐστοχίᾳ γάνυται* bedenklich; es ist durchaus unwahrscheinlich, dass diese Worte nur so ganz beiläufig eingeschoben und nur gleichsam ein parenthetischer Ausdruck sein sollten. Ich glaube vielmehr, dass *εὔπαις* nur bedeuten könne „mit glücklichen Kindern gesegnet, aus glücklichen Kindern bestehend", dass es also als possessives Compositum aufzufassen sei und dass man ferner *γόνος* von Apollon und der Artemis (also *γόνος* = proles) verstehen müsse. Darnach

ergibt sich nun folgender Sinn: „Aus herrlichen Kindern besteht die Nachkommenschaft der Leto (oder: herrliche Kinder sind die der Leto), welche einst in Delos fruchttragenden Gründen die Mutter gebar — nämlich den goldgelockten citherkundigen und die, so sich der sicher treffenden Geschosse erfreut —; und sie trug sie von dem Meeresfels u. s. w."

V. 1218 ff.

ὅθι ποικιλόνωτος οἰνωπὸς δράκων
σκιερᾷ κατάχαλκος εὐφύλλῳ δάφνᾳ
γᾶς πελώριον τέρας ἀμφ —
έπει μαντεῖον χθόνιον.

Die von Seidler vorgenommene Änderung des hdschr. *ἀμφέπει* zu *ἄμφεπε*, so wie die damit verbundene Annahme einer grossen Verwirrung, die in den Codd. in der Antistrophe eingetreten sein soll, hat gar keine Wahrscheinlichkeit für sich; vgl. zu V. 1241 ff.

V. 1230 ff.

Θέμιν δ' ἐπεί Γᾶς ἰὼν
*παῖδ' ἀπενάσσατο * * * ἀπὸ ζαθέων*
χρηστηρίων, νύχια
Χθὼν ἐτεκνώσατο φάσματ' ὀνείρων.

In *Γᾶς ἰών* sehen Nauck und Kirchhoff mit Recht eine Corruptel, da sich *ἰών* hier gar zu sonderbar ausnimmt. Auch *Γᾶς* ist auffällig, da im Hauptsatze als Subject *Χθών* gebraucht ist; man fühlt das seltsame dieser Ausdrucksweise auch in der Übersetzung: „Nachdem Phöbus die Tochter der Ge vom Orakel entfernt hatte, erzeugte Chthon nächtliche Traumgebilde." Das seltsame liegt in der Abwechslung mit ganz gleichbedeutenden Ausdrücken; es erscheint eine solche Variation als ein unnöthiges und lästiges Schwelgen in blossen Worten, während der Gedanke dabei nicht gewinnt. Gerechtfertigt ist ein solcher Wechsel nur dann, wenn ein bedeutungsvoller Ausdruck zur Abwechslung gebraucht wird; z. B. „als Pentheus die Gottheit des Dionysos leugnete, da beschloss der Sohn des Zeus (= er, der ja Sohn des Zeus war), ihn zu vernichten." — Nauck vermuthet nun *γάϊον*. Dies Adjectiv wird aber nicht so gebraucht, dass es sich auf die personificirte *Γῆ* bezöge, sondern es bedeutet „was unter oder auf der Erde ist", ebenso wie *οὐράνιος*, *πόντιος* nicht das bezeichnen, was dem personificirten *Οὐρανός*, *Πόντος* angehört,

sondern was sich auf *οὐρανός*, *πόντος* als appellative Wörter bezieht. — Darum ist wohl zu schreiben: *Θέμιν δ' ἐπεὶ γαΐων παῖδ' ἀπενάσσατο* * * * *ἀπὸ ζαθέων χρηστηρίων*, wobei man zu *παῖδα* das Pronomen possessivum aus dem Subject des Hauptsatzes *Χθών* ergänzen muss. *Γάϊα χρηστήρια* ist dasselbe wie oben *μαντεῖον χθόνιον*. — Sehr ansprechend ist eine andere Vermuthung Nauck's, nämlich die Ergänzung der Lücke durch *Λατῷος* und die Änderung von *παῖδ'* in *παῖς*.

V. 1240 ff.

ταχύπους δ' ἐς Ὄλυμπον ὁρμαθεὶς ἄναξ
χέρα παιδνὸν ἕλιξεν ἐκ Διὸς θρόνων
Πυθίων δόμων χθονίαν ἀφελεῖν
θεᾶς μῆνιν νυχίους τ' ἐνοπάς.
γέλασε δ', ὅτι τέκος ἄφαρ ἔβα
πολύχρυσα θέλων λατρεύματα σχεῖν·
ἐπὶ δ' ἔσεισεν κόμαν παῦσεν νυχίους ὀνείρους,
ἀπὸ δὲ λαθοσύναν νυκτωπὸν ἐξεῖλεν βροτῶν.

Über die Richtigkeit von Scaliger's Emendation *παιδνόν* und Seidler's *ἕλιξεν* kann kein Zweifel sein. — Schwierig ist es aber, die Entsprechung zwischen der Strophe und Antistrophe herzustellen. Ich halte *δόμων* für interpolirt und schreibe: *χέρα παιδνὸν ἕλιξεν ἐκ Διός, θρόνων | Πυθίων χθονίαν ἀφελεῖν | θεᾶς μῆνιν νυχίους τ' ἐνοπάς*. In der Strophe ist zu schreiben: *σκιερᾷ κατάχαλκος* (welches Wort freilich wohl corrupt ist) *εὐφύλλῳ δάφνᾳ, | γᾶς πελώριον τέρας, ἀμφ- | έπει μαντεῖον χθόνιον*. — Auf diese Weise wird das hdschr. *ἀμφέπει* in der Strophe beibehalten und ebenso in der Antistrophe die Autorität der Handschriften gewahrt — lauter Gründe für die Richtigkeit dieser Schreibung. Dass wir dabei *δόμων* für interpolirt erklären, könnte bedenklich erscheinen, wenn wir dies nur der antistrophischen Entsprechung zuliebe thäten. Aber es ist ein triftiger Grund vorhanden, dessentwegen man *δόμων* streichen muss. Denn behält man es bei, so muss man construiren: *χέρα παιδνὸν ἕλιξεν ἐκ Διὸς θρόνων*. Aber ist es wahrscheinlich, dass Phöbus den Thron des Zeus umschlungen haben sollte? Bittende pflegten ja doch die Kniee dessen zu umfassen, von dem sie etwas zu erflehen suchten, wie es z. B. Thetis in der Ilias thut. Streichen wir *δόμων*, dann ist zu construiren *ἕλιξεν ἐκ Διός* (er umschlang mit kindlicher Hand den Zeus) und *θρόνων* ist mit

Πυθίων zu verbinden, gerade wie es V. 1225 heisst *ἐν ἀψευδεῖ θρόνῳ* und V. 1250 *ἐν ξενόεντι θρόνῳ*. — Man verband *θρόνων* mit dem unmittelbar vorausgehenden *ἐκ Διός* und da man dann ein zu *Πυθίων* gehöriges Substantiv vermisste, so wurde *δόμων* eingeschoben; und daher rührt die Störung des Metrums.

Das hdschr. *ἐπεί* hat Scaliger zu *ἐπί* emendirt. — Weiter geben nun die Codd.: *παῦσεν νυχίους ὀνείρους, ἀπὸ δὲ λαθοσύναν*, wo *λαθοσύναν* eine offenbare Corruptel ist. Markland's Conjectur *μαντοσύναν* gibt wohl einen vollkommen entsprechenden Sinn; aber wie sollte daraus *λαθοσύναν* geworden sein? Ich conjicire *λατροσύναν* (Dienst, Huldigung), was durch das vorausgehende *λατρεύματα* bestätigt wird. Die Bildung des Wortes *λατροσύνη* wird durch die Analogie von *μαντοσύνη* geschützt, da *λατροσύνη* sich ebenso zu *λάτρις* verhält, wie *μαντοσύνη* zu *μάντις*; und gerade der Umstand, dass es so selten ist, mag zur Corruptel Anlass gegeben haben. — Die Entsprechung zwischen der Strophe und Antistrophe lässt sich meines Erachtens mit grosser Wahrscheinlichkeit durch Tilgung des *δέ* (in den Worten *ἀπὸ δὲ λατροσύναν*) herstellen, da ohnehin dies *δέ* sehr verdächtig ist [1]). Denn es ist sehr unwahrscheinlich, dass der Dichter die Worte *παῦσεν νυχίους ὀνείρους* asyndetisch an das vorangehende angereiht, den folgenden Satz (*ἀπὸ — βροτοῖς*) aber, der ganz und gar in demselben Verhältniss zu *ἔσεισεν κόμαν* steht, wie *παῦσεν νυχίους ὀνείρους* (beide Sätze schildern nämlich die Wirkungen von *ἔσεισεν κόμαν*) durch ein *δὲ* angeknüpft haben sollte. Da also das Asyndeton *παῦσεν νυχίους ὀνείρους* sehr auffallend wäre, wenn das folgende Glied mit *δέ* angeknüpft wäre, während dasselbe durchaus angemessen ist, wenn auch *ἀπὸ — βροτοῖς* asyndetisch an das frühere angereiht wird, so kann man schon aus diesem einzigen Umstand auf die Unechtheit des *δέ* schliessen. Durch das Asyndeton

---

[1]) Es wäre also die Entsprechung folgende:

Strophe.

ἔχανες, ὦ Φοῖβε, μαν —
τείων δ' ἐπέβας ζαθέων (Synizese)
τρίποδί τ' ἐν χρυσέῳ
θάσσεις ἐν ἀψευδεῖ θρόνῳ κ. τ. λ.

Antistrophe.

ἐπὶ δ' ἔσεισεν κόμαν,
παῦσεν νυχίους ὀνεί —
ρους, ἀπὸ λατροσύναν
νυκτωπὸν ἐξεῖλεν βροτῶν.

wird die Raschheit, mit welcher die Wirkungen *παῦσεν* und *ἐξεῖλεν* auf die erste Handlung (*ἐπὶ δ' ἔσεισεν κόμαν*) folgten, trefflich geschildert: die Locken zu schütteln, den nächtlichen Träumen Einhalt zu thun, die nächtliche Huldigung zu entfernen war eins (vgl. Kühner gr. Gr. §. 670. 1. a). — Es ist nun aber noch ein anderer Grund für die Unechtheit des *δέ* anzuführen. Die Handschriften haben nämlich *ἐπεὶ δ' ἔσεισεν*. Offenbar hat dem Interpolator das Asyndeton missfallen; er änderte darum *ἐπὶ δ'* zu *ἐπεὶ δ'* und bezog die Worte *παῦσεν νυχίους ὀνείρους* als Apodosis auf die von ihm construirte Protasis *ἐπεὶ δ' ἔσεισεν κόμαν;* nun konnte er natürlich das Asyndeton *ἀπὸ λατρ. ἐξ.* nicht bestehen lassen und darum schob er *δέ* ein.

V. 1257 ff.

βεβᾶσι φροῦδοι δίπτυχοι νεανίαι
. . . .
φεύγοντες ἐκ γῆς τῆσδε καὶ σεμνὸν βρέτας
λαβόντες ἐν κόλποισιν Ἑλλάδος νεώς.

L. Dindorf wollte *φυγόντες* geschrieben wissen, welches schon Markland vorzog. „Non male“ sagt Hermann und „recte fortasse“ W. Dindorf. Aber die ganze Erzählung des Boten zeigt, dass die Fremdlinge freilich die Küste verlassen und das Schiff bestiegen hatten, dass aber ihre Flucht nicht recht gelingen wollte. Passend wird also hier nicht von der Flucht (*φυγόντες*), sondern von dem Fluchtversuch (*φεύγοντες*) geredet. Übrigens ist zur Behebung jedes Zweifels zu vergleichen Soph. Phil. 557 *φροῦδοι διώκοντές σε . . Φοῖνιξ κ. τ. λ.*

V. 1277. — Die Handschriften haben: *ψευδῶς ἔλεγον αἴδε καί μ' ἀπήλαυνον δόμων.* Ich glaube, dass *ψευδῶς* eine Corruptel aus *φεῦ ὡς* sei und das *φεῦ* ist ausserhalb des Verses gerade so wie V. 547 und 616. Es ist etwas ganz Regelmässiges, dass nach einer Interjection die Sache, auf welche sich der Ausruf bezieht, durch welche der Ausruf entlockt wurde, mit *ὡς, οἷος* u. a. eingeleitet wird. Es ist zu erklären *φεῦ* (Ausruf des Unwillens), *ὅτι οὕτως ἔλεγον αἴδε κ. τ. λ.* Die Verwechslung von *φ* und *ψ* kommt zuweilen vor; so hat im vorigen Verse *B* richtig *φόβον, C ψόφον.*

V. 1313 f.

κἀνταῦθ' ὁρῶμεν Ἑλλάδος νεὼς σκάφος
ταρσῷ κατήρει πίτυλον ἐπτερωμένον.

Seidler war der einzige, der die Lesart der Codd. vertheidigen zu können glaubte. Man nahm Anstoss an κατήρει und πίτυλον Κατήρης, sagt Matthiä, komme immer mit dem Dativ der Sache, mit welcher man versehen sei, vor; ferner errege πίτυλος Bedenken, weil es nie für sich „Fahrzeug" bedeute, sondern immer mit νεώς verbunden werde. Allerdings würde κατήρης in der Bedeutung „instructus, aptatus" einen Dativ verlangen; aber in diesem Sinne darf man es eben hier nicht nehmen. Bei vielen mit einer Präposition zusammengesetzten Worten tritt zuweilen der Begriff der Präposition so stark hervor, dass die Bedeutung des zweiten Theils der Composition ganz verschwindet. So ist ἀντήρης, ἀντηρέτης, ἀντίπαλος oft nichts mehr als ἀντίος. Dasselbe findet bei andern Compositis Statt, wie z. B. wenn δίπτυχος, τρίπτυχος nur ebenso viel ist als διssός, τρισσός. Ebenso ist an unserer Stelle κατήρης aufzufassen; es ist nichts weiter als das dem κατά oder κάτω entsprechende Adjectiv. Eine Bestätigung hiefür gibt die Glosse des Hesychius κατήρη, κρεμαμένην. — Was aber πίτυλος betrifft, so scheint die ursprüngliche Bedeutung desselben „Ruder" zu sein, da es wohl mit πίτυς zusammenhängt (vgl. ἐλάτη). Es wird aber auch in collectivem Sinne für das ganze Ruderwerk gebraucht; so z. B. in der Verbindung πίτυλος νεὼς εὐήρης (V. 1025). Wenn nun aber πλάτη und ἐλάτη oft figürlich vom ganzen Schiffe gesagt wird (vgl. Phoen. 209, Hel. 192), so kann auch πίτυλος von der Bedeutung „Ruderwerk" zu der Bedeutung „Fahrzeug" gelangen. An unserer Stelle brauchte übrigens νεώς um so weniger bei πίτυλος zu stehen, weil νεὼς σκάφος voranging, also ein Missverständniss oder eine Undeutlichkeit unmöglich ist. Demnach erkläre ich die ganze Stelle: Wir sahen ein griechisches Schiff, ein mit niedergesenktem Ruderwerke (ταρσός bedeutet hier, wie oft, das ganze Ruderwerk, das, wenn es in Thätigkeit gesetzt wird, an die Form des Fittigs erinnert) beflügeltes Fahrzeug oder ein Fahrzeug, dessen niedergesenktes Ruderwerk gleichsam den Fittig desselben bildete. Die Ruder waren zwar noch nicht in Thätigkeit, aber die Ruderer hielten selbe bereits in den Händen und hatten die Schaufeln derselben niedergesenkt, um bei gegebenem Befehle sofort die Meeresfläche zu durchfurchen. Und darum kann hier sehr gut von einem πίτυλος ἐπτερωμένος geredet werden; denn wenn das Schiff nicht zur Abfahrt bereit war, so wurden die Ruder beigesteckt.

Ebenso ist Herod. VIII, 21 *εἶχε πλοῖον κατῆρες ἑτοῖμον* zu erklären; *πλοῖον κατῆρες* ist eine Brachylogie für *πλοῖον ἐρετμοῖς κατήρεσιν ἐπτερωμένον.*

V. 1318 ff.

κοντοῖς δὲ πρῷραν εἶχον, οἱ δ' ἐπωτίδων
ἄγκυραν ἐξανῆπτον, οἱ δὲ κλίμακας
σπεύδοντες ἦγον διὰ χερῶν πρυμνήσια,
πόντῳ δέ δόντες τὴν ξένην καθίεσαν.

Allgemein ist Seidler's Änderung *τοῖν ξένοιν* aufgenommen worden; derselbe erklärt: „Alii propere applicabant scalas, simulque retinacula (e navi) per manus ducebant, eaque in mare proiecta hospitibus demittebant, scilicet ut horum ope navem propius ad littus attraherent eamque fixam tenerent, ut mulier commode posset adscendere.“ Aber kann überhaupt *κλίμακας σπεύδειν* bedeuten „scalas propere applicare“? Und wie sonderbar ist *πόντῳ δὲ δόντες* (*πρυμνήσια*) *τοῖν ξένοιν καθίεσαν?* Seidler sagt zwar zur Rechtfertigung dessen: „Ex nostra explicatione etiam participium aoristi nihil offensionis habet. Nam postquam initia funium in mare proiecerant, nondum omnis ideo funium longitudo demissa erat, sed demittentes continuabant.“ Gesetzt aber, die Schiffsleute hätten wirklich dem Orestes und Pylades die Taue zugeworfen, damit sie das Schiff näher an's Ufer ziehen sollten, warum hätten sie denn das ganze Tau, so lang es war, hinunterlassen sollen? und warum warfen sie es nicht lieber dem Or. und Pyl., die am Ufer standen, zu? warum liessen sie es erst in's Meer hinab? Ein solches Verfahren wäre wirklich so unzweckmässig als möglich gewesen. Dass übrigens diese ganze Annahme Seidler's höchst unwahrscheinlich sei, hat Hermann mit Recht bemerkt. Die Schiffer hätten dem Or. und Pyl. zumuthen können, dass sie das Schiff näher an's Land zu ziehen im Stande wären? Wenn es überhaupt möglich war, das Schiff dem Ufer noch mehr zu nähern, warum wollten die Schiffer dies nicht durch Rudern und Stossen thun? — Hermann setzt nach *σπεύδοντες* und *πρυμνήσια* ein Komma, ergänzt also *κλίμακας* als Object zu *δόντες* und *καθίεσαν* und erklärt die Worte *ἦγον διὰ χερῶν πρυμνήσια* „navis etsi ancoris firmata, tamen alligata fuerat etiam in littore: itaque solutos nautae rudentes per manus trahebant, quo eos in navi reponerent.“ Auch er scheint *κλίμακας σπεύδειν* ebenso wie Seidler aufzufassen, während es doch, nach analogen Beispielen zu urtheilen,

nur bedeuten könnte „mit der Verfertigung der Leiter sich beeilen" oder wohl auch in etwas kühner Weise „die einzelnen Sprossen der Leiter rasch hinansteigen" (wie *δνύειν κλίμακας*). Sehr anstössig ist ferner bei Hermann's Erklärung, dass dieselben Leute zu derselben Zeit die Leiter hätten anlegen und die Taue in's Schiff hereinziehen sollen; dass zuerst das Anlegen der Leiter erwähnt wird, hierauf das Einziehen der Taue und dann wieder das Hinablassen der Leiter. Auf diese Weise wäre Alles bunt durch einander geworfen. Und wenn einmal die Leiter in's Meer hinabgelassen war (*πόντῳ δὲ δόντες*), wie konnte man noch immer mit dem Hinablassen derselben beschäftigt sein (*καθίεσαν*)? — Durch Hartung's Auffassung „man... macht Strickleitern hier in Eile, lässt die Taue (aus welchen man nämlich die Strickleitern verfertigte) durch die Hände geh'n, und wirft sie rasch den Fremden in das Meer hinab" wird zwar das eine sprachliche Bedenken, welches in Seidler's Erklärung der Worte *κλίμακας σπεύδοντες* liegt, behoben, aber ein viel grösseres sachliches Bedenken tritt an die Stelle desselben. Es sollte also keine Leiter die doch wesentlich zum Schiffsgeräthe gehörte, mitgenommen worden sein, und erst jetzt, wo Eile so nöthig war, sollte man dieselbe verfertigt haben? Übrigens vergleiche man über die Misslichkeit der Annahme von Strickleitern Seidler's Bemerkung. Und das Bedenken welches in *δόντες — καθίεσαν* liegt, ist auch durch Hartung's Auffassung nicht behoben.

Der Sitz des Verderbnisses scheint hier tiefer zu liegen, als dass durch Änderung eines oder des andern handschriftlich überlieferten Wortes geholfen werden könnte. Für wahrscheinlich halte ich, dass die Worte *οἱ δὲ κλίμακας* nicht mit dem folgenden zu verbinden sind, sondern dass zu denselben aus dem unmittelbar vorangehenden Satze *ἐξανῆπτον* zu ergänzen ist. Ferner glaube ich, dass jeder Versuch, die Worte *πόντῳ δὲ δόντες τὴν ξένην καθίεσαν* zu emendiren, fruchtlos und dieser Vers für interpolirt zu erklären sei; denn fast jedes einzelne Wort in demselben erregt Bedenken. *Τὴν ξένην* gibt, wie allgemein zugestanden wird, keinen Sinn; *πόντῳ δὲ δόντες* erklärt man „postquam in mare demiserunt"; aber mag man als Object dazu *κλίμακας* oder *πρυμνήσια* nehmen, der Ausdruck ist und bleibt sehr seltsam; und mit *καθίεσαν* (nach dem vorausgehenden *δόντες*) ist absolut nichts anzufangen. Vielleicht ist zu schreiben: *οἱ δ' ἐπωτίδων ἄγκυραν ἐξανῆπτον, οἱ δὲ κλίμακας* (näml. *ἐξανῆπτον*

νεώς)· σπεύδων τις ἦγεν διὰ χερῶν πρυμνήσια. ἡμεῖς δ' κ. τ. λ. Oder ist vielleicht nach κλίμακας ein Vers ausgefallen, der mit ὁ δὲ schloss, so dass zusammengehören würde: ὁ δὲ σπεύδων τις ἦγεν διὰ χ. πρ.? Σπεύδων τις empfiehlt sich dadurch, weil es wahrscheinlich ist, dass zum Einziehen der Taue ein einziger Mann genügte. Doch dergleichen Vermuthungen liessen sich, wie ich wohl weiss, noch manche aufstellen; nur die Behauptung wage ich mit Zuversicht, dass V. 1321 interpolirt sei. Man sieht auch leicht, was zur Interpolation Anlass gegeben haben mag. Der Interpolator mochte glauben, dass es wegen der folgenden Worte (ἡμεῖς δ' .. εἰχόμεσθα τῆς ξένης πρυμνησίων τε) zweckmässig sein dürfte, die Erwähnung einzuschieben, dass man schon versucht hatte, die Iph. in's Schiff zu bringen und er wollte dies durch jenen Vers ausdrücken. Er schrieb jedenfalls τὴν ξένην καθίεσαν und glaubte, die Worte εἰχόμεσθα τῆς ξένης stünden in einer ähnlichen Beziehung zu dem eingeschobenen Verse (namentlich zu den Worten τὴν ξένην καθίεσαν), wie die Worte εἰχόμεσθα πρυμνησίων zu ἦγον διὰ χερῶν πρυμνήσια.

V. 1336 ff.

πυγμαὶ δ' ἦσαν ἐγκροτούμεναι
καὶ κῶλ' ἀπ' ἀμφοῖν τοῖν νεανίαιν ἅμα
εἰς πλευρὰ καὶ πρὸς ἧπαρ ἠκοντίζετο,
ὥστε ξυνάπτειν καὶ συναποκαμεῖν μέλη.

Nur Bothe versuchte die hdschr. Lesart zu vertheidigen; er musste aber dabei zu einer so gezwungenen und durch nichts zu rechtfertigenden Erklärung seine Zuflucht nehmen, dass alle Conjecturen die hier gemacht worden sind, bei weitem weniger gewagt sind als seine Verdrehung der Worte. Er nimmt nämlich eine Versetzung des καί an, welches seine eigentliche Stelle vor ξυνάπτειν hätte haben sollen, und bringt so den Sinn heraus „ita ut membra (nostra) simul omnium vel pugnam committere defatigarentur i. e. ut prae lassitudine ne congredi quidem cum illis auderemus amplius.“ — Man suchte hier auf verschiedene Weise zu helfen. Markland conjicirte ὡς ξύν τ' ἀπειπεῖν (was Matthiä aufnahm) oder ὥστε συναπειπεῖν (wie Schöne schreibt); aber über den durch σύν den Verben mitgetheilten Nebenbegriff sprach er sich nicht aus. Soll συναπειπεῖν und συναποκαμεῖν ebenso von Or. und Pyl., wie von den

Tauriern gelten? Dies ist, wie Hermann bemerkt, unmöglich; denn warum sollten die Taurier geflohen sein, wenn sich die Ermattung bei beiden Parteien einstellte? Oder soll man mit Schöne erklären „die Glieder versagten ihnen (den Tauriern) mit einander, allesammt zugleich?“ Auch dies ist seltsam; die Taurier flohen und warfen gleich darauf aus der Ferne Steine, womit deutlich ausgesprochen ist, dass ihnen nicht alle Glieder zum Gebrauch untüchtig geworden waren. — Ich bin der Ansicht, dass unter *μέλη* die *πυγμαί* und *κῶλα* des Or. und Pyl. zu verstehen seien; dann ist aber statt *καί* zu schreiben *κοὐ* (worin die Abschreiber nicht selten gefehlt haben; vgl. V. 876), und statt *ὥστε ξυνάπτειν*, welches ziemlich nichtssagend ist, *ὥστ' εὖ συνάπτειν*. Für diese Conjecturen spricht der ganze Zusammenhang. Or. und Pyl. gebrauchten bei dem Kampfe bald die Fäuste (*πυγμαί* V. 1336), bald die Beine (*κῶλα* V. 1337); waren die Hände ermüdet, so vertheidigten sie sich mit den Beinen, und wenn diese zu ermatten anfingen, hatten sich unterdessen die Hände erholt, so dass sie nun wieder diese gebrauchen konnten. Dies war ein *εὖ συνάπτειν μέλη* (*τοῖς πολεμίοις*) und es fand auf diese Weise nicht ein *συναποκαμεῖν* der Hände und Füsse, sondern immer nur ein *ἀποκαμεῖν* des einen oder andern Gliedes Statt. Der Acc. *μέλη* ist zu *συνάπτειν* als Object herüberzuziehen, während er bei *συναποκαμεῖν* als Accus. der Rücksicht (an den Gliedern) aufzufassen ist. Die Verbindung *ὥστ' οὐ συναποκαμεῖν* hat nichts auffälliges, wenn man *οὐ συναποκαμεῖν* als einen einheitlichen Begriff auffasst und erklärt: *ὥστ' ἀεὶ ἓν μέλος μόνον* (*ὅτε μὲν χεῖρας, ἄλλοτε δὲ κῶλα*) *ἀποκαμεῖν*. Sehr passend lässt sich vergleichen Phoen. 1357 f.: *οὐ μακρὰν γὰρ τειχέων περιπτυχαὶ ὥστ' οὐχ ἅπαντά σ' εἰδέναι τὰ δρώμενα*, zum Theil auch Soph. El. 780 und Dem. 19, 308.

V. 1347 ff.

κἀν τῷδε· δεινὸς γὰρ κλύδων ὤκειλε ναῦν
*πρὸς γῆν, φόβος δ' ἦν * * μὴ τέγξαι πόδα·*
λαβὼν Ὀρέστης ὦμον εἰς ἀριστερὸν
βὰς εἰς θάλασσαν κἀπὶ κλίμακος θορὼν
ἔθηκ' ἀδελφὴν ἐντὸς εὐσέλμου νεώς
τό τ' οὐρανοῦ πέσημα, τῆς Διὸς κόρης
ἄγαλμα. ναὸς δ' ἐκ μέσης ἐφθέγξατο
βοή τις· ὦ γῆς Ἑλλάδος ναῦται νεώς κ. τ. λ.

Kirchhoff: „φόβος δ' ἦν μὴ τέγξαι πόδα *B* spatio vacuo relicto, quod manus secunda explevit inserta voce ναυάταις, unde sic Ald. φόβος δ' ἦν ὥστε μὴ τέγξαι πόδα *C* misere interpolatus, recte φόβος δ' ἦν παρθένῳ τέγξαι πόδα Badhamius, nisi malis τῇ κόρῃ sive τῇ ξένῃ". Man hat sich sehr abgemüht, die äusserst seltsame Construction ὥστε μή nach einem Verbum des Fürchtens zu erklären. Es könnte die Lesart des Cod. *C* nur einen einzigen Sinn haben, nämlich „es war die Befürchtung vorhanden, das Schiff könnte scheitern, und eben weil man dies befürchtete, machte man grosse Anstrengungen, so dass das Schiff in Folge dieser Anstrengungen nicht scheiterte"; es könnte diese Construction nur für eine Verschmelzung von φόβος δ' ἦν μὴ τέγξαι πόδα und διὰ τοῦτον τὸν φόβον πόνος ἦν, ὥστε μὴ τέγξαι πόδα angesehen werden. Dieser Sinn könnte möglicher Weise in den Worten liegen, er ist aber an unserer Stelle vollkommen unpassend. Man könnte nun vermuthen, dass ναυάταις, welches ein sehr spätes Wort ist (es kommt z. B. in dem unechten Epilog der aul. Iph. 1595 vor), als Glossem das echte Wort (z. B. ναυτίλοις) verdrängt habe. Aber da nach Kirchhoff's Angabe μή ganz unverdächtig ist, so kann nur ein trochäisches Wort ausgefallen sein. Um diese Lücke mit einiger Wahrscheinlichkeit zu ergänzen, muss man früher die Frage beantworten, in welchem Sinne τέγξαι πόδα zu nehmen sei. Wäre dies auf Iph. zu beziehen, dann hätte allerdings Badham's oder Kirchhoff's Conjectur viel für sich. Aber es ist durchaus nicht abzusehen, wie sich der Satz „die Jungfrau fürchtete sich (scheute sich) aber, den Fuss zu benetzen" an die Worte δεινὸς γὰρ κλύδων ὤκειλε ναῦν πρὸς γῆν anschliessen könnte. Nimmt man dagegen τέγξαι πόδα als nautischen Ausdruck für „Schiffbruch leiden" (vgl. Markland's Bemerkung), dann hängt Alles gut zusammen. Die gewaltige Strömung trieb das Schiff mit Macht an das Ufer und man fürchtete, das Schiff könnte in Folge dessen scheitern; darum nahm Orestes die Schwester und das Götterbild auf den Arm, stieg in's Meer, sprang auf die Leiter und legte seine Bürde im Schiffe nieder. Iph. hätte wohl auch selbst in's Schiff gelangen können; aber dies wäre zu langsam vor sich gegangen und das Schiff hätte bei dieser Verzögerung, durch den κλύδων gedrängt, stranden können; darum brachte Orestes selbst seine Schwester in's Schiff und die Schiffer konnten nun die Ruder einsetzen und sich von dem gefährlichen Ufer entfernen. — Ich

vermuthe, dass *νηί* ausgefallen sei. *Φόβος δ' ἦν νηὶ μὴ τέγξαι πόδα* wäre zu erklären „*ἐφοβοῦντο τῇ νηί*“ (man fürchtete für das Schiff, dass es scheitern! dürfte). Der Abschreiber der diesen Dativ nicht als Dativus commodi auffasste, glaubte *φόβος δ' ἦν νηί* könne nur bedeuten „das Schiff fürchtete sich“ und darum hielt er *νηί* für falsch und liess eine Lücke. Später mochte Cod. *B* von einem Interpolator durchgesehen worden sein, der in einer andern Handschrift die er vor sich hatte, ebenfalls *νηί* fand, dasselbe ebenfalls für falsch hielt und statt *νηί* ein Wort setzen zu müssen glaubte, das „Schiffer“ bedeutete. So kam *ναυάταις* in die Handschrift. Was den Dat. commodi betrifft, so kann man zur Vergleichung herbeiziehen Il. *ε*, 566 *περὶ γὰρ δίε ποιμένι λαῶν*. *ι*, 433 *περὶ γὰρ δίε νηυσὶν Ἀχαιῶν*.

Im V. 1352 hat Markland richtig emendirt *τό τ' οὐρανοῦ* und V. 1353 *νηὸς δ' ἐκ μέσης*. Den folgenden Vers (1354) halte ich aus zwei Gründen für eine Interpolation: 1. Es ist auffallend, dass nicht Orestes jenen Befehl an die Matrosen richtet. Orestes hatte die Schwester sammt dem Götterbilde in's Schiff gebracht; wer anders sollte nun den Befehl an die Matrosen gerichtet haben, als er selbst? für wen passen die Worte *ἔχομεν γὰρ ὧνπερ οὕνεκ' Εὔξεινον πόρον εἰσεπλεύσαμεν* besser als für ihn? wem stand es zu, den Augenblick der Abfahrt zu bestimmen? Wie seltsam ist aber dies *ἐφθέγξατο βοή τις*? 2. Dass die Worte *ὦ γῆς Ἑλλάδος ναῦται νεώς* sehr sonderbar sind, wird fast allgemein zugestanden; Markland schlug vor *ὦ τῆς κ. τ. λ.* Ich glaube, dass der Interpol. wirklich *γῆς* geschrieben habe und dass es ihm nur darum zu thun war, einen Trimeter zusammenzubringen, wobei er sich nicht darum kümmerte, ob die Worte einen erträglichen Sinn geben, wenn sie nur überhaupt einen Sinn gaben.

V. 1359 ff.

ναῦς δ' ἕως μὲν ἐντὸς ἦν
λιμένος, ἐχώρει· στόμια διαπερῶσα δὲ
λάβρῳ κλύδωνι συμπεσοῦσ' ἠπείγετο·
δεινὸς γὰρ ἐλθὼν ἄνεμος ἐξαίφνης νεὼς
ὤθει πάλιν πρυμνήσι'· οἱ δ' ἐκαρτέρουν
πρὸς κῦμα λακτίζοντες.

Die überlieferte Lesart *δεινὸς γὰρ ἐλθὼν ἄνεμος ἐξαίφνης νεὼς ὤθει πάλιν πρυμνήσι'· οἱ δ' ἐκαρτέρουν* ist offenbar corrupt. *Πάλιν πρυμνήσι' οἱ δ'* ist zusammen zu schreiben *παλιμπρυμνήσιοι δ'*

und nach *ὤθει* ist zu interpungiren. Hesychius führt an *παλίμπρυμνος χώρησις;* das Compositum *παλιμπρυμνήσιος* hat dieselbe Bedeutung und die Stelle ist zu erklären: *ἐν παλιμπρύμνῳ χωρήσει ἐκαρτέρουν* (*ναῦται*). Auch *νεώς* ist dann natürlich zu ändern, weil durchaus kein Wort da ist, von welchem der Genitiv abhängen könnte. Hermann versetzte darum den V. 1314 nach 1362; aber V. 1314 lässt sich an jener Stelle, wie wir gezeigt haben, vollkommen gut erklären und eine solche Versetzung ist stets sehr gewagt. Ich vermuthe *τέως* statt *νεώς* und erkläre: „So lange das Schiff innerhalb des Hafens war, ging es vorwärts; als es aber den Eingang zu passiren suchte und in die heftige Brandung gerieth, da wurde es zurückgetrieben; denn inzwischen (*τέως*) kam ein heftiger Wind und drängte es; die Schiffer aber kämpften gegen die Wogen, während ihr Schiff mit gegen das Ufer gerichtetem Hintertheile zurückgetrieben wurde." *Τέως* bezieht sich auf *στόμια διαπερῶσα;* das Particip des Präsens bezeichnet den Versuch und die Anstrengung den Eingang des Hafens zu passiren; aber bevor noch dies gelang, kam der Wind und trieb es zurück; das Entstehen des Windes fällt also in die Zeit des *ιαπερᾶν*; man kann sich ja auch *στόμια διαπερῶσα* auflösen durch *ἕως στόμια διεπέρα*, wo dann das *τέως* dem *ἕως* entspricht. — Was die Stellung des *τέως* an unserer Stelle betrifft, so ist dieselbe wohl etwas ungewöhnlich, aber nicht ohne Analogie; vgl. El. 40 ff. *εἰ γάρ νιν ἔσχεν ἀξίωμ' ἔχων ἀνήρ, εὕδοντ' ἂν ἐξήγειρε τὸν Ἀγ. φόνον δίκῃ τ' ἂν ἦλθεν Αἰγίσθῳ τότε.* Metrische Rücksichten mögen zumeist auf diese Stellung eingewirkt haben. — Die Ergänzung des Objects *ναῦν* zu *ὤθει* ist hier eben so ungezwungen und natürlich, wie zu *ἠπείγετο* das Subject *ναῦς* aus dem vorhergehenden Satze zu ziehen ist.

V. 1371 ff.

ναῦται δ' ἐπευφήμησαν εὐχαῖσιν κόρης
παιᾶνα γυμνὰς ἐκ χερῶν ἐπωμίδας
κώπῃ προσαρμόσαντες ἐκ κελεύσματος.

Man nahm Anstoss an *ἐκ χερῶν*, was ich nicht für corrupt halten kann, da sich eine Erklärung zeigt, die einen dieser Stelle vollkommen angemessenen Sinn gibt. Ich nehme *ἐκ* in temporaler Bedeutung und sehe in der Construction *ἐκ χερῶν ἐπωμίδας κώπῃ προσαρμόσαντες* eine eigenthümliche Brachylogie für *ἐκ τοῦ χέρας*

κώπῃ προσαρμόσαι ἐπωμίδας κώπῃ προσαρμόσαντες. Die Schiffer mussten sich nun mit dem oberen Theil der Schulter mächtig an den Handgriff des Ruders anstemmen (*ἐπωμίδας κώπῃ προσαρμόσαι*), um die Gewalt der Strömung zu überwinden. Vordem aber hatte man auf gewöhnliche Weise gerudert, indem man die *κώπη* nur mit den Händen festhielt und nicht den oberen Theil der Schulter gegen dieselbe anstemmte. Dass die Annahme einer solchen Brachylogie dem Geiste der griech. Sprache nicht zuwider sei, zeigt z. B. Soph. Ant. 1093 *λευκὴν ἐκ μελαίνης ἀμφιβάλλομαι τρίχα* = *λευκὴν τρίχα ἀμφιβάλλομαι ἐκ τοῦ ἀμφιβάλλεσθαι μέλαιναν τρίχα* (weisses Haar umflattert mich, während mich früher schwarzes umflatterte); Eur. Troad. 499 *κἀν πέδῳ κοίτας ἔχειν ῥυσοῖσι νώτοις βασιλικῶν ἐκ δεμνίων* = *ἐν πέδῳ κοίτας ἔχειν ἐκ τοῦ σχεῖν πρότερον κοίτας ἐν βασιλ. δεμνίοις.*

V. 1374 ff.

μᾶλλον δὲ μᾶλλον πρὸς πέτρας ᾔει σκάφος·
χὠ μέν τις εἰς θάλασσαν ὡρμήθη ποσίν,
ἄλλος δὲ πλεκτὰς ἐξανῆπτεν ἀγκύλας.
κἀγὼ μὲν εὐθὺς πρὸς σὲ δεῦρ' ἀπεστάλην.
σοὶ τὰς ἐκεῖθεν σημανῶν, ἄναξ, τύχας.

Es kann kein Zweifel sein, dass Musgrave statt *ἀγκύρας* richtig emendirt hat *ἀγκύλας*; aber bezüglich der Erklärung dieses und des vorhergehenden Verses findet grosse Meinungsverschiedenheit Statt. Musgrave's Erklärung „nautae vela collecta loris constrinxerunt“ zeigt sich auf den ersten Blick als unhaltbar; denn wie wäre es möglich, dass gerade das Wort, auf welches bei dieser Erklärung am meisten ankäme, nämlich *ἱστία*, fehlen sollte? Überdies bedeutet ja *ἐξανάπτειν ἀγκύλας* nicht „Stricke um etwas herum winden und so etwas zusammenschnüren“, sondern „Stricke an etwas so anbinden, dass sie herabhängen“. — Sehr bedenklich ist auch Seidler's Erklärung „probabilius est, eos, qui in mare prosiluerant, navem, quo ab impetu venti tutior esset, laqueis voluisse ad littus retrahere et religare... Vertendum igitur erit: alius vero tortos laqueos ex nave suspensos religabat“. Hermann hat diese Erklärung angenommen und weiter zu begründen gesucht. „Nautae“, sagt er, „quid facerent? Num in saxa et scopulos illidi navem paterentur, perireque in undis mallent, aut amissa navi trucidari in littore, quam salutem quaerere eam, quae unica superesset, ut alligata navi ad saxa

neque reditum in patriam sibi intercluderent, neque in hostium tela inciderent, neque in maris essent potestate, sed utrumque, si fieri posset, effugerent?" Das heisst aber die ganze Situation verkennen. Das Schiff wurde durch das Zurückströmen der Fluth nach dem Ufer auf dieselbe Stelle wieder zurückgedrängt, von welcher man ausgefahren war. Unter den *πέτραι* (V. 1374) ist eben das felsige Ufer verstanden, wo das Schiff früher gestanden war; mit *πρὸς πέτρας ᾔει σκάφος* ist dasselbe gesagt, wie früher mit *εἰς γῆν δ' ἔμπαλιν κλύδων παλίρρους ἦγε ναῦν*. Wie ist es nun denkbar, dass die Schiffer die ein Stranden des Schiffes an diesen Felsen fürchteten, doch gerade an denselben das Schiff hätten anbinden wollen? Das Festbinden des Schiffes an den Felsen wäre dann zweckmässig gewesen, wenn das Schiff sich noch am Ufer befunden hätte und die Schiffer gefürchtet hätten, durch die Strömung aus dem Hafen in die hohe See geschleudert zu werden. Man müsste bei dieser Erklärung etwa zu der Annahme seine Zuflucht nehmen, dass auch aus dem Meere hie und da Klippen hervorragten, und dass die Schiffer an d i e s e n das Schiff anbinden wollten, um nicht an das Ufer geworfen zu werden. Dies wäre aber eine ganz willkürliche Voraussetzung, zu welcher man durch gar nichts berechtigt ist. Und wenn die Schiffer überhaupt an ein Festhalten des Schiffes auf derselben Stelle gedacht hätten, wenn sich ein solches überhaupt als möglich gezeigt hätte, war es da nicht das natürlichste, den Anker auszuwerfen und mit *κοντοῖς* sich der Strömung entgegen zu stemmen? Ebenso ist die von Const. Matthiä (lex. Eurip. v. *ἀγκύλη*) aufgestellte Erklärung unhaltbar. Er erklärt „funem religatum in mare demittebant, quo qui in undas desiluerant, navem a littore protraherent". Wenn trotz der Anstrengungen der Ruderer das Schiff durch die Fluth zurückgetrieben wurde, wie hätten einige Leute daran denken können, das Schiff im Wasser fortzuziehen? Sie hätten ja bei der starken Strömung kaum festen Fuss fassen können, geschweige denn, dass sie gegen dieselbe hätten vorwärts schreiten oder gar das Schiff vorwärts ziehen können.

Kurz, wenn man *ὡρμήθη* und *ἐξανῆπτεν* auf die Schiffer bezieht, so stösst man auf lauter Schwierigkeiten. Es bleibt wohl also nichts übrig, als diese Verba auf die Taurier zu beziehen. Wie sie bereits früher die *πρυμνήσια* festhielten (V. 1324), um das Schiff an der Abfahrt zu hindern, so wollten sie auch jetzt Stricke wahr-

scheinlich um das Steuerruder oder um die *ἄφλαστα* schlingen, um das Schiff welches ohnedies schon durch die Strömung gegen das Ufer getrieben wurde, noch schneller heranzuziehen und so den Bemühungen der Ruderer entgegen zu arbeiten. Es spricht dafür auch die Zusammenstellung *χὠ μέν τις — ἄλλος δέ. — κἀγώ.* Freilich kann man einwenden, dass ja die Bogenschützen die Barbaren hätten niederschiessen können. Aber dieser Vorwurf trifft nicht unsere Erklärung, sondern die Darstellung des Dichters. Euripides hat sich wohl selbst den ganzen Vorgang nicht mit gehöriger Klarheit vorgestellt. Die Bogenschützen hätten auch früher schon, als der Kampf zwischen den Barbaren und den beiden Freunden stattfand, letzteren helfen können. Warum schiessen sie erst später, als die Barbaren bereits auf den Hügel geflohen waren? Doch vielleicht lässt sich an unserer Stelle folgende Entschuldigung anwenden. Man kann nämlich vermuthen, dass sich ausser den *ναῦται πεντήκοντα* keine besondern *τοξόται* auf dem Schiffe befanden, sondern dass die Ruderer (oder doch einige derselben) es waren, die zum Bogen griffen, um die Barbaren in die Ferne zu treiben; dass diese später (als Or. die Iph. sammt dem Götterbilde in das Schiff gebracht hatte und den Ruf erschallen liess *λάβεσθε κώπης κ. τ. λ.*) wieder den Bogen niederlegten und die Ruder erfassten. Da nun später alle Kräfte aufgeboten werden mussten, um die heftige Strömung zu überwinden, so konnte natürlich keiner das Ruder verlassen und die Barbaren konnten es wagen *εἰς θάλασσαν ὁρμᾶσθαι* und *πλεκτὰς ἐξανάπτειν ἀγκύλας*.

V. 1435 ff.

τάσδε δ' ἐκπέμπειν χθονὸς
Ἑλληνίδας γυναῖκας ἐξεφίεμαι
* * * * * * * * * * * * * * * * *
γνώμης δικαίας οὕνεκ' ἐκσώσασά σε
καὶ πρίν γ' Ἀρείοις ἐν πάγοις ψήφους ἴσας
κρίνασ', Ὀρέστα· καὶ νόμισμ' εἰς ταὐτό γε
νικᾶν ἰσήρεις ὅστις ἂν ψήφους λάβῃ.

Es ist schwer bei diesen Versen zu einem sichern Resultate zu gelangen. So viel steht aber fest, dass die von Seidler in die Worte *καὶ νόμισμ' εἰς ταὐτό γε κ. τ. λ.* hineingetragene und von Hermann angenommene Beziehung in ihnen nicht liegen kann. Seidler übersetzt nämlich: „Hasce vero graecas mulieres dimitti iubeo, bonae earum voluntatis causa, cum te prius quoque, calculis aequalibus in Areo-

pago iudicatum, Oresta, servarim, et quidem (dimitti eas iubeo) ad illam ipsam regulam, ut vincat, qui pares calculos nactus sit." Weil Thoas die griechischen Weiber verurtheilt, Athene aber losgesprochen hätte, so sollten auch sie, gerade so wie Orestes durch Stimmengleichheit losgesprochen wurde, frei entlassen werden. Dagegen ist von Matthiä mit vollem Recht eingewandt worden, es sei höchst unpassend, dass Athene, während sie dem Thoas den Befehl ertheilt, die Griechinnen zu entlassen, sich plötzlich bei der Anführung des Grundes für ihre Entlassung an den Orestes wendet und ihn direct mit Ὀρέστα anredet. Es ist aber auch an und für sich die ganze Parallelisirung der Lossprechung des Orestes und der Griechinnen sehr gekünstelt. Sollte Eur. den in Athen bei den Gerichten stattfindenden Brauch auf diesen Fall übertragen haben? Sieht denn dieser Fall irgendwie einem Gerichtsverfahren ähnlich? Man liesse sich eine solche Parallele allenfalls gefallen, wenn sie in einer Komödie scherzweise als Parodie angewandt worden wäre. Für Thoas genügte ein einfacher Befehl der Athene und sie brauchte nicht zu einer solchen Begründung ihre Zuflucht zu nehmen. Dass in dieser Stelle eine Lücke angenommen werden müsse, haben die Herausgeber fast allgemein anerkannt. Es ist auch in der That ein sehr gewichtiger Grund dafür vorhanden, auf den Hartung aufmerksam gemacht hat. Der Chor sagt nämlich V. 1462 δράσομεν οὕτως ὡς σὺ κελεύεις. Nun findet sich aber in der Rede der Athene durchaus nichts, worauf sich diese Worte beziehen könnten; Athene muss offenbar dem Chor ebenso wie dem Thoas, dem Orestes und der Iph. irgend einen Auftrag gegeben haben. Hartung glaubt, dass sie in den verloren gegangenen Versen die griechischen Jungfrauen zu Tempeldienerinnen der Iph. in Brauron bestimmt habe. Wahrscheinlicher ist es, dass sie ihnen den Auftrag gab, in ihrer Heimat Delos gewisse Ceremonien zum Andenken an ihre Befreiung zu feiern; denn man muss doch annehmen, dass der mehrmals vom Chor ausgesprochene Wunsch, das Vaterland wiederzusehen, in Erfüllung ging. — Die Lücke nun muss nach ἐξεφίεμαι angenommen werden (nicht mit Reiske, Matthiä, W. Dindorf nach γνώμης δικαίας οὕνεκ', auch nicht mit Hermann nach καὶ νόμισμ' εἰς ταὐτό γε); denn die Worte γνώμης δικαίας οὕνεκ' werden am passendsten auf Orestes bezogen. Es wird namentlich in der Tragödie Orestes oft hervorgehoben, dass Or. mit der Ermordung seiner Mutter ein ἔργον δίκαιον ausgeführt

habe; vgl. auch in unserem Stücke V. 547 f. Vielleicht hat Eur. die Worte *γνώμης δικαίας οὕνεκ'* geflissentlich mit Bezug auf jenen Vorwurf, den Or. (V. 548) den Göttern macht, gebraucht. Zu beachten ist auch das bedeutungsvolle *καὶ πρίν γ'*. Denn wenn Ath. sagt: „Der *γνώμη δικαία* wegen habe ich dich auch früher schon gerettet, nämlich auf dem Areshügel", so liegt darin auch der Gedanke „wie ich dich auch jetzt zum zweiten Male der *γνώμη δικαία* wegen rette". Auch dies ist nicht zwecklos gesagt. Thoas hatte den Or. sammt seinen Begleitern *δυσσεβεῖς* genannt (V. 1394), weil sie das Götterbild zu entführen wagten. Da Or. dies aber im Auftrage Apollon's that, so verübte er dabei keinen Frevel, sondern bewies durch diesen abermaligen Gehorsam gegen Apollon wiederum eine *γνώμη δικαία* und verdiente gerettet zu werden.

Was die Worte *ἐκσώσασά σε* betrifft, so scheint man durch das Zeugniss des Scholiasten (zu Arist. Fröschen 684) zu der Schreibung *'εξέσωσά σε* berechtigt zu sein; nur müsste man dann *γνώμης δικαίας δ' οὕνεκ'* schreiben. Aber ist es denn nicht möglich, dass der Scholiast, um einen in sich zusammenhängenden Satz zu gewinnen, *'εκσώσασά σε* in *'εξέσωσά σε* verwandelte und dass in den Handschriften des Eur. ausser dem Befehle, welchen der Chor erhielt, auch noch etwas ausfiel, was den Or. anging, etwa ein Verbum, mit welchem das Part. *'εκσώσασα* zusammenhing? Darum ist es nicht gerathen, irgend eine Änderung vorzunehmen. — Das hdschr. *καὶ νόμισμ' εἰς ταὐτό γε* hat man verschiedentlich zu ändern gesucht; am meisten fand Markland's Conjectur *ἔσται τόδε* Anklang; sie passt aber nicht ganz wegen des Futurum. So hätte wohl Athene unmittelbar nach der Freisprechung des Or. oder vor derselben sprechen können (vgl. El. 1264); aber zu der Zeit, als Athene dem Thoas erschien, war ja diese Sitte bereits eingeführt. Man erwartet hier folgenden Gedanken: „Und seitdem besteht auch die Sitte, dass jeder Angeklagte bei Stimmengleichheit freigesprochen werde". Ich glaube, dass sich die hdschr. Lesart in dieser Weise erklären lasse. Man muss nur *νόμισμα* als Prädicat (= *νομίζεται*) auffassen, *εἰς ταὐτό γε* zu *νικᾶν* ziehen, *εἰς* in der Bedeutung *κατά* nehmen (vgl. Herm. zu Vig. S. 857). Der Sinn ist also: „Und (in Folge deiner Lossprechung) ist es Sitte, dass jeder, dem Stimmengleichheit zu Theil wird, auf dieselbe Weise [wie du] freigesprochen wird)." Einigermassen lässt sich vergleichen V. 933ff. *κλύω δ' Ἀθηναίοισι*

τἀμὰ δυστυχῆ τελετὴν γενέσθαι κἄτι τὸν νόμον μένειν, χοῆρες ἄγγος Παλλάδος τιμᾶν λεών.

V. 1454. — *Αἰνῶ· τὸ γὰρ χρεὼν σοῦ τε καὶ θεῶν κρατεῖ.* In den Codd. ist dieser Vers dem Thoas in den Mund gelegt. Da er aber für diesen durchaus nicht passt, so suchte man dadurch zu helfen, dass man denselben der Athene gab. Meines Erachtens hat Nauck denselben mit Recht für interpolirt erklärt; denn der Zusatz *καὶ θεῶν* ist nicht blos unnütz, sondern geradezu störend. Thoas hatte gesagt *τοῖσι τῶν θεῶν λόγοις ὅστις κλύων ἄπιστος, οὐκ ὀρθῶς φρονεῖ* (V. 1443 f.) und *τί γὰρ πρὸς τοὺς σθένοντας θεοὺς ἁμιλλᾶσθαι καλόν* (V. 1446 f.). Wenn er also erklärt, er füge sich dem Götterbefehle, wie passt dazu als Erwiederung von Seiten der Athene: „So ist's recht; denn die Nothwendigkeit beherrscht dich und die Götter“? Es scheint der Vers eine Nachahmung von Hel. 1661 f. zu sein, wo die Dioskuren sagen: *ἀλλ' ἥσσον' ἦμεν τοῦ πεπρωμένου θ' ἅμα καὶ τῶν θεῶν* oder El. 1294 ff., wo die Dioskuren auf die Frage des Chors erwiedern: *μοῖραν ἀνάγκης ἦγεν τὸ χρεὼν Φοίβου τ' ἄσοφοι γλώσσης ἐνοπαί.* An diesen Stellen ist das *χρεών* oder *πεπρωμένον* zugleich mit und neben den Göttern erwähnt. — Es mag der Vers in einer ältern Handschrift von dem Interpolator ohne Bezeichnung der Person, die ihn sprechen sollte, an den Rand geschrieben worden sein; die Abschreiber fügten ihn später nach V. 1453 ein, so dass er in den uns erhaltenen Handschriften den Schluss der Rede des Thoas bildet.

SITZUNG VOM 15. DECEMBER 1858.

Ein Schreiben des Herrn Generalconsuls von Hahn, ddo. Salonik am 16. December 1858 [1]).

(Vorgetragen in der Sitzung der phil.-hist. Classe am 10. Jänner 1859.)

An dem Schlusspuncte meiner Reise angekommen, beehre ich mich, der k. Akademie einen kurzen vorläufigen Bericht über die in derselben erzielten Resultate zu unterbreiten. Den erhaltenen Instructionen gemäss hatte ich bei derselben vorzugsweise die Untersuchung der südlich von Serbien gelegenen Landestheile im Auge, welche vor Alters unter dem Namen Dardanien begriffen wurden, heut zu Tage aber so unbekannt sind, dass sie jedes gemeinsamen Namens entbehren und nur nach den Hauptstädten der Paschaliks bezeichnet werden können, unter welche sie vertheilt sind.

Zu dem Ende begab ich mich in der Gesellschaft des Commandanten der Militärakademie in Belgrad, Herrn Majors Zach, welchem auf Verwendung des kaiserlichen General-Consulats von der serbischen Regierung die Erlaubniss hiezu ertheilt wurde, von Nisch westwärts nach Prokop und longirte die Topliza bis Kurschumlje.

Zu meinem Erstaunen fand ich dieses ganze Flussgebiet von ersterer Stadt an mit muhammedanischen Albanesen besetzt und nur in dem Quellengebiete des Flusses, auf dem südöstlichen Abfall des Kopaonik, eine kleine Anzahl Serben in etwa fünfzehn Dörfern wohnend.

Von Kurschumlje ging ich in südwestlicher Richtung durch das Gebiet der Pusta Rjeka, des nächsten Zuflusses der Morawa, im Süden der Topliza, und fand auch hier Albanesen, soweit das Land gebirgig oder hügelig war; erst mit der das westliche Ufer der

---

1) Wir haben diesen Schlussbericht statt des früher vorgelegten Schreibens aus Monastier, 4. Nov. v. J. hier aufgenommen, da er auch dasselbe im Résumé wiedergibt, und wir die gelehrte Welt möglich bald von den Resultaten dieser Reise in Kenntniss setzen wollten.

Morawa begleitenden zwischen drei bis vier Stunden breiten Ebene begannen die christlich bulgarischen Dörfer.

Ganz dieselben Resultate lieferte ein von Leskowaz aus gegen Westen längs der Jablaniza, dem dritten westlichen Zuflusse der Morawa, unternommener Ausflug, auf welchem ich, bei der Rückkehr in südlicher Richtung zur Weterniza, dem vierten westlichen Zuflusse der Morawa, überspringend, dem unteren Laufe dieses Baches bis Leskowaz folgte. Überall fand ich den oft gehörten Satz bestätigt, dass da, wo die Berge oder Hügel aufhören und die Ebenen beginnen, die Grenze zwischen den christlichen Bulgaren und muhammedanischen Albanesen laufe.

Dieser Thatbestand ergab zugleich die interessante Schlussfolge dass das ethnographische Albanien in nördlicher Richtung bis zum Kamme der Jastrebatz- und Lepenatz-Kette reiche, dass also Serbien hier südlich an Albanien grenze und jener Gebirgskamm nicht nur eine politische Grenze, sondern zugleich auch eine Völkerscheide sei.

Von Leskowaz fuhr ich längs der Morawa nach Wranja. Zwei Stunden südlich von Leskowaz begann das achtstündige Défilé dieses Flusses, welches freilich an einigen Stellen nur mit Schwierigkeit zu befahren ist.

Obgleich auf dieser Strecke auch das linke Flussufer gebirgig ist, so scheint sich doch auch hier die Sprachgrenze mehrere Stunden westlich vom Fluss zu halten. Dagegen haben am Südende des Défilés die Albanesen den Fluss übersprungen und die schöne Thalmulde der von Osten her in die Morawa mündenden Masuritza und einen Theil der wieder beginnenden Thalebene der Morawa besetzt.

In dieser beginnen jedoch, etwa drei Stunden unterhalb Wranja, wieder die bulgarischen Dörfer und erstrecken sich stromaufwärts bis zum Ende des Défilés, welches das Quellengebiet des Flusses abgrenzt. Dieses Défilé selbst ist in den Händen der Albanesen und vermittelt die Verbindung ihrer nördlichsten Provinz mit dem Karadag, welchen sie fast ganz besitzen und von hier an sich über das schöne breite Thal der Morawitza ausgedehnt haben.

Das letztgenannte Thal, durch welches unser Weg von Wranja nach Kumanowo führte, wird von der Wasserscheide des Mittelmeerbeckens und des Donaugebiets gekreuzt, dieser interessante Ort aber von der Natur gleichsam versteckt gehalten, denn die Grenzlinie läuft durch eine sumpfige Niederung, und ihre genaue

Bestimmung war nur mit Mühe zu ermöglichen. An der Stelle also, wo unsere älteren Karten einen alpinen Gebirgszug verzeichnen, welcher den albanesischen Alpenknoten mit dem Balkan verbinden sollte, läuft in der Richtung von Nord nach Süd eine von niederen Höhenzügen begrenzte Thalmulde, in welcher kein Zeichen darauf hindeutet, dass die aus der Ost- und Westwand derselben eintretenden Wasser in entgegengesetzten Richtungen abfliessen.

Dieses ganze Thal gehört, wie gesagt, den Albanesen, deren letztes Dorf eine Stunde nördlich von Kumanowo liegt und welche etwa zwei Stunden östlich davon noch drei Dörfer in dem Gebiete der Ptschinja besitzen sollen.

Von Kumanowo fuhr ich längs des südlichen Abfalls des Karadag auf einer ebenen Terrasse etwa drei Stunden lang gegen Skopia und stiess an deren Ende unerwartet auf die erste Senkung, welche eine von Belgrad nach Salonik laufende Eisenbahn zu überwinden hätte, wenn sie Skopia berühren soll; denn von dieser Terrasse senkt sich der Weg wenigstens achthundert Fuss bis zur Wardarebene, und ist seine Senkung zu steil für eine Eisenbahn. Diese müsste daher längs des südwestlichen Abfalls des Karadag gezogen werden, würde hierbei jedoch, soweit ich es beurtheilen konnte, nur einen mässigen Viaduct über eine Schlucht erfordern.

Nach den eingezogenen Erkundigungen führt indessen ein vollkommen ebener Weg von Kumanowo längs des Laufes der Welika und Ptschinja, und wäre dies ohne Zweifel die für die Bahn indicirte Linie. Leider konnte ich diese Linie nur bis Kumanowo verfolgen; bis zu diesem Puncte gehört sie aber unzweifelhaft zu den begünstigtesten des südlichen Europa's, denn die Entfernung von Kumanowo bis zur Mündung der Morawa beträgt circa 70 türkische Reitstunden, und auf derselben könnte sie fortwährend an den ebenen Rinnsalen der vereinigten und bulgarischen Morawa, der Morawitza und Welika geleitet werden. Sie würde nur durch zwei Défilés von Bedeutung führen, das drei Stunden lange der bulgarischen Morawa von Stalaz aufwärts, welches ich, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, zu Wagen passirt habe, und das vorerwähnte acht Stunden lange zwischen Leskowaz und Wranja, welche beide keine unüberwindlichen Curven oder aussergewöhnliche Schwierigkeiten darbieten dürften. Was den Rest der Linie betrifft, so bedürfte sie so zu sagen keiner Trace, denn die schmalen Défilés bei Deve Bagrdan

und Kurwingrad verdienen kaum diesen Namen und bieten keine erwähnenswerthe Schwierigkeit, und beschränkte sich die Sorge des Ingenieurs darauf, sich mit seiner Linie ausserhalb des Überschwemmungsterrains zu halten.

Die Schwierigkeiten dieser Linie dürften erst zwischen Kumanowo und Salonik beginnen. Ich konnte mir aber über dieselben noch kein Urtheil bilden, da ich weder den Weg längs des Wardar, noch den heutigen Fahrweg über Istib gemacht habe und die darüber bis jetzt erhaltenen Auskünfte zu dürftig sind.

Von Skopia wandte ich mich nordwärts durch den Pass von Katschanik und über das Amselfeld nach Prischtina, um auch von dieser Seite in die vorbesprochene albanesische Landschaft einzudringen, wurde aber hier von dem Frühwinter überrascht und musste mich auf die Einziehung von Erkundigungen beschränken. Dieselben ergaben den auf der Ostseite vergebens gesuchten Namen Lab Golak für diese albanesische Landschaft. Der erste dieser Namen bezeichnet einen ziemlich beträchtlichen Nebenfluss der Sitnitza, der zweite einen östlich von Prischtina und nördlich von Gilan gelegenen Gebirgsknoten. Doch werden im weiteren Sinne unter dem Lab Golak auch die übrigen albanesischen Landschaften Dardaniens an der Topliza, Pusta Rjeka u. s. w. mitbegriffen.

Das albanesische Dardanien hat nach einem ungefähren Überschlage einen Flächenraum von wenigstens achtzig Quadratmeilen (15 = 1°) und scheint nach den von mir besuchten Strichen zu urtheilen, nicht schwach bevölkert zu sein.

Nach den mir von dem Generalcommando des Armeecorps von Rumelien in Monastir gewordenen Mittheilungen stellt die muhammedanische Bevölkerung der das alte Dardanien bildenden Bezirke bei der Recrutirung der ersten Classe in Friedenszeit in der Proportion von 5 : 100 Militärpflichtigen 413 Recruten per Jahr:

Kurschumlje	39
Leskowaz	84
Wranja	80
Prokop	45
Prischtina und Lab Golak	82
Gilan	83

Diese Angaben stimmen fast durchgehends zu den einzeln an Ort und Stelle eingezogenen Erkundigungen.

Da nun die muhammedanische Bevölkerung jener Bezirke nur aus Albanesen besteht, so ergäbe diese Ziffer als ein halbes Procent der Gesammtbevölkerung betrachtet 82.000 Seelen. Wenn nun gleich zu den angeführten Bezirken auch Theile des Amselfeldes und das ganze Morawitzathal gehören, welche nicht zu dem Lab Golak gerechnet werden können, so lässt sich wohl mit Sicherheit annehmen, dass die Zählungen, welche die Basis dieser Aushebung bilden, in diesem kaum halbgezähmten Lande weit unter dem wahren Bestande der Bevölkerung geblieben seien, und dürfte daher die Zahl von 80.000 Seelen als das Minimum der Bevölkerung des heutigen albanesischen Dardaniens zu betrachten sein, was auf die Quadratmeile etwa 1000 Seelen ergeben würde.

Eine Sprachgrenze, welche das dem herrschenden Glauben angehörige Element in die Berge verweist und dem christlichen Rajah die fette Ebene überlässt, ist sicher eine auffallende Erscheinung und erweckt unwillkürlich die Vermuthung, in dem Albanesen den von dem nachwandernden Slaven in die Berge zurückgedrängten Urbewohner zu erblicken, welcher nach der türkischen Eroberung den herrschenden Glauben annahm, während der Slave dem angestammten Glauben treu blieb und, in Abhängigkeit von mächtigen türkischen Grundherren gerathend, von diesen in dem Besitze des fetten Landes gegen die Übergriffe der Neubekehrten geschützt wurde. Dieser Vermuthung widerspricht jedoch die bei allen dardanischen Albanesen erhaltene Tradition ihrer Einwanderung aus dem alten Albanien und die meisten wissen noch die Ortschaft anzugeben, aus welcher ihre Voreltern nach den in Folge der letzten österreichischen Kriege von den Slaven verlassenen Sitzen übersiedelten. Wie es nun zuging, dass die Slaven nur jene Gebirgslandschaften gänzlich räumten, in die Morawaebene aber nicht einmal einzelne Übersiedler aufzunehmen gezwungen waren und das Amselfeld nur mit ihnen theilten, — bleibt eine gewiss sehr interessante und der näheren Untersuchung werthe Frage.

Übrigens bestätiget auch das Wenige was ich über Sitten und Gebräuche dieser Albanesen erfahren konnte, die Annahme, dass sie nicht Eingeborne, sondern Einwanderer seien. Denn wenn auch die dardanischen Albanesen sich in sechs grosse und etwa zwanzig kleine, durchweg in der alten Heimat wurzelnde Geschlechter gliedern, so zeigt sich doch bei ihnen der Geschlechtsverband bereits

so geschwächt, dass die Blutrache nur die nächsten Erbberechtigten beider Theile angeht und die Mitglieder der einzelnen Geschlechter unter einander heirathen. Auch konnte ich keinen diesen Gegenden eigenthümlichen Zug in Erfahrung bringen, der von den Bräuchen des Mutterlandes abwiche.

Auf dem Amselfeld wohnen Serben und Albanesen eben so bunt durch einander wie in der westlich angrenzenden Metoja, so dass also diese beiden Ebenen als Mischbezirke zu betrachten sind, welche zwischen dem albanesischen Alpenknoten und dem dardanischen Albanien liegen. Dagegen dürfte der Karadag und der westlich an ihn stossende Schar vermuthlich eine in ethnographischer Hinsicht ungemischte Verbindungslinie zwischen dem dardanischen und dem alten Albanien gewähren.

Nach den an verschiedenen Orten erhaltenen Daten zu urtheilen, scheinen die Albanesen noch immer, wenn auch langsam, im Vorrücken und die Slaven im Weichen begriffen zu sein, denn von verschiedenen Dörfern hiess es, dass sie vor 30, 20, 10 oder 5 Jahren noch christlich gewesen, nun aber albanesisch seien; von dem kleinen Dorfe Igrischte, etwa vier Stunden westlich von Leskowaz, war der letzte bulgarische Einwohner erst vor einem Jahre abgezogen, nachdem vor fünf Jahren der erste Albanese hingezogen war.

Was die slavische Bevölkerung dieser Gegenden betrifft, so erstreckt sich das serbische Element auf dem linken Ufer der bulgarischen Morawa bis zur Mündung der Topliza, während auf dem rechten Ufer das bulgarische Element über die serbische Grenze bis in den Gurgusowazer Kreis hineinreicht. Oberhalb der Mündung der Topliza werden beide Ufer des Hauptflusses von Bulgaren bewohnt, dagegen reichen die Serben von dem Amselfelde in das Quellengebiet der bulgarischen Morawa bis in die Gegend von Gilan. Nach der Behauptung meines Reisegefährten, des Herrn Major Zach, ist jedoch eine scharfe Sonderung beider Elemente wegen der zwischen ihnen liegenden Übergangsstufen an manchen Stellen keine leichte Aufgabe; — jedenfalls aber stimmen alle Erkundigungen darin überein, dass südlich von dem Karadag keine Serben mehr zu finden seien.

Von Prischtina fuhr ich nach Gilan, machte aber dabei einen Umweg, um das katholische Dorf Janjewo zu besuchen, welches der eine der beiden katholischen Pfarrorte im Bezirke von Gilan ist,

wo ich interessante Notizen über den Zustand der Katholiken dieser Gegenden einzog.

Von Gilan fuhr ich durch das Quellengebiet der Morawa über Katschanik nach Skopia zurück und blieb hier eine Woche, theils um meine Arbeiten zu ordnen, theils um besseres Wetter für die Untersuchung der noch unbekannten Gegenden der Dreska abzuwarten. Diese Hoffnung schlug jedoch fehl, ich wandte mich daher südwärts nach Weles oder Kjuprülü und besuchte auf dem Wege dahin die Dörfer Taor und Bader, auf deren auffallende Namensähnlichkeit mit Taurinium und Bederjana, den von Prokop angeführten Heimatsorten Justinian's, mich bereits Herr Generalconsul von Michanowich aufmerksam gemacht hatte. Taor liegt vier Stunden südlich von Skopia *(Justinianea prima)* am linken Ufer des Wardar, auf der ersten Anhöhe des Défilés, in welches der Fluss hier eintritt, also an einer zu dessen Beherrschung geeigneten Stelle. Die Bauern erzählten von Kalk-Substructionen, auf die sie beim Ackern stiessen und einer nach diesem einstigen Castelle führenden Wasserleitung; die tiefe Schneedecke hinderte, nähere Einsicht von diesen Ruinen zu nehmen. Bader liegt 1½ Stunde südlich davon unweit der Mündung der Ptschinja in den Wardar. Nach der slavischen Inschrift eines Klosters seiner Nachbarschaft, von welcher ich eine Copie besitze, wurde dieses von dem Kaiser Justinian erbaut. Ob diese Inschrift ein historisches Factum bezeugt, möge dahin gestellt bleiben, jedenfalls aber beweist sie, dass gerade Justinian's Name in jenen Gegenden populär war.

In Weles scheiterte auch die Hoffnung, in dem Défilé des Wardar und der Zerna Rjeka nach Monastir vorzudringen, und ich entschloss mich daher, über den Babuna-Pass dorthin zu gehen. Über diesen Pass wurden die Wägen von 20 Menschen mehr gehoben als gezogen, obwohl vor jedem zwei Paar Ochsen gespannt und das Gepäck auf Lastthieren verladen war. Der Lärm, welcher bei diesem Zuge aufgeführt wurde, klingt mir noch in den Ohren; unsere Leute schrieen, die Bulgaren brüllten und die Kawassen wütheten mit Kehle und Peitsche. Eine Zeit lang hielt ich dabei aus, nachdem aber die Vorderaxe meines Wagens gebrochen war, ritt ich voraus, in der Erwartung, dass mir die Leute Wägen und Gepäck in ihren Hosentaschen nachtragen würden. Doch kam alles einige Stunden später glücklich nach Prilip.

Hatte ich schon auf dem Wege dahin Gelegenheit zu wesentlichen Correcturen der Kiepert'schen Karte, so öffnete ihr nun beginnender weisser Fleck ein reiches Feld für neue Untersuchungen, leider aber konnte ich nur fragweise vorgehen, und nicht einmal den von hier aus entdeckten Ort Kruschewo mit mehreren tausend Häusern selbst besuchen; die in den sumpfigen Niederungen der Ebenen von Prilip und Monastir weit ausgetretenen Wasser erlaubten mir nur auf einem Umwege die letztere Stadt zu erreichen, wo ich zehn Tage verweilte. Da aber die Wasser unterdessen eher zu- als abnahmen, so musste ich den Plan, das Zerna-Défilé von hier aus abzureiten, aufgeben und über Wodena nach Salonik gehen, wobei der Übergang über den Wardar sehr misslich war. Er erfolgte auf drei Büffelwagen, deren Boden etwa mannshoch über der Erde gestellt war und an welche die Wägen gebunden wurden. So ging es langsam etwa 1½ Stunde lang über fünf oder sechs Nebenarme des Flusses und deren sumpfige Zwischenräume, wobei das Wasser den Büffeln mehrmals bis an den Rücken reichte, und hierauf erst über den Hauptstrom auf einer etwa 700 Schritte langen Holzbrücke.

Diesen Übergang und den vorerwähnten über die Babuna abgerechnet, legte ich den ganzen Weg von Belgrad nach Salonik in einer leichten mit drei Pferden bespannten Jagdkalesche zurück, ohne mit derselben umzuwerfen oder sonst fremder Hilfe zu bedürfen. Den eingezogenen Erkundigungen zu Folge ist aber nicht blos dieser Weg, sondern sind die meisten Hauptstrassen der Türkei fahrbar, und sind es nur einzelne mit mehr oder minder Schwierigkeiten und Kosten passirbare Stellen, welche das Reiten zur landesüblichen Reiseart machen. Was aber für meine Reiseroute charakteristisch sein dürfte, ist der Umstand, dass sie fast immer auf ebenem Wege lief, denn auf meinem Ausfluge nach Prischtina und Gilan hatte ich nur zwei Höhenrücken zu kreuzen und von dem Wege von Skopia über Monastir nach Salonik war kaum der vierte Theil uneben.

Mein Hauptaugenmerk war bei dieser Reise auf die Einziehung topographischer Notizen gerichtet; ich fuhr oder ritt daher stets mit der Schreibtafel und dem Compass in der Hand und notirte an Ort und Stelle die Angaben der mich begleitenden Kawassen oder, wo diese nicht ausreichten, der Bauern auf dem Felde oder Weg, in den Stationen aber wurden diese Angaben durch die zu diesem Ende citirten Dorfvorsteher oder Pferdetreiber controlirt,

und dieselben über andere Gegenden und Wege ausgefragt, eine Arbeit, welche wegen des Mangels an jeder geographischen Vorstellung fast durchweg mit grossen Schwierigkeiten verbunden war.

Die über das dardanische Albanien gesammelten Notizen wurden bereits unter meiner Mitwirkung vom Herrn Major Zach auf einem Blatte in vierfach vergrössertem Massstabe der grossen Kiepert'schen Karte zusammengestellt. So wenig diese Arbeit auch Anspruch auf mathematische Genauigkeit machen kann, so glaube ich sie dennoch als eine wesentliche Verbesserung und Vervollständigung des über diese Gegenden vorhandenen Materials bezeichnen zu dürfen. Was dagegen die graphische Darstellung meiner Notate über die zweite Hälfte der Reise betrifft, so bin ich hiefür nur an meine eigenen Kräfte verwiesen und muss ich die Zusammenstellung der Vorarbeiten auf meine Rückkehr nach Syra verschieben.

So befriedigend die Ausbeute der Reise in topographischer und ethnographischer Hinsicht ausfiel, eben so arm ist sie dagegen in archäologischer Beziehung, denn diese beschränkt sich auf einige slavische und ein paar griechische und lateinische Inschriften, welche ich von Syra aus einzuschicken die Ehre haben werde.

Besonders unfruchtbar zeigte sich namentlich Dardanien, denn auf allen meinen Kreuzzügen durch dasselbe sah ich weder einen Säulenstumpf noch eine Statue, ja, mit Ausnahme eines elenden Grabbasreliefs in Nisch, nicht einmal einen alten Grabstein; selbst von den Festungsruinen dieser Gegend erlaubt nur eine die Frage, ob sie etwa in die Römerzeit zurückreiche.

Päonien zeigte dagegen wenigstens einige Spuren antiken Lebens. Kumanowo lieferte eine lateinische Inschrift, wenn auch aus später Zeit, und Skopia dürfte noch von demselben Aquäducte mit Wasser versorgt werden, mit welchem Justinian nach Prokop's Zeugniss die Stadt geschmückt haben soll.

Auch in Macedonien fand sich zu den spärlichen oft beschriebenen antiken Resten kein neuer Zuwachs.

In Dardanien wurde meine Frage nach alten Münzen und geschnittenen Steinen fast regelmässig verneint; in seiner südlichen Nachbarschaft brachte man mir zwar hie und da dergleichen, leider aber fand ich darunter auch nicht ein einziges Stück welches den Ankauf verlohnt hätte. Wie fast überall auf dieser Halbinsel zeigten solche Partien mehr römische als byzantinische Kupfer- und Silber-

münzen, und bildeten die griechischen selbst im Süden die Ausnahme. An Goldmünzen sah ich auf der ganzen Reise zwei byzantiner. Eben so wenig gelang es mir, trotz aller Nachfragen in den von mir besuchten Klöstern und Städten, irgend eine ältere Handschrift oder Druckschrift zu Gesicht zu bekommen; man zeigte mir zwar hie und da geschriebene Bücher, sie waren aber sämmtlich auf Papier geschrieben.

Schliesslich halte ich es für Pflicht, die Aufmerksamkeit und die bereitwillige Unterstützung anzuerkennen, welche mir auf der ganzen Reise von allen türkischen Behörden, Dank dem von der kaiserlichen Internuntiatur erwirkten kräftigen Firman, zu Theil wurde. Besondere Auszeichnung erfuhr ich in Monastir. Auf meinen Wunsch, die dortigen Militäretablissements zu sehen, schickte mir der dort commandirende Feldmarschall Ismail Pascha seinen von Cavallerie escortirten Wagen und begleitete mich der Chef seines Generalstabs durch sämmtliche Etablissements, in welchen das zu denselben gehörige Personal versammelt war, und bei einem Diner, welches mir der Militär- und Civilgouverneur gaben, brachte Ismail Pascha den ersten Toast auf das Wohl der erlauchten Körperschaft aus, welche mich in diese Länder zur Förderung der Wissenschaft gesandt habe.

Ich beabsichtige mich mit dem nächsten Dampfer nach Konstantinopel und von dort nach kurzem Aufenthalte nach Syra zu begeben und sofort die Ausarbeitung meiner Reise zu beginnen, welche ich in vier bis fünf Monaten der kaiserlichen Akademie druckreif unterbreiten zu können hoffe.

Über ein althochdeutsches Schlummerlied.

Von dem c. M. Georg Zappert.

(Mit einem photographirten Facsimile.)

(Gelesen in der Sitzung der phil.-hist. Classe am 8. October 1858.)

Bereits im September des Jahres 1852 fand ich in einer Papierhandschrift (geschrieben im Jahre 1435) des häufig vorkommenden, Herzog Albrecht V. gewidmeten „Buches der Erkenntniss“ (auch kurzhin das „Scheff“ genannt) einen als Rücken-Heftpflaster verwendeten Pergamentstreifen, dessen sichtbares Ende althochdeutsche Worte zeigte. Gewinnung näherer Einsicht in dieses Fragment jedoch hätte ein, damals unausführbares bewaffnetes Vorgehen gegen den rothledernen, der Handschrift gleichzeitigen Einband unerlässlich gemacht. Nachdem jedoch in der zweiten Hälfte des August dieses Jahres jene Handschrift durch Ankauf in meinen Besitz überging, stand jenem operativen Verfahren weiter kein Hinderniss entgegen. (Dermalen Eigenthum der k. k. Hofbibliothek, bildet diese Handschrift den Codex Suppl. Nr. 1668.)

Der Schreiber des dem IX. bis X. Jahrhunderte angehörenden Schriftstückes hat, aus in der Folge zu erörternden Gründen an einigen Stellen statt des a, e, i die entsprechenden hebräischen Vocalzeichen gesetzt.

Ich gebe nun unter Auflösung genannter Vocalzeichen einen buchstabentreuen Abdruck der althochdeutschen Zeilen:

(1) (2) (3) (4) (5) (6) (7)
(I) Tocha ſlaſlumo uueinon ſarlazeſ triuua uuerit craftlicho
(1) (2) (3) (4) (5) (6) (7)
(II) themo uuolfa uurgianthemo ſlafeſ unza morgane maneſtrut
(1) (2) (3) (4) (5) (6) (7)
(III) ſunilo oſtra ſtelit chinde honacegirſuoziu hera prichitchinde
(1) (2) (3) (4) (5) (6) (7)
(IV) pluomun plobun rotiu zanfana ſentit morganeuciziu ſcaf
(1) (2) (3) (4) (5) (6) (7) (8)
(V) cleiniu unta einouga herra hurt horſca aſca harta.

Indem ich die Zwillingsworte trenne und zu Liedstäben ordne, so wie herkömmlich in Halbzeilen breche, versuche ich anfolgend einen berichtigten Text zu bieten:

1. Tocha *s*lafês *s*liumo (A)
   uueinon *s*ar lazzês.
3. Triuua *uu*erit kraftlicho (B)
   themo *uu*olfa *uu*rgiantemo.
5. *s*lafês unz za *m*organe (C)
   *m*anes trût *s*unilo.
7. Ostârâ *s*tellit chinde (D)
   honak egir *s*uozziu.
9. Hera *p*richit chinde (E)
   *p*luomun *p*lobun rotun.
11. Zanfana *s*entit morgane (F)
   ueiziu *s*caf kleiniu,
13. unta Einouga, *h*erra *h*urt! (G)
   *h*orska aska *h*arta.

Wir ersehen, dass die Alliteration nicht wie meist in epischen Rhythmen auf den Anlaut der Namen, sondern, wie dies der weicheren Natur des Schlummerliedes angemessen erscheint, vorwiegend auf Zeitwörter, und dann zum Theile auf die Haupt- und Beiwörter fällt, wie denn überhaupt nur die Liedstäbe A, D, E, G mehr oder minder den Gesetzen der Alliteration gerecht werden, wogegen diese in D und F nur dürftig, und in C durch einen hinkenden überschlagenden Buchstabenreim vertreten erscheint. Ausserdem macht sich uns in D, E, F durch „suozz*iu*, rot*iu*“ (im Originaltexte IV. 3), „klein*iu*“ das Hervorbrechen des, vielleicht hier nicht ganz unabsichtlichen Endreimes bemerkbar.

Z. 1. (I. 2) *slafês sliumo* für s l a s l u m o. Die hier unter Ausstossung (einer Art Apokope) der Endsylbe des ersten Wortes und stattfindender Contraction im zweiten, vor sich gehende Verknüpfung zweier Worte zu einem, scheint eine der Kindersprechweise abgelauschte Zusammenziehung zu sein. Kinder, deren noch ungelenke Zunge häufig über ähnlich lautende Sylben stolpert, riefen, wenn sie ihre Puppe einschläferten, dieser wahrscheinlich das gekürzte „slaslumo“ statt des vollen „slafês sliumo“ zu, durch welches Näherrücken der anlautenden *s*, das alliterirende Moment um so schärfer in's Ohr fällt.

Z. 3. (II. 2.) *uuolfa* zeigt uns das Casus a des Dativ. singul. noch nicht zu e abgeschwächt (G r i m m, Gramm. I, 611, 1. Ausg.)

Da dieses als ein Zeichen hohen Alterthumes gelten kann, trug ich Scheu es in *uuolfe* zu ändern.

Durch die Stelle *uuerit — themo uuolfa* vermögen wir auch für den in den Sitzungsber. Bd. 25, pag. 313 von dem Herrn Vicepräsidenten der k. Akad. der Wissenschaften, v. Karajan veröffentlichten Hirtenspruch eine sinnfördernde Leseart zu gewinnen. Die Stelle lautet dort: „Christ uuart gaboren êr uuolf ode diob." Die ersten drei Worte: „Christ uuart gaboren" sind, wie es scheint, unverändert als Weihnachtsgruss der Hirten aufrecht zu erhalten. Wie man sich zum Osterfeste mit „Christ ist erstanden", so scheint man sich zur Weinachtsfeier mit „Christ ist geboren" gegrüsst zu haben (cnf. mein Epiphania, pag. 27, Anmerk. 53). Eine Weinachtshomilie Leo des Grossen beginnt mit dem Jubelgrusse: „Salvator noster, dilectissimi, hodie natus est, gaudeamus!" (S. Leo. † 461. op., pag. 16, Venet. 1748) und diese ist auch in die von Paul Warnefried auf Karl des Grossen Geheiss veranstaltete Sammlung von Homilien für den Klerus des Reiches, unter die Weihnachts-Festpredigten aufgenommen worden (Homiliarius fol. 17. *b.* Basel 1506). In ähnlicher Weise die weitverbreiteten Weihnachtslieder: „Uns ist geborn Emanuel" „Ein Kintlein ist geboren" (Hoffmann v. Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes pag. 164, 165; cnf. pag. 170, 197, 2. Ausgabe). Besonders entsprechend erscheint ein solcher Gruss im Munde jener, denen die Engel zuerst die frohe Kunde brachten, in dem der Hirten, die auch in den Weihnachtsmysterien sprechend eingeführt werden (siehe Mysterie aus einer Freisinger Handschrift S. XI bei Du Méril orig. lat. d. théât. pag. 161, und auch bei Weinhold, Weihnachtsspiele pag. 62). In Rouen wurde am Weihnachtsabende nach dem Te Deum das „Officium pastorum" abgehalten, wobei die Anbetung der Hirten kirchlich schaugestellt wurde. Hier traten die Hirten, die Verse: „pax in terris etc." singend, durch das grosse Thor des Chores ein (Martene. De aut. Eccl. ritib. 3, 96 *d* seq., Antwerp.). Ähnlich in den Kirchenliedern: „Quem pastores laudavere" (Daniel, Hymn. 1, 330 und Hoffmann v. Fallersleben, Geschichte d. deutsch. Kirchenliedes, pag. 343). „O pastores currite, gregem vestrum sinite deum verum cernite" (Weihnachtshymnus, S. XV. — Mone, latein. Hymn. des Mittelalters I, pag. 66; und Kehrein, katholische Kirchenlieder, I, 196 ff.). Wie nun der Pfarrherr am Vortage des Weihnachtsfestes in die Häuser seiner Parochialen trat, und mit den Worten: „Pax huic domui" u. s. w. diese segnend mit Weihwasser besprengte (Martene, „de antiqu. Eccl. ritib." 3, 89, e edit. Antwerp.), ebenso scheinen zur Weinachtszeit die Hirten mit dem Spruche: „christ uuart gaboren", „uuerit uuolf ode (ode, hier im Sinne des mittelalterlichen lateinischen vel, et,) diob" u. s. w. durch's Dorf gegangen zu sein, denn in dieser Zeit, in der der Rauchnächte (25. Decemb. bis 6. Jänn. cnf. mein Epiphania, pag. 5, Anm. 12), überhaupt im Glauben des Volkes eine spuckhafte, fällt die Brunstzeit der Wölfe wo diese sich in Rudeln sammeln, und noch am Ende des XVI. Jahrhunderts wurde zu Wien im St. Stephansdome in der Mitternachtsstunde (während einer der Rauchnächte) der Wolfssegen abgehalten. Einen Wolfssegen aus dem XV. Jahrhunderte gibt v. Kobel: „ich treib heut aus in unser lieben Frauen Haus, in Abrahams Garten, der liebe Herr St.

Martin der soll heut meines Viehs pflegen“ u. s. w. (Jagdhistorisches über Raubwild, in wissenschaftl. Vorträgen gehalten zu München 1858, pag. 205, verbinde Jakob Grimm, Mythol. pag. 1189 ff., 2. Ausgabe). Einen andern bringt Schmeller, bair. Wörterb. IV, pag. 67: „O herr vater iesu Christ — als wenig dir kein mensch mag gleichen — als wenig sol mir chain wolf noch wulfin daz vich nymmer peyssen“ etc. In einem anderen wird: „Heiliger herr sant Simeon“ angerufen (ebd.). Zu *Weihnachten* bäckt man an der rauhen Ebrach aus Teig allerlei, besonders Thierfiguren unter dem Namen: *Hauswolf* (ebd.).

Anfolgend gebe ich als Corollar aus einer Handschrift des regul. Chorherren-Stiftes Klosterneuburg des XV. Jahrhunderts einen von einer Hand des XVI. Jahrhunderts dort eingeschriebenen Wolfssegen heiterer Art, in welchem Wolf und Wölfinn respectvoll mit „Herr“ und „Frau“ angesprochen werden:

Herr wolff friss kein kind
sunst hau ich dich geschwind
Herr wolff peiss kein hamel
sunst zerhag ich dein kraml
frau wolff friss kein lampl
sunst zetruck ich dir dein wampl
Herr wolff friss nit mein wider
sunst plei ich dir die gelieder
frau wolff pak nit mein fill
geh lieber in die mül
Herr wolff friss nit mein schof
geh lieber zu martin grof
dorten mein lieber Hansel
gibts viele gansel
wolf wolff wolff
lauf nach Haderstorff
lauf in dein gehölz
sunst wasch ich dir den belz.
amen.

Die Änderung *ér* in „uuerit“ empfiehlt sich nicht blos dadurch dass sie Gott des wenig stolzen Vorzuges, vor Wölfen und Dieben geboren zu sein, enthebt, sondern ihn auch in der zeitgemässen weihnächtlichen Abwehr jener beiden Eigenthumsfeinde uns zeigt. „Warjan“ erscheint zwar in unserem Schlummerliede mit dem Dative „wolfa“, aber wir finden es häufig auch den Accusativ regierend (Graff, Alth. Sprachsch., I, 924), so dass weder an „uuolf“ noch „diob“ (da bekanntlich der Accusativ dem Nominativ gleichlautend ist), sondern einzig an „êr“ Änderung vorzunehmen käme. Die Berechtigung hierzu ergibt sich aus der Art der Schreibung des êr.

Es zeigt nämlich das Original dieses Wort nicht als êr, sondern als „eȓ". Diese mit ruhiger fester Hand vollzogene Setzung des ^ auf den Endbuchstaben verräth, dass der Schreiber das ursprüngliche *Abkürzungszeichen* seiner wahrscheinlich abgeblassten Vorlage für ein *Tonzeichen* angesehen, ein Fall der sich auch noch anderweitig ereignete.

Z. 6. (III. 1.) *sunilo*. Die Verkleinerung hat das Stammwort noch nicht zu *sunili* versächlicht, sondern erscheint hier, gleichwie im Gothischen, das Geschlecht (hier das männliche) aufrecht erhalten (Grimm, Gramm. 3, 666). Ich nahm es daher als Alterskriterium gleich wie „uuolfa" unverändert in den Text auf.

Z. 7. (III. 2.). Ostra glaubte ich in Ostârâ ändern zu sollen, da nicht mit völliger Sicherheit entschieden werden kann, ob hier die von Beda genannte Göttin Eostra, oder das nach ihr benannte heilige Osterfest (Jakob Grimm, Mythol. pag. 266 u. 267) zu verstehen sei, welches letztere wohl in der Zeit des IX. bis X. Jahrhundertes, selbst bei nur obenhin Christianisirten festen Fuss gefasst haben wird.

Z. 7. (III. 3.) *„stellit"* scheint hier im Sinne des volksthümlichen „einlegen" (Schmeller, „Baier. Wörterbuch" 2, 450), Jemand eine ihn freudig überraschende Bescherung unbemerkt hinlegen, hinstellen, genommen werden zu sollen.

Z. 9. (III. 7.) *„prichit"* hier im Sinne „carpere" pflücken.

Z. 10. (IV. 3.) *„rotiu"* glaubte ich in *„rotun"* ändern zu sollen. „pluomun" (sowohl männlichen wie weiblichen Geschlechtes), hier weiblich, hat das eine ihm nächst folgende Adjectiv *„plobun"* geschlechtaccordirend zur Seite stehn, während das diesem folgende „rotiu" sächlich erscheint. Wollen wir aber den Endreim *„rotiu"* schützen, so können wir annehmen, dass im älteren Texte des Liedes *„pluomili"* stand, und dass selbst nach Änderung dessen in „pluomun" *rotiu*, gebannt durch die Anziehungskraft der Endreime „suozziu" „cleiniu", sächlich verharrte.

Z. 11. (IV. 3.) *„Zanfana"*, gothisch „Tanfana". Die gothische media *t* hat wie gesetzlich bei Lautverschiebung, im Althochdeutschen mit der aspir. *z* gewechselt.

Z. 13. (V. 3.) *„Einouga"*. Nach nordischer Mythe ist „Oðinn" einäugig (Grimm, Mythol., pag. 133, und Wilhelm Grimm, die Sage von Polyphem, pag. 27, Berlin 1857), und Besitzer eines

wunderbaren Speeres (Grimm, Mythol., pag. 134). Es erscheint daher nicht gewagt in „Einouga" *Wuotan* zu vermuthen. Es dünkt beinahe, als wäre „Einouga" eine Verschleierung des allbekannten und gebannten Namens Wuotan's. Es dürfte sich nach dem officiellen Sturze des Heidenthumes unter seinen Krypto-Anhängern eine Art Geheimsprache ausgebildet haben.

Z. 13. (V. 4. 5.) *„herra hurt"*. Zweifelsohne ein Kampfruf, etwa „hieher, hurtig". Ich wollte das „herra" nicht auf „hera" reduciren, da mir durch die Situation die Verdopplung des *r* onomatopoeisch gerechtfertigt erscheint. Auch in „Barritus" (Feldgeschrei der Germanen, Tacit. d. m. G. 3. c. 1. Jacob Grimm, Rechtsalt. pag. 876. Du Cange, Gloss. I, 607, cl. 3) treffen wir die Verdopplung des *r*. Das vom Rumpf getrennte Haupt des h. Edmund († 870) ruft wunderbarer Weise: „her, her, her", quod interpretatum Latinus sermo exprimit: „Hic, hic, hic" (Vit. S. Edm. ap. Sur. Vit. Sanct. 6. fol. 149, b. cl. 2. Vent. 1581). „Wol her, ritter, wol her" (Iwein, 227), „wol her, sô wil ich iuch bestân". (Tristan, 2910) „Wol her!" (Türlin, Diu crône v. 13161, pag. 162, edt. Scholl.) (cnf. Benecke-Müller, Mittelhochd. Wörterb. I, 687, cl. 2, l. 6). *„hurt"*, ein stossendes Losrennen (Benecke-Müller, Mittelhochd. Wörterbuch I, 735, l. 32 ff.), unser heutiges „hurtig" und zum Theil auch „hurra" finden in „hurt" ihren Stamm. Vom Schlachtrufe der Ungern berichtet Liudprand († c. 972): „Haud mora, bellum incipitur, atque ex christianorum parte — Kyrie eleison, ex eorum vero turpit et diabolica húi, húi frequenter auditur". (Antapod. ap. P. Mon. Germ. V, 294, l. 21). „Et inpetu cum ingenti vociferatione facto" (Widukind, ibd. 458, l. 28). Ähnliche Kampfrufe und Schlachtlosungen in folgenden Stellen: Man grief unter lautem Geschrei den Feind an „sonitu terribili inauditoque garritu proeliantes". (Landulf, c. 1077. Hist. Mediol. ap. P. Mon. Germ. X, pag. 61, l. 19, cnf. ibd. 8, 249, l. 20). „Polidamus sin zeichen schrei, Lute vnd grimme" (Herbort, liet v. Troye v. 5246, pag. 61, edt. Fromman). „wan daz geschrei nû quam an alle sîten: an sie, an sie, sie vliehent hin" (Lohengrin v. 2804, pag. 75, edit. Rückert). Bei einem Aufstande der Mainzer (S. XII) rufen die Andringenden: „Zu! Zu!" (Böhmer Fontes, 3, 312. „Arma io! Pax rupta!" ebd. pag. 310). „Dringa drinc" (Parziv. st. 200. v. 25. cnf. Benecke-Müller, Mittelhochd. Wör-

terb. I, 393, cl. 1. l. 29, cnf. mein Fortleben Virgil's im Mittelalter pag. 45.) Über „Kyrie eleison!" als Schlachtruf, s. Hoffmann v. Fallersleben, „Geschichte des deutschen Kirchenliedes" pag. 45, 2. Ausgabe. Auch als Angruss (s. Glaber, Rodulfus ap. Bouquet. Recueil 10, pag. 26 d). Die Losung der Sachsen in der Schlacht nächst Melrichstadt (1078, Aug. 7.) war: „Sanct Peter" (Bruno, de bello Saxon. ap. P. Mon. Germ. 7, 367, l. 49). „Die cristen huben monsoy monsoy. Di haiden ir zaichen sa, preciosa, preciosa" (Ruolandes liet., pag. 278. v. 6. cnf. ebd., pag. 272. v. 7. v. 16. edit. W. Grimm). Hieher können wir auch gewissermassen den Ruf der in den Kreuzzug (1095) ziehenden Franzosen rechnen: „et simul altis vocibus Deus lovolt — per totum iter decrevere frequentius inclamare (P. M. Germ. 9. 765. l. 31).

Was zuerst meine Aufmerksamkeit bei Besichtigung der Handschrift auf den beim Einbande verwandten Pergamentstreifen leitete, war die oberhalb der althochdeutschen Zeilen befindliche hebräische Zeile. Diese zeigt das Fragment eines kurzen hebräischen Wörterbuches, und die auf der Rückseite befindlichen Worte lassen errathen, dass jenem Wörterverzeichnisse eine Sammlung von Sinnsprüchen folgte. Ich gebe zur näheren Einsicht einen genauen Abdruck des Originales mit den hebräischen Vocalzeichen (superliniales geschriebenen) und Wörtern:

קשת רוח רגל רגע רגש רזון רחץ

Tocha slaslumo uueinon sarlazes triuua uürit craftlicho
דודי
themo uuolfa uurgianthemo slafes unza morgñ mañstrut

sunilo ostra stelit chinde honacegirsuozu hera prcht chind
אסתר
pluomun plobun rotiu zanfana sentit morgan ueizu scaf
צפרה
cleniu unta einoug herra hurt horsca asca harta.

Ruach (geist) steht vielleicht absichtlich vor regel (Fuss).

Die ersten vier Worte der Zeile auf der Rückseite zeigen den Schluss von Prov. 3 v. 13, und die letzten zwei den Anfang von Prov. 6 v. 6.

חכמה ואדם יפיק תבונה לך אל

Da jüdische Gelehrte jener und selbst der späteren Jahrhunderte die für Fachgenossen bestimmten Schriften nie mit Vocalzeichen versehen, so dürfen wir aus deren Vorhandensein in unserem Pergamentfragmente auf dessen ursprünglichen Zweck als auf den eines

für den Unterricht bestimmten Büchleins schliessen. Dass der Schüler germanischen Stammes war, zeigen die deutschen, dem unteren Rande beigesetzten Zeilen unseres Schlummerliedes. In jener Zeit liess sich aber wohl kein anderes Individuum deutscher Nation im Hebräischen Unterricht ertheilen, als ein dem priesterlichen angehörendes. So stand Sigibert von Gemblours († 1113), der auch längere Zeit zu Metz lehrte, mit den dortigen gelehrten Juden in freundlichem wissenschaftlichen Verkehre: „Nec solummodo christianis, sed et Judeis in eadem urbe commoventibus erat carissimus, pro eo quod *Hebraicam* veritatem, a caeteris editionibus *secernere erat peritus*, et in his quae secundum Hebraicam veritatem dicebant, Judeorum erat consentiens assertionibus". (Gest. Abbat. Gembl. ap. P. Mon. Germ. 10. 550. l. 8). In der Abtei S. Germer befand sich ein Mönch jüdischer Abstammung, der als Knabe bei der durch die Kreuzfahrer verübten Niedermetzlung der Juden gerettet und getauft dahin gebracht, im Lateinischen unterrichtet wurde (Guibert Novig. 1124. Op., pag. 493, cl. 1. d. edit. Paris 1651). Ein bekehrter Jude lebte im Kloster Fécamp (c. 1128—1178. Mabillon, Analect., pag. 452, edit. alter.). Von solchen dürfen wir vermuthen, dass sie etwa den einen oder den anderen ihrer Klostergenossen Unterricht im Hebräischen ertheilt haben mögen. Ein Cisterciensermönch von Pompelon, der sich von einem Juden im Hebräischen unterrichten liess, wurde im Generalcapitel des Ordens (1198) berügt: „abbati committitur Clarevallis, ut inquirat et corrigat" (Martene, Thesaur. nov. 4. 1292. c).

Die Vermuthung, dass dieses Büchlein ursprünglich zum Unterrichte eines christlichen Priesters bestimmt war, dürften vielleicht die eben angeführten ähnlichen Fälle festigen helfen. Liesse sich diese auf Analogien fussende Annahme zu historischer Gewissheit steigern, so hätten wir ein rühmliches Beispiel, wie Gelehrsamkeit die unter ihren Trägern nicht selten Streit, Neid, Zank und Zwietracht fachte, so hätten wir einen erfreulichen Beleg mehr, wie der Drang nach Wissen jene näher führte die der Glaube getrennt. Aber mit viel grösserer Sicherheit lässt sich erweisen, dass selbst die althochdeutschen Zeilen jüdischer Hand entflossen sind. Juden, insonderheit die reichen, mussten schon der grossen Zahl der Schuldscheine halber, die ihnen in Folge ihrer Gelddarlehen u. s. w. an Geistliche wie Laien in die Hände kamen, Ausserhebräisches lesen,

und die gebildeten Glieder auch schreiben können. Ein Mann, wie der von Karl dem Grossen zu diplomatischen Missionen verwandte Jude Isaac (Einhard, Annal. ad ann. 801 P. Mon. Germ. I, 190, l. 9. cnf. ibid. pag. 353, l. 1.), ist ohne Schreibekenntniss kaum denkbar. Maimonides verstand ausser Hebräisch und Arabisch auch Griechisch, und insonderheit dürfen wir bei jüdischen Ärzten, auf lebhaften Verkehr mit christlichen Kranken gewiesen, Lese- und Schreibekenntniss des Nichthebräischen voraussetzen. Der Jude Sedechias war Leibarzt König Karl des Kahlen († 877. „P. Mon. Germ.“ I, 504, l. 5). Der heil. Nilus (in Calabrien † 1005) begegnete einem Juden Namens Domnulus, den er von Kindheit an als einen bewährten Arzt kannte. Dieser erkundigte sich nach dem Befinden des Heiligen und wollte ihm einiges verordnen. (Auch mit anderen Juden kam der Heilige durch religiöse Controverse in Berührung. A. SS. Sept. 7. 313. et seq.) So wollen wir denn auch in dem Schreiber unseres althochdeutschen Schlummerliedes einen *Arzt* vermuthen; oder wessen Standes immer, so zeigen jedenfalls die Schriftzüge unwiderleglich, dass sie von jüdischer Hand herrühren. Es ergibt sich nämlich bei genauer Untersuchung des Originales, dass sein *n* aus zwei, und das *m* aus drei hinter einander gestellten ר gebildet ist, wodurch diese Buchstaben auch eine gleichförmigere Haltung, einen festeren Stand gewonnen haben, als sonst diese Schriftcharaktere in den Manuscripten jener Jahrhunderte gewöhnlich aufweisen. Ferner kann auch als paläographischer Beweis die Gestalt des z dienen, welches abweichend von der seiner Zeit, sich zu einem hebräischen ‚ schlängelt; ebenso verräth die Gewöhnung, den Kopf des Langstriches der Hochbuchstaben, wie hier z. B. den des *d*, *h*, *l* nach links zu neigen, eine jüdische Schreiberhand. Aber nicht einzig die Buchstaben sind es, die er zu bekehren anstrebt, er sucht auch ausserdem, dass er in den Worten uuerit, morgane, manes, prichit, chinde, einouga die Buchstaben *e*, *a*, *e*, *e*, *i*, *i*, *e*, *a*, durch die entsprechenden hebräischen Vocalzeichen ersetzt, wahrscheinlich um seinem deutschen Schüler das Lesen dieser Vocalzeichen einzuüben, er sucht überdies in seiner Hebräomanie jenem auch nachzuweisen, dass selbst die deutsche Sprache aus dem Urquell der hebräischen fliesse, und einzig Klangähnlichkeiten nachgehend, sieht er in *Tocha* (Puppe) einen Abkömmling des hebräischen Dodi (mein Freund, mein Friedel), in dem Namen *Ostra*, Esther die Tochter

Mordachai's, in *Zanphana*, Zipora die Gattinn Moses. Zwingt uns auch anfänglich diese etymologische Gaukelei ein Lächeln ab, so schlagen wir doch bald bei Erinnerung dessen, dass auch wir Heutigen (die wir doch bei der Analyse Mücken seihen) nicht selten bei der Synthese ganze Kamelheerden verschlucken, uns reuig an die Brust.

Dass unser Rabbi oder Arzt das Lied nicht einer schriftlichen Vorlage entnahm, sondern als ein (vielleicht von einer in seinem Hause als Amme verwendeten Leibeigenen) gehörtes niederschrieb, dürfte sich mit grosser Wahrscheinlichkeit aus Folgendem ergeben: 1. Würde ein schreibkundiges deutsches Individuum des IX. oder X. Jahrhunderts kaum das „slaslumo" ohne es aufzulösen niedergeschrieben, und eben so wenig uuolf*a* und sunil*o* beibehalten, und eben so wenig uurgian*th*emo geschrieben haben. 2. Aber sicherer als aus diesem dürfte aus der consequenten Umgehung der Verdopplung des *z* in lazzes, suozziu, und Einschmelzung des unz za, zu unza sich folgern lassen, dass es ein Jude dem Gehöre nach nachgeschrieben habe. Dieser deutet im Hebräischen die Duplication bloss durch einen Mittepunkt (Dagesch) an, den er beim Lesen nur selten verhörbart, und selbst der heutige deutsche ungeschulte Jude spricht das *ss* und *sz* und selbst *z*, entsprechend seiner singenden orientalischen Sprechweise, mehr lispelnd als schnalzend aus.

Über den Lebenslauf unseres hebräischen Wörter- und Spruchbüchleins vermögen wir, wie hier allenthalben, nur Vermuthungen vorzubringen. Wahrscheinlich waren jene Wörter und Sprüche dem Schlussblatte einer werthvollen Handschrift eingeschrieben. Wie über die Juden selber, so ergingen auch über ihre Schriften manche Verfolgungen. So äussert P. Innocenz IV. in einem Schreiben (1244) an den heil. Ludwig, König von Frankreich: „In huiusmodi namque raditionibus, quae Talmud Hebraice nuncupantur — filios suos docent, ac nutriunt, et a legis et prophetarum doctrina reddunt ipsos penitus alienos" (Mansi, Concil. ampl. coll. 13, 591. d). Derselbe König verordnete (1254): „Tam Talemut, quam alii libri in quibus invenientur blasphemiae, comburantur" (Martene, Thes. nov. I, 439, d.) Über diese Verbrennung des Talmud's s. Thom. Cantipratanus, De apib. L. 1. c. 3. Du Bulay, Hist. univ. Paris 3. 177 und A. SS. Aug. 5. 359 — 361). Aber viel häufiger als durch dieses, wie es scheint, nur auf Frankreich sich beschränkende Verfahren kamen hebräische Bücher bei den gegen Juden ausgebrochenen

Verfolgungen zu Schaden. So wurden bei der im Beginne des ersten Kreuzzuges in Cöln ausgebrochenen, die Häuser der Juden geplündert und die hebräischen Gesetzbücher zerrissen (Schunk, „Beitr. z. Mainz. Geschichte", 3, 402 f. aus einer Quelle des XVII. Jahr.). Im Jahre 1146 drang eine Rotte zu Mido (Metz?) in das Haus des Rabbi, plünderte ihn und zerriss vor seinen Augen die Gesetzbücher. Jos. Ben Meir, „Sepher dibra hajomim" fol. 44 b. Vened. 1554. Dass Wilken, Kreuzzüge 3, Beil. 1, pag. 1—17 einen Theil des Originals in's Deutsche übertrug, scheint, wie ich aus Fürst, Bibl. Hebr. 1, 115 ersehe, wenig bekannt. Bei Vertreibung der Juden und Weihung der Synagogen zu Kirchen, so z. B. in Prag (Cosmas ad Ann. 1124, ap. P. Mon. Germ. 11, 128. l. 40) [1]), dürften überhaupt ausser Kleinodien auch Schriftwerke nur wenig Schonung von Seite der Plünderer erfahren haben [2]). Ähnliches mag über unsere hebräische Handschrift ergangen sein; vielleicht schon bei der Plünderung der Juden in St. Pölten (1306) [3]) in fremde Hände gerathen, und von einem Juden zurückgekauft, erlag sie bei der unter Herzog Albrecht V. im Jahre 1421 erfolgten tumultuarischen Entfernung der Juden aus Wien [4]) ihrem Schicksale und erhielt von dem Messer des Buchbinders, der eines ihrer Fragmente beim Einband eines Exemplares der jenem Herzoge gewidmeten Schrift: „Das Scheff" verwandte, endlich den Gnadenstoss (cnf. mein: Über das Fragment eines Liber dativus der überseeisch-keltischen Mönche, pag. 71).

Wir lassen nun eine worttreue neuhochdeutsche Übertragung unseres Schlummerliedes folgen:

---

[1]) Über die Weihungsformeln von Synagogen zu Kirchen s. Martene: „De antiqu. Eccl. ritib." 2. 792. e. seq. edit. Antw. cnf. S. Gregor. M. op. 2. 930 a, und pag. 497 c.

[2]) Dass bei Aufständen gegen Kirchenfürsten von Seite der Bürger selbst Kirchen geplündert und Urkunden wie Bücher in den Koth getreten wurden, zeigt unter mehrerem auch der Mainzer Aufruhr gegen Erzbischof Arnold (1153—1160). Böhmer, Fontes 3, 292.

[3]) „Circa idem tempus simul et anno, apud Sanctum Ypolitum Judaei circa corpus Christi sacrilègia comisere crudelia. Indignata ergo cives, cunctos Judeos ipsius habitatores civitatis ferro pene perimere et gladio". P. Mon. Germ. 11, 734, l. 3.

[4]) P. Mon. Germ. 11, 517, l. 25 seq. Kurz: „Österreich unter Herzog Albrecht IV." 2, pag. 191 und 433. Schlager: „Wiener Skizzen" 1, pag. 41, 69 ff. cnf. ebd. 2, 162 seq.

1 Docke, mögest du schlafen schleunig,
Weinen gleich mögest du lassen.
3 Triwa wehrt kräftig
Dem Wolf dem würgenden.
5 Mögest du schlafen bis zum Morgen
Mannes trautes Söhnlein.
7 Ostara stellt dem Kinde
Honig, Eier süsse.
9 Hera bricht dem Kinde
Blumen blaue rothe.
11 Tanfana sendet morgen
Weisse Schafe kleine,
13 Und Wuotan, herra hurt!
Rasche Speere harte.

Z. 1. „Docke“ als Kosewort, wie „Püppchen“.

Z. 2. „Triuua“, über sie s. Jakob Grimm, „Mythol.“ 842. 846. 2. Ausgabe. Triwa scheint demnach nicht eine blosse Personification, sondern als Schutzgöttinn, als Göttinn der Wachsamkeit die treu die Pforte des Hauses schirmt, gegolten zu haben.

Z. 3. „Dem Wolf dem würgenden“. Wir jetzt Lebenden denen der Wald zu den überwundenen Standpuncten zählt, wir Kinder der Epoche des Mineralkohlenverbrauches, haben die Furcht vor wölfischen Invasionen längst hinter uns. Aber in jenen Jahrhunderten, in denen der Urwald häufig an die Schwelle der Wohnhütten rührte [1]), stand der Wolf als Nachbar in lebhaften Beziehungen zu dem Landmanne und seiner Heerde [2]).

Z. 8. „Honig“, s. mein „Epiphania“, pag. 69. — „Eier, süsse“, vielleicht eine Art Opferkuchen cnf. Grimm, „Mythol.“ I, pag. 56. Es dürfte etwa auch an Ostereier zu denken sein.

Z. 9. „Hera“, Göttinn des Überflusses (Grimm, „Mythol.“ pag. 233). Hier, wie es scheint, in Sonderheit als die des pflanz-

---

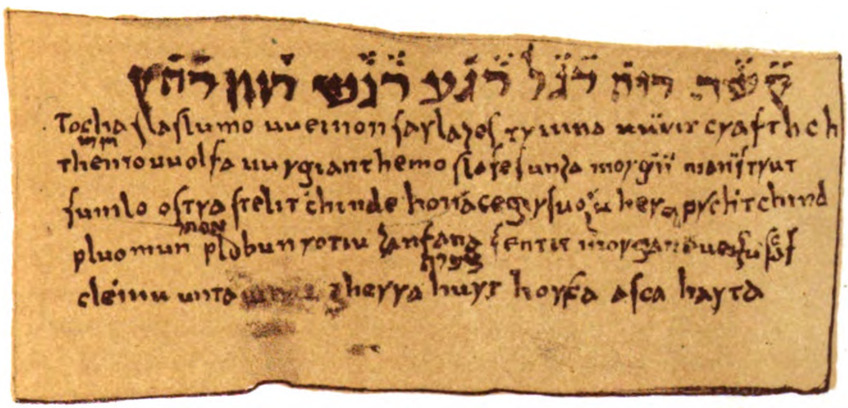
[1]) Caprelet führt folgende auf einer Strohhütte befindliche Inschrift an:
Biaux chires leups, n'ecoutez mie
mère tenchant chen fieux qui crie.
(„Remarques et dictons popul. d. moy. âge“ pag. 39, Paris 1831).

[2]) So schliesst ein vom Jäger verfolgter Wolf der sich zu einem Bauer flüchtet, mit ihm einen Separatfrieden und verspricht ihm in seinem und aller Wölfe Namen „guten frid“ (seine Raubeinfälle zu localisiren) wenn er ihn vor dem Jäger berge (v. Lassberg Lieders. 3, 611). „Swâ der wolf ze hirte wirt, da mîte sint diu schâf verirt“. („Vridankes Bescheidenheit“, pag. 137 v. 9. edit. W. Grimm.)

lichen Segens der Erde gedacht, welche Göttinn somit die auf Fruchtäckern wuchernden Korn- und Mohnblumen (Centaurea Cyanus und Papaver Rhoeas) den Kindern bringt.

Z. 11. „Tanfana“. Durch unser Schlummerlied rücken wir der Kenntniss des Einwirkungskreises dieser wenig bekannten Göttinn nur um ein Geringes näher, sie berechtigt uns einzig zur Vermuthung, dass Tanfana eine, über Heerdese gewaltende Göttinn gewesen sein mag.

(Anfolgendes Facsimile gibt mit photographisch-knechtischer Treue auch alle Schmutzflecken des Originals wieder. Da dieses Gewölk an manchen Stellen die täuschende Gestalt von Buchstabenzügen annimmt, so entsteht im Facsimile ein Gewirr von Linien, das jedoch im Original, wo die Schriftzeichen sich schärfer abheben, keinen beirrenden Einfluss zu üben vermag.)



Untersuchungen über altböhmische Vers- und Reimkunst.

Von **Julius Feifalik.**

I.

Die dreitheilige lyrische Strophe im Altböhmischen.

Lieder und Leiche.

Ich habe bereits in meiner Abhandlung „Über König Wenzel von Böhmen als Liederdichter" S. 7 (330), Anm. 22 die Behauptung aufgestellt, dass etwa im 13. Jahrhundert das Gesetz der dreitheiligen Strophe aus deutscher in die altböhmische lyrische Dichtung eingedrungen sei und sich hier weit verbreitet habe; eine Behauptung die nicht ohne Anfechtung blieb. Ich gedenke nun im Nachfolgenden die Existenz dieser Strophe und ihre grosse Ausdehnung in altböhmischen Literaturdenkmälern, die entweder lyrisch sind oder lyrischer Natur sich nähern, an einer Reihe von Beispielen nachzuweisen. Dass ich dabei weder ein System noch eine Geschichte der altböhmischen Lyrik geben kann, erklärt sich zum Theil aus der überaus lückenhaften Überlieferung, zum Theil aus dem Umstande, dass selbst das Vorhandene uns nicht vollständig gedruckt vorliegt, Ungedrucktes aber mir hier kaum zugänglich ist [1]). Ich werde mich daher auf eine Sichtung des bereits Veröffentlichten beschränken müssen: doch wage ich zu hoffen, dass diese Erörterungen weder für die Entwickelungsgeschichte der altböhmischen Literatur, noch für die kritische Behandlung der betreffenden Denkmäler ganz ohne Nutzen sein werden.

---

[1]) Einiges Handschriftliche aus der Hussitenzeit, so wie eine Copie der Wittingauer Liederhandschriften und ein Brüdercantional (Písně chval božských, v starém městě Pražském, 1541) konnte ich aus dem mährischen Landesarchive benutzen, wofür ich dem Director desselben, Herrn Peter Ritter von Chlumecký, hier den besten Dank sage.

Das Gesetz der dreitheiligen lyrischen Strophe kann ich als bekannt voraus setzen, und jedermann weiss, wo er sich näher darüber belehren kann. So wie dieses Gesetz den deutschen Dichtern aus Frankreich her überliefert ward, ebenso drang es in die böhmische Dichtkunst aus Deutschland und in Folge des gewaltigen Einflusses der deutschen Poesie auf jene ein: denn ein Zusammenhang der altböhmischen Literatur mit der französischen ist gewiss nicht zu vermuthen, geschweige zu erweisen. Jener deutsche Einfluss auf die böhmische Poesie musste sich schon frühe geltend machen, um vieles früher als man bisher anzunehmen geneigt war, und er erstreckte sich nach allen Richtungen, auf Inhalt und Form der epischen so gut als der lyrischen Dichtung, bis selbst auf die dichterische Sprache hinab. In einem der frühesten echten Denkmäler älterer böhmischer Literatur, dem Alexander aus der zweiten Hälfte oder dem dritten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts, ist jener Einfluss schon vollendete Thatsache. Dasselbe ist bei der noch älteren gereimten Legende von der h. Katherine der Fall. Um aber eine beider Kunstmittel ungewohnte Sprache zu der Reinheit des Reims und zu der Vollendung des Verses zu heben, wie wir sie in den kurzen Reimpaaren der Katherinenlegende und des Alexander, mit ihren vier Hebungen, durchgeführt finden, dazu bedurfte es einer langen Zeit; wie viele mehr oder minder gelungene Versuche, die böhmische Dichtung nach dem Muster der deutschen umzubilden, mussten nicht jenen vollkommenen Denkmälern voran gehen, Versuche, von denen uns freilich kaum Spuren geblieben sind.

Ich möchte darum auch die Einführung jenes strophischen Gesetzes in die böhmische Lyrik in den Anfang oder die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts setzen, in jene Zeit, wo die vermehrte Einwanderung der Deutschen in's Land, das unablässige Ab- und Zuziehen deutscher Dichter am königlichen Hofe dazu die beste Gelegenheit bot. Freilich fehlen uns aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts selbst Beispiele für die altböhmische Lyrik und somit für jene Strophenform in derselben gänzlich; es mag sich dies, von dem Verlornen abgesehen, vielleicht zum Theile daraus erklären, dass bei der Gleichgiltigkeit des Hofes und der meisten Herren gegen die einheimische und bei ihrer Eingenommenheit für fremde Literatur sich die böhmische lyrische Kunstdichtung wirk-

lich spärlicher entwickelte [2]); weiter vielleicht aus dem Umstande, dass in Böhmen die Dichtung in der Vulgärsprache weit länger als in Deutschland und bis tief in's 13. und 14. Jahrhundert hinein vorzugsweise in den Händen der Geistlichen blieb [3]), deren Antheil die Production lyrischer und daher meist weltlicher Gedichte bedeutend beschränken musste: dieser Antheil der Geistlichen lässt uns möglicher Weise auch die auffallende Erscheinung begreifen, dass sich kein älterer böhmischer Dichter in seinem Werke genannt hat; Smil von Pardubic ist der erste böhmische Dichtername. Bei diesem Mangel an älteren Denkmälern muss ich mich fast auf das 14. Jahrhundert beschränken, in welchem wir jene Strophenform bereits völlig entwickelt finden: es mögen sich daran die lyrischen Producte aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts und zum Schlusse ein kurzer Ausblick auf die folgenden Zeiten reihen. Gelegentlich werde ich auch einige andere Gedichte berühren, welche, obwohl nicht in der dreitheiligen Strophe, dennoch nach meiner Ansicht strophisch gedichtet sind: dies jedoch nur dann, wenn die strophische Eigenschaft derselben von den Herausgebern bisher verkannt worden ist. Die Trockenheit der Darstellung wird sich vielleicht durch die Beschaffenheit des Gegenstandes erklären und entschuldigen lassen.

Von den Gedichten des 14. Jahrhunderts will ich, obwohl es vielleicht schon den späteren Jahren desselben angehört, gleich eines vorweg nehmen, in welchem sich die dreitheilige Strophe, in der Handschrift zwar verdunkelt und desshalb bisher unerkannt, auf's deutlichste zeigt; es ist die sogenannte Řeč kmetě starého [4]), welche aus drei zwölfzeiligen Strophen mit Stollen von je drei Zeilen und einem Abgesange [5]) von sechs Zeilen besteht. Es scheint

---

[2]) In der That hat sich auch in Böhmen nie eine eigentliche höfische Poesie, nur eine Nachahmung deutscher höfischer Dichtwerke herausgebildet.

[3]) Noch in einem lateinisch-böhmischen Vocabular des 15. Jahrhunderts, dem aber gewiss eines aus älterer Zeit zu Grunde liegt, im Wittingauer Archive, Sign. A 6, wird poeta skladatel unter der Rubrik: De statu spirituali aufgeführt; es geht aber in jenem Vocabular, in welchem die Wörter nach den Materien geordnet sind, eine Rubrik De seculari statu dem Verzeichniss der Mitglieder des geistlichen Standes unmittelbar voran und eine andere Abtheilung De communibus hominibus folgt bald nach.

[4]) Starobylá skládánie, vydaná od Václava Hanky 3, 103 f. Výbor z literatury české 1, 385 ff.

[5]) Die altböhmischen Benennungen für die Theile der Strophe sind uns verloren: ich möchte vorschlagen den Abgesang dopěv, die Stollen aber etwa štola zu

mir nöthig dieses Gedicht der grösseren Deutlichkeit und des erwähnten Verderbnisses in der Handschrift wegen hier nach meiner Eintheilung folgen zu lassen. Ich werde dabei die Theile der Strophen durch grosse Anfangsbuchstaben und durch Einrückung der ersten Zeile bezeichnen.

1 Aj starosti!
v mé tesknosti
již v sobě krve nečiji,
Dávné smienie
a jher dénie,
i radost opúštěji;
Ale nynie kóže stará
u mne smáhy v sobě nemá,
skloniv sě ledva sedím;
zpomínaje na své děnie
a na mnohé proviněnie,
shrbiv sě, v zemi hledím.

2 Život zhřievám,
kunštóv nedbám;
sličnost vši potupuji;
Den mi nevděk,
pokoj mi vděk,
v stieniech vzdy sě rád kryji.
Vrask přibývá, žíly lkají,
skokóv se lží požívaji,
všeckno sě opětuje;
pro mú snažnost a mé zbytie
již mám velmi těžké jitie,
kolena sě sklesují.

3 Prsy tluka
a vzdy pláče [6])
smutku zbýti nemohu:
Srdcem lkaje,
sobě laje,
že jsem hřešil proti bohu.
Protož pane milostivý,
boha otce synu živý,

---

nennen, da letzteres Wort ja auch in der bergmännischen Sprache eingebürgert ist.

[6]) Diese zwei Zeilen sind verderbt, da die zwei ersten Zeilen jedes Stollens auf einander reimen müssen; beide Stollen sind aber mit einander wieder durch den Reim der dritten Zeile gebunden.

ne pro mé provinênie,
na skončení daj skrúšenie,
ať má vina při mně nenie,
mocí tvého smilovánie.

Eine ähnliche, wenn auch nicht ganz gleiche Strophe von zwölf Zeilen hat das auch sonst mit dem vorangehenden verwandte und von demselben Verfasser herrührende Gedicht Reč jinocha mladého [7]), das in der Handschrift noch ärger misshandelt ist: die Stollen haben die selbe Anzahl von Versen und die selbe Reimverschlingung a . a . b | c . c . b wie in der früher besprochenen Strophe und der Abgesang ebenfalls sechs, jedoch kürzere Zeilen; nach 386, 2 Výbor sind dabei sechs Zeilen, also der ganze Abgesang der zweiten Strophe — das Gedicht hat deren ebenfalls drei, deren erste mit 385, 10, die zweite nach 386, 2, die dritte mit 386, 13 Výbor endigt — ausgefallen. Der übrigens sehr verunstaltete Eingang muss getheilt werden:

Aj mladosti!
v mých příhodách
snažnost vzdy ukazuji,
Leč z dobroty,
leč ze zlosti
života nelituji.

Ebenso ist 386, 3 Výbor in zwei Zeilen zu trennen.

Ein weit älteres Beispiel der dreitheiligen Strophe als die beiden eben behandelten, ja das älteste, ist jenes Lied des Rubin und Pusterpalk [8]) in dem Bruchstücke eines alten Osterspieles aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, das man gewöhnlich unrichtig Mastičkář nennt; jenes Lied, beiläufig gesagt das früheste Beispiel lateinisch-böhmischer Mischpoesie, besteht aus einer Strophe von acht Zeilen, die Stollen zu je zwei, den Abgesang zu vier Zeilen gerechnet; die Reimfolge a . b | a . b | c . d . c . d. — Eine andere klar zu Tage liegende und schön gebaute Strophe findet sich in dem Liede von der h. Dorothea [9]); es enthält dieses Lied 12 elfzeilige Strophen, wobei auf die Stollen immer vier, auf den Abgesang drei Zeilen zu rechnen sind.

---

[7]) Starobylá sklád. 3, 101 f. Výbor 1, 385 f.

[8]) Starobylá sklád. 5, 200 f. Výbor 1, 67.

[9]) Starobylá sklád. 3, 122 ff. Časopis českého musea 1848, Theil 2, S. 261 ff. Výbor 2, 17 ff.

Andere Bewandtniss hat es mit jenen geistlichen Liedern und Hymnen welche aus dem Lateinischen übersetzt sind; sie folgen natürlich den Gesetzen der Strophe ihres Originals, was sich schon aus der nothwendigen Rücksicht auf den Gesang, für welchen sie doch bestimmt waren, ergibt. Es ist desshalb um so mehr zu verwundern, dass die Herausgeber des ersten Bandes des Výbor bei jenen Hymnen welche sie dort veröffentlichten [10]), diese strophische Abtheilung übersahen, da sich dieselbe schon aus einem Vergleiche mit den Originalen auf's deutlichste herausstellt. Es gilt dasselbe auch von der bekannten Hymne O těle božím [11]), welche aus vierzeiligen Strophen besteht und über welche ich einmal [12]), durch die regelmässige Wiederkehr von Strophen mit nur einem Reime verleitet, zu scharfsinnig war; doch sind in dem eben erwähnten Kirchenliede die ersten vier Zeilen etwas in Unordnung gerathen, die zwei letzten Zeilen, Sp. 26, Z. 12, 13 des Výbor sind als späterer müssiger Zusatz des Schreibers zu tilgen.

Haben wir bisher unter den spärlichen Resten altböhmischer Lyrik eine immerhin bedeutende Anzahl von Liedern gefunden, die aus unzweifelhaft dreitheiligen Strophen bestunden, so zeigen andere Denkmäler neue Strophenbildungen. Ein Marienlied [13]) aus dem 14. Jahrhundert besteht aus Strophen von fünf Zeilen, wovon die vier ersten Reimpaare sind, während die fünfte Zeile je zwei Strophen durch den Reim bindet: fast bin ich geneigt in diesen zwei Strophen wirklich nur die zwei Stollen einer Strophe zu sehen, deren Abgesang leichartig fehlt, wie sich Ähnliches auch noch anderwärts findet [14]). Das eben erwähnte Lied ist übrigens in der Handschrift und darnach im Drucke etwas verwirrt: es fehlt nämlich gleich in der dritten Strophe ein Vers, da zbav ny zlého vraha einen

---

10) Výbor 1, 323 ff.; eine andere Hymne steht im Výbor 2, 21 ff., ebenso die sogleich näher zu besprechende, mit richtiger Strophenabtheilung.

11) Časop. českého mus. 1848, 2, 270 f. Výbor 2, 23 ff. Es scheint mir hier das Datum des Liedes, das in's 14. Jahrhundert gesetzt wird, bedenklich; es ist nämlich, wie schon die Handschrift angibt, eine Übersetzung der lateinischen Hymne Jesus Christus, nostra salus, und diese hat bekanntlich J. Hus zum Verfasser. Die böhmische Übersetzung wird also wohl in's 15. Jahrhundert gerückt werden müssen. Hussens Lied ist auch in die deutsche kirchliche Dichtung übergegangen.

12) In Hanušens Kritischen Blättern 1858. Nr. 31.

13) Výbor 2, 27 f.

14) Vgl. Wackernagel, altfranzösische Lieder und Leiche. S. 178.

entsprechenden Reim verlangt; diese fehlende Zeile hat der Schreiber irrig der fünften Strophe angefügt, welche sechs Zeilen, also eine zu viel hat, und mit 28, 4 schliessen muss, weil přežádúcie auf stkvúcie der nächsten sechsten Strophe (28, 10) reimt. Die dritte Strophe wird also lauten, indem man die fehlende Zeile in nothwendigem Parallelismus zur ersten Zeile der Strophe als dritte einschiebt:

O panno jediná,
popros za ny syna;
o panno předrahá,
zbav ny zlého vraha,
ďábla přelstivého [15]).

Eine ähnliche Strophe von fünf Zeilen, von denen die fünfte immer zwei auf einander folgende Strophen bindet, weist auch das Gedicht Spor duše stělem [16]) auf, das jedoch mit einer Einleitung in gewöhnlichen Reimpaaren begann; aus solchen Reimpaaren wird auch der fehlende Schluss bestanden haben. Die eben erwähnte Eigenthümlichkeit, dass zwei Strophen mit einander durch den gleichen Reim der letzten Zeile verknüpft sind, findet sich auch noch in andern Gedichten. So bindet das Gedicht Pravda [17]) zwei sechszeilige, das Gedicht Smrt [18]) zwei vierzeilige Strophen oder Stollen auf die angegebene Weise zusammen. Bei den drei zuletzt aufgeführten Gedichten zeigt sich zugleich auf's deutlichste, dass die zwei zusammengehörigen Strophen wirklich nur die zwei Stollen einer Strophe sind, da sie selbst sich in Stollen nicht zerfällen lassen.

Es führt uns diese letztere Betrachtung auf die Leiche, deren Existenz ich für die altböhmische Dichtung gleichfalls glaube behaupten zu müssen, obgleich hier die Beispiele natürlich noch seltener sind als bei den Liedern in der dreitheiligen Strophe. Als Leich glaube ich das Gedicht Hvězda mořská [19]) ansprechen zu müssen, ferner das unter dem Namen Zdrávas [20]) bekannte Stück, obwohl es nur aus Reimpaaren besteht: es zerfällt dieses Gedicht in

---

[15]) Die fehlende letzte Zeile der achten Strophe ist keineswegs, wie der Herausgeber thut, zu ergänzen a nebeská radost: denn sie muss auf dobrého der fünften Zeile Strophe 7 reimen.

[16]) Výbor 1, 357 ff.

[17]) Starob. sklád. 3, 92 ff. Výbor 1, 381 ff.

[18]) Starob. sklád. 3, 97 ff.

[19]) Starob. sklád. 3, 121 f. Časop. česk. mus. 1848, 2, 269. Výbor 2, 25.

[20]) Starob. sklád. 1, 107 ff.

drei grössere Abtheilungen von je 36 Zeilen, und jeder dieser Theile wieder in drei kleinere Abschnitte von je 12 Zeilen. An diese drei Theile schliessen sich weitere 16 (ursprünglich wohl 18, so dass zwei in der Handschrift fehlten?) Zeilen, welche ebenso wie die zwölf ersten ein Gebet enthalten, während in den übrigen Abschnitten das Leben Mariä behandelt ist. Ein Leich, und ein sehr kunstvoll gebauter, ist weiter auch die bekannte Cancio Zavissonis de amore [21]), die aus Strophen von vier Theilen, jeder dieser Theile wieder mit zwei ganz übereinstimmend gefügten Abschnitten, besteht.

Für das Ende des 14. und den Anfang des 15. Jahrhunderts geben uns zahlreiche Beispiele der dreitheiligen Strophe, um auf diese zurück zu kommen, die beiden Wittingauer Liederhandschriften, so weit sie gedruckt vorliegen [22]) und nicht minder in dem ungedruckten Theile. Manche davon sind mit vieler Kunst gebildet, wie z. B. das in kurzen Zeilen gedichtete Lied Klevetníku [23]), wo die sechszeiligen Stollen unter einander und mit dem vierzeiligen Abgesange durch den gleichen Reim der letzten zwei Zeilen verstrickt sind. Alle diese Beispiele durchzugehen würde zu weit führen und ich will mich auf zwei Fälle beschränken, wo der strophische Charakter verdunkelt ist. Das Lied Neohrozený milovník [24]) muss man nämlich in zwei Strophen von 6 Zeilen zerfällen; die zwei letzten Zeilen wiederholen blos das in den vorangehenden Gesagte und sind ein unpassender Zusatz des Schreibers.

1 Nemni, ale věz raději
nemiluj cizích nadějí;
Zvědúc, kdo jest věrný tobě,
přej mu, jako sama sobě.
Daj a nedbaj,
dobřeť bude, a nezúfaj.

---

[21]) Notizenblatt der historisch-statistischen Section zu Brünn 1857, Nr. 11, S. 86; vergl. Časop. česk. mus. 1851, svaz. IV, str. 122 sldd.; die dritte Strophe, welche ich früher einmal, durch eine fehlerhafte Handschrift dem Gedichte absprach, möchte ich jetzt nach Vergleichung einer zweiten denn doch für dazu gehörig halten. Auch noch andere Beispiele von Leichen gibt es: so eine Kirchenhymne mit dem Anfange: Všemohúcí bože in einer HS. des 15. Jahrhunderts zu Nicolsburg.

[22]) Čas. česk. mus. 1827, svaz. 1, str. 17 ff., svaz. 4, str. 5 ff. 1838, 297 ff. 459 ff.

[23]) Čas. česk. mus 1838, S. 299.

[24]) Ebend. 1827, IV, 6.

2 „Divím se chudému,
jeho smyslu nemúdrému:
Miluje mne, nemaje nic,
má mne v srdci a já ho u plíc.“
Buď jakž buď,
mému srdci nelze odtuď.“
[děj mi se, jakž se má státi,
já sobě jinde nechci ptáti!]

Ein anderes Liedchen, Zlý muž [25]), das aus einer Strophe von zehn Zeilen besteht, hat eine Versetzung erfahren: die vier ersten Zeilen gehören als Abgesang an den Schluss, die Stollen haben je drei Zeilen und sind durch die dritte Reimzeile verbunden. Es lautet daher dieses Liedchen:

Kterýž veselé brání
své najkraššie panie,
mát toho nečest.
Neniet hoden chválenie
od své překrásné panie,
kterýž kolivěk jest,
Ktož svú ženku smutí
v domě velmi veselu;
panie přežádúcie,
nepřejtež jemu.

Mit den Wittingauer Liedern nehmen wir von der älteren Periode böhmischer Literatur Abschied: wir haben den grössten Theil der lyrischen Producte dieses Zeitpunctes dem Gesetze der dreitheiligen Strophe unterworfen gesehen [26]), freilich ohne dass wir diese letztere in der reichen Vollendung und der anmuthigen Abwechslung hätten beobachten können, wie dies in der älteren provenzalischen, französischen oder deutschen Literatur der Fall ist; natürlich müssen wir hiebei, wie schon bemerkt, erwägen, dass uns von ersterer, besonders was die Lyrik betrifft, verhältnissmässig nur so wenig, von eigentlich höfischer Lyrik und Minnedichtung wohl gar nichts erhalten ist. Aber es tritt auch noch Anderes hinzu. Die böhmische Dicht-

---

[25]) Ebend. 1838, 298.

[26]) Anderer Lieder die nicht in unserer dreitheiligen Strophe gedichtet sind, erwähne ich nur in der Anmerkung: so ist das Liebeslied Tajná láska im Výbor 1, 961 ff. in einer volksthümlichen vierzeiligen Strophe gedichtet; ähnliche volksmässige Töne finden wir auch in einer Anzahl Lieder der Wittingauer Handschriften. Der Nachahmungen lateinischer Kirchenhymnen gedachte ich oben im Vorübergehen.

kunst war schon nach kurzer Blüthe mächtig gesunken. Der Dichter der Kindheit Jesu aus der Mitte des 14. Jahrh. ist nichts als ein geistloser Reimer und ein grundlos schlechter Reimer noch überdies. Gegen das Ende desselben Jahrhunderts waren zwar noch einige kräftige Geister erstanden wie Smil von Pardubic, aber sie hatten sich nicht mehr blossem Spiele der Phantasie hingegeben, und Vers- wie Reimkunst sehen wir bei ihnen vielfach vernachlässigt: dem Leben zugewandt, geisselten sie in Satyren und didaktischen Gedichten die Fehler ihrer Zeit oder suchten zu Besserem zu leiten und liessen so die nahende Umwälzung ahnen. Zu gleicher Zeit hatte sich eine kräftige lebensfähige Prosa gebildet und nicht lange vor dem Eintritte der Revolution in dem Mystiker Thomas von Stítné eine ihrer schönsten Blüthen getrieben: der Prosa bemächtigte sich dann die Reformation und bildete sie weiter aus. Die eigentlich dichtende Kunst aber sank in dieser aufgeregten Zeit und in den folgenden Hussitenstürmen unaufhaltsam. Die Dichtkunst musste verstummen oder der Bewegung dienen: die Reformatoren nahmen sie in ihre Hände und ihre Gegner bedienten sich desselben Mittels. Um auf das gemeine Volk zu wirken, und um dieses handelte es sich ja zunächst, musste man aber bei dem Mangel der Buchdruckerkunst und bei der Unkunde des Lesens in der Menge, das vorzüglichste damalige Mittel zur Verbreitung von Gedanken wählen, das ausser dem mündlichen Vortrage zu Gebote stund — das war das Lied. Diese einfache Reflexion hätte den Herausgeber des zweiten Theiles des Výbor auf den Schluss bringen sollen, dass wahrscheinlich die meisten Gedichte jener Zeit für und gegen die Hussiten Lieder sein werden; er hat diese Folgerung nicht gezogen und wo die Handschrift dieses nicht schon bot, die Lieder als solche und in ihrer strophischen Eintheilung nicht erkannt.

Die Reformation in Böhmen, bei welcher das nationale Element eine so grosse Rolle spielte, schlug auch in der Poesie, wenn sie solche benützte, gerne einen volksthümlichen Weg ein: Volksliedern wurden neue Texte unterlegt — man vergleiche das Lied im Výbor 2, 303 ff., bei welchem die Handschrift ausdrücklich bemerkt Zpívá se jako: Ej nuž važme — neue nach dem Muster von solchen gedichtet. So sind ausser dem eben genannten auch das Lied auf Sigmund Korybut[27]), dann das welches beginnt Když Lev umřel[28])

---

[27]) Starob. sklád. 5, 228 ff. Výbor 2, 311 ff.

[28]) Čas. česk. mus. 1852, II, 78 ff. Výbor 2, 249 ff.

in volksthümlichen vierzeiligen Strophen verfasst; ein anderes Lied, ein Spottlied auf zwei entlaufene Mönche [29]), besteht aus 15 sechszeiligen Strophen (von drei Reimpaaren), wahrscheinlich auch nach der Weise eines bekannten Volksliedes; hiebei sind die zwei überflüssigen Verse 7 und 8 auf Spalte 237 des Výbor ungeschickter späterer Zusatz und desshalb zu streichen. Dass bei den zwei zuletzt angeführten Liedern die von mir vorgeschlagene Strophentheilung richtig ist, ergibt sich schon daraus, dass darin immer nach je 4, beziehungsweise 6 Zeilen der Sinn schliesst. Die Satyre Václav, Havel a Tabor [30]) zeigt zwar auch meist sechszeilige Absätze, ist aber kein Lied und nicht strophisch.

Aber auch von der dreitheiligen lyrischen Strophe bieten uns die Lieder der Hussitenzeit Beispiele. So das Kriegslied der Taboriten [31]) mit sechstheiligen Strophen, Stollen und Abgesang mit immer zwei Zeilen und der Reimverschlingung a . b | a . b | c . b; dann ein Lied gegen die Hussiten [32]), welches die bekannte fünfzeilige Strophe aufweist: einzelne Spuren wie in Strophe 13 und 14, 24 und 25, 26 und 27 lassen vermuthen, dass auch in diesem Liede ursprünglich je zwei Strophen durch den gleichen Schlussreim sich an einander schlossen. Ein anderes merkwürdiges Beispiel dreitheiliger Strophe ist ein zweites Klagelied über die Hussiten [33]), bei dem der Herausgeber nicht nur die strophische Eigenschaft verkannt, sondern auch übersehen hat, dass er darin zwei ganz verschiedene Lieder vermengt. Das erste Lied welches von 245, 1 bis 246, 16 des Výbor geht, ist in der Handschrift sehr verderbt und ich wage hier nicht mit Sicherheit zu behaupten, dass meine Abtheilung der Strophen die einzig richtige sei. Ich nehme Strophen von zehn Zeilen an, mit der Reimanordnung a . a . b . c | d . d . e . c | f . c (g?); darnach würde die erste Strophe mit 245, 10, die zweite mit 245, 20 schliessen, wobei Zeile 15 zu lesen wäre: jazyky své sú naostřili; die dritte Strophe würde mit 245, 28 endigen, wornach die zwei Zeilen des Abgesanges ausgefallen wären; die vierte Strophe von 245, 29 bis 246, 9 ist so verwirrt, dass man

---

29) Čas. česk. mus. 1832, II, 76 ff. Výbor 2, 235 ff.
30) Čas. česk. mus. 1831, 378 ff. Výbor 2, 285 ff.
31) Výbor 2, 283 f.
32) Čas. česk. mus. 1828, IV, 70 ff. 1851, III. 116 ff. Výbor 2, 239 ff.
33) Výbor 2, 245 ff.

ihre Ordnung ohne zu grosse Gewaltthätigkeit nicht unternehmen kann; die fünfte endlich, deren Anfangszeile ich lese:

Ti kuklikové
sprostným lidem velé
boží krev z kalicha píti etc.

schliesst mit 246, 16, gleichfalls mit fehlendem Abgesange. Bleibt diese Abtheilung etwas unsicher, so ist es um so gewisser, dass das folgende Lied aus 13 siebenzeiligen Strophen besteht, mit Stollen zu zwei, Abgesang zu drei Zeilen, deren Reimschema ist a . b | c . b | d . d . e. Dass mit 246, 17 ein neues Lied wirklich beginnt, lehrt schon ein aufmerksames Durchlesen und die Vergleichung des Anfanges Znamenajte všickní, věrné Čechové mit dem ganz analogen Eingange der Lieder im Výbor 2, 239 Všichni poslúchajte und 2, 245 Slyšte Čechové; unzweifelhaft wird es durch den ganz abweichenden Strophenbau der es von dem vorangehenden deutlich scheidet. Ich will auch dieses Lied nach meiner mehrfach abweichenden Anordnung und mit meinen Besserungsvorschlägen hersetzen, ohne dass ich mir schmeichle es ganz in ursprünglicher Reinheit dargestellt zu haben; namentlich ist es bei den überzähligen Sylben zweifelhaft, ob sie dem Dichter schon, oder erst dem Abschreiber zur Last fallen. Die ersten vier Zeilen mag man auch als zwei lesen, wodurch die jetzt reimlosen Zeilen 1 und 3 jeder Strophe wegfallen, auch werden dadurch die sonst nöthigen Umstellungen in Strophe 3 und 5 überflüssig: ich hielt mich daran, dass schon die Handschrift den Anfang der Strophen in vier Zeilen zerfallen lässt, obwohl in Strophe 3 und 5 auch blos zwei, in Strophe 6 aber drei Zeilen geschrieben sind.

1 Znamenajte všickni
věrní Čechové,
Co po všem křesťanství
o vás zlého mluvie:
Že svatú cierkev zamietají,
papeže za nic nemají,
písma nechtie tbáti.

2 Chtieť býti svobodni
bez božie bázně,
Aniť chtie mieti
nad sebú kázně:
Než svobodně lháti,
věrné křesťany hyzditi,
beze všeho studu.

3 Jeli sú sě duchovnieho
řádu kaziti;
A by tu v neřády
mohli vstúpiti,
Přijeli sě pánóv,
i českých měšťákóv
i mnohých kniežat.

4 Ačť sú jim písmo
křivě vykládali,
A pod svým pokrytstvím
mnohé zklamali:
Pány i měšťáky,
panoše i sedláky,
všechny obelhali.

5 O bohaté fary
přieliš pracují,
A na kostely
chudé nic netbají:
Dokud co mají bráti,
dotud tu chtie státi,
a potom pryč běžie.

6 Bránieť svaté almužny
všem jiným dávati,
A samiť chtie ve dne
i v noci bráti!
Mužie sladkú řěčí kojí,
a ženám měšce dojí
beze všeho strachu.

7 A toť jest jich zákon,
o který stojí,
Všeckno zlé činiece,
boha sie nebojí;
Ktož by jim to chtěl staviti,
chtěl by toho brániti
s krve prolitím.

8 Ó nešćastné Husy,
kde ste sě vzely!
Zdali ste vy z pekla
do Čech přiletěly,
Že ste Čechy zhyzdili,
kačieřstvo rozplodili
v České zemi!

9 Kde ste to písmo vzeli,
v kterém položení,

Že mnichy vyhoníte
i šlechetné kněží;
Klášhtery bořite,
kostely kazíte
bez bázně boží?

10 Slyš to, milý králi,
synu ciesařóv,
Kteraký blud pošel
od těch Viklefóv:
Rač sě k tomu snažiti,
Viklefy z země vyhnati
pro tvé spasenie!

11 A vy, milí páni,
k Čechóm přirození,
Nedajte zahubiti,
ať viece nevyvodí,
. . . .
. . . .
. . . .

12 Nuž ty, milá obci
viery křesťanské,
Znamenaj velmi pilně,
co sě tu děje:
Že sú Čechy zhyzdili,
kacieřstvo rozplodili
po všie zemi.

13 Zkřikněm všicknì věrní
k milému bohu,
Ať sě ráčí přikloniti
k našemu sboru:
Rač Viklefy spáliti,
věrné křesťany spasiti
pro tvé svaté rány!
Amen [34])!

Auch unter den übrigen noch ungedruckten Spottliedern aus jener Zeit finden wir eine bedeutende Anzahl solcher, welche in jener Strophenform die uns hier beschäftigt, gedichtet sind. Es muss diese Andeutung genügen, da die Ausführung zu weit abführen

[34]) 3, 4. 5 aby tu mohli v neřády vstúpiti in der Handschrift. 3, 6—8 liest die Handschrift přijeli sě kniežat, i Českých pánóv, i mnohých měšťákóv; die Umstellung verlangt der Reim. 5, 1. 2 sind in der Handschrift als eine Zeile geschrieben, ebenso 5, 3. 4: a na chudé kostely nic netbají 6, 3. 4 in der Handschrift als eine Zeile geschrieben. 7, 4 nebojiece Hs.

würde: denn der vernachlässigte Zustand, in dem sich die meisten in den Handschriften erhalten haben, würde zur Darstellung ihres Strophenbaues einen vollständigen Abdruck derselben erheischen, den viele von ihnen sonst wohl nicht verdienen. — In dem üppigen Garten des Kirchenliedes der Brüder treffen wir wieder, wie nicht anders zu erwarten, neben Gesängen die sich alten kirchlichen Hymnen oder mehr dem Volkstone anschliessen, eine grosse Menge welche das Fortleben unserer dreitheiligen Strophe in dieser Zeit bezeugen: es lehrt dies ein einfacher Einblick in die bessern Cantionale, wo die noch deutlich gefühlten Einschnitte der Strophen gekennzeichnet sind [35]); und das Kirchenlied blieb jenem Gesetze auch noch nach der Hand getreu. Sonst aber erlosch in der eigentlichen Kunstdichtung mit dem 16. Jahrhundert allmählich der Gebrauch unserer Strophe; die nähere Bekanntschaft mit der classischen Dichtung brachte die Nachahmung antiker Versmasse auf die Bahn und die äussere Form der böhmischen lyrischen Dichtung änderte sich wie in Deutschland. Noch muss ich mit einem Worte der Volksdichtung erwähnen, obwohl die Darstellung der strophischen Gesetze denen diese folgt, hier natürlich ausser meinem Plane liegt. Aber auch in diese ist die dreitheilige Strophe eingedrungen, ja dieselbe kann sogar ein Kriterium für die wirkliche Volksthümlichkeit und für das Alter der verschiedenen Lieder abgeben; merkwürdig ist es, dass besonders die Handwerkerlieder [36]) zum grössten Theile jener Strophenform sich bedienen. Fast ist man versucht, darin einen Einfluss der Meistersängerschulen zu erblicken, welche im 15., 16. Jahrhundert bis in's 17. hinein nicht ohne Energie in Böhmen und Mähren auftraten, obwohl wir kaum eine Spur von der Nachbildung jener Insti-

8, 2. 4 liest der Výbor vzeli und přiletěli; die Änderung ist nöthig, weil der Dichter, wie schon das Wort přiletěly zeigt, hier ein Wortspiel im Sinne hat: aber schon in der folgenden Zeile 5 gibt er dieses auf und nimmt Husy nur mehr als Hussiten. 11, 5—8 zeigt die Handschrift keine Lücke an. 12, 4 tu fehlt in der Hs.

[35]) Für die Kenntniss der Grundsätze welchen die Brüder bei ihrer Liederdichtung folgten, sind die freilich nicht erschöpfenden Regeln von grösster Wichtigkeit, welche Johann Blahoslav in seiner Muzika aufstellt: vgl. Jana Blahoslava Grammatika Česká, vydali J. Hradil a. J. Jireček. V Praze, 1857, S. 353 — 376, der dreitheiligen Strophe insbesondere erwähnt Blahoslav a. a. O. S. 369, §. 12.

[36]) Man vergleiche z. B. die Mehrzahl der Handwerkslieder und sogenannten städtischen Lieder in K. J. Erbens Písně národní v Čechách 3, 180 ff. und sonst zerstreut.

tute auch unter den slavischen Bewohnern entdecken können [37]). Auch ein grosser Theil der sogenannten Jahrmarktslieder bequemt sich unserem oft erwähnten Gesetze ; ja noch aus der neuesten Zeit, aus dem ungrischen Kriege, sind mir solche Jahrmarktslieder bekannt geworden, deren Strophen ganz regelrecht in zwei Stollen und einen Abgesang zerfielen.

Die vorstehenden Blätter werden, so hoffe ich, das häufige Vorkommen und die weite Verbreitung der dreitheiligen Strophe in der altböhmischen Dichtkunst zur Genüge dargethan haben: dass wir dieser Strophenform zu Ende des 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts schon in voller Ausbildung begegnen, lässt den Schluss gerechtfertigt erscheinen, dass sie wohl bereits im Beginne des 13. Jahrhunderts nach deutschem Muster in die böhmische Poesie musste eingeführt worden sein. Dass aber für die ältere Zeit so wenige Beispiele aufgeführt werden konnten, wird den Kenner nicht wundern, der weiss, dass das Besprochene fast alle lyrischen Gedichte umfasst, welche uns aus jener Zeit erhalten sind. Weitere Abhandlungen sollen sich mit der Untersuchung des altböhmischen Verses, namentlich in der epischen Dichtung, und mit dem Reime beschäftigen: auch diese werden uns die Macht und die frühe Entwickelung deutsches Einflusses auf die böhmische Poesie zeigen. Weit entfernt aber, aus diesem Anlehnen an deutsche Dichtung und Dichtkunst der böhmischen etwa einen Vorwurf zu machen, sehe ich darin nur einen Beweis ihrer frühen Lebenskräftigkeit so wie ihres richtigen Tactes, der sie ihre Muster gerade dort suchen liess, wo sie zugleich Vermittelung jener Ideen fand, welche damals ganz Europa bewegten. Und gerade dieser Anlehnung verdanken die Böhmen es, dass sie Jahrhunderte früher in die Geschichte und namentlich in die Literaturgeschichte eintraten als andere Slavenstämme.

---

[37]) Freilich hat man sich gewöhnt, in den sogenannten Literatenbruderschaften eine Art Meistersingervereine zu erblicken: eine Ansicht die auf Unkenntniss beider Institute beruht, und zu welcher der hochtrabende Name der Literaten und der Umstand verleitete, dass diese auch bei dem Gesange in der Kirche mitwirkten. Ein Einblick in die Statuten der Literaturgesellschaften lehrt, dass diese blosse religiöse Bruderschaften zur Verherrlichung des Gottesdienstes und zur Übung christlicher Liebeswerke waren, und dass an Pflege oder Förderung der Dichtkunst bei ihnen im entferntesten nicht zu denken ist. Hätte es slavische Meistersänger in Böhmen gegeben, eine einzige erhaltene Tabulatur einer solchen Schule wäre uns von noch unberechenbarem Werthe.

VERZEICHNISS

DER

EINGEGANGENEN DRUCKSCHRIFTEN.

NOVEMBER, DECEMBER.

Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes. Band I, Nr. 4.

Académie I. des sciences de St. Pétersbourg. Bulletin de la classe physico-mathématique. Tome XVI. 4o. — Compte rendu pour l'année 1857, par C. Wessélovsky. 8o.

— I. des sciences, belles lettres et arts de Lyon. Mémoires. Classe de sciences, Tom. V, VI, VII. Classe de lettres, Tom. IV, V, VI. Lyon, 1857, 58; 8o.

Academy, american, of arts and sciences, Boston and Cambridge. Proceedings, vol. III, IV, livr. 1. 1857; 8o.

— of science, of St. Louis. The Transactions, 1858; 8o.

— of natural sciences of Philadelphia. Journal. New Series. Vol. III, part 4. Philadelphia, 1858; 4o. — Proceedings. Vol. VIII. 1856; 8o.

Akademie, kais. Leopoldinisch-Carolinische der Naturforscher, Preisfrage der — ausgesetzt von dem Fürsten Anato von Demidoff, zur Feier des Allerh. Geburtsfesses I. M. der Kaiserin Mutter Alexandra von Russland, am 13. Juli 1859.

Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen, Oversigt, over det Kgl. danske Videnskabernes Selskab Forhandlingar i Aaret 1857. — Det K. D. Videnskabernes Selskabs Skrifter. V Raekke. Historiskog — Philosophisk Afdeling, II Binds, 2 Hefte. Quaestiones quae in anno 1858 proponuntur a Societate R. Danica.

Annalen der Chemie und Pharmacie. Band CVII, Heft 3. — Neue Reihe, Band XXXII, Heft 1. 8o.

Annali dell' Istituto di Corrispondenza Archeologica. T. XXIX. Roma, 1857; 8°.

Annales des mines. Tome XII, livr. 5, 6. — Tome XIII, livr. 1, 2. 8°.

Annals of the astronomical observatory of Harward College, Vol. II, part 1. Cambridge, 1857; 4°.

Anzeiger für schweizerische Geschichte. Nr. 1 — 5. 1857. 8°.

Arneth, Alfr., Prinz Eugen von Savoyen. Band III. Wien, 1858; 8°.

Archiv für schweizerische Geschichte. Band XII. 8°.

— für die holländischen Beiträge zur Natur- und Heilkunde. Band I, Heft 5. Utrecht, 1858; 8°.

Association, american, for the advancement of science. Proceedings. Tenth and eleventh meeting. Cambridge, 1857/8; 8°.

Austria, X. Jahrgang, Heft 40 — 47.

Bauzeitung, Allgemeine, Jahrgang XXIII, Heft 9, 10; 4°., sammt Atlas in Fol.

Belli, G., Sulle induzioni elettrostatiche. 8°. (Separatabdruck aus dem Nuovo Cimento, Vol. VII.)

Bineau, A., Etudes chimiques sur les eaux pluviales et sur l'atmosphère de Lyon. 1858; 8°. — Résumé des données ozonométriques. 1858; 8°. — Etudes sur les dissolutions des carbonates terreux et de principaux oxides métalliques. Lyon, 1854; 8°.

Bouillier, F., L'Institut et les Académies de Province. Lyon, 1857; 8°.

Breslau, Akademische Gelegenheitsschriften.

Bronn, G. H., Die Entwicklung der organischen Schöpfung. 8°.

Bulletino dell Istituto di Corrispondenza Archeologica per l'anno 1857; 8°.

Carion, Dr. Prof., Karl Stellwag von, Die Ophthalmologie vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus. Band II, 3. und 4. Abtheilung. Erlangen, 1858; 8°.

Catalogus Codicum manu scriptorum Bibliothecae Regiae Monacensis. Tom. VII. 1858; 4°.

Cicogna, E. A., Genealogia della nobile famiglia Veneziana Zon. Venezia, 1857; 4°.

— Tre lettere familiari inediti di Bernardo Marcello. 4°.

Cosmos, VII e Année, vol. XIII, livr. 17 — 23.

Cremona, Luigi, Sulle linee del' terz' ordine a doppia curvatura. Roma, 1858; 8°.

Desmouceaux, Mar., Notice biographique sur Balthasar Romano. Naples, 1857; 8°.

Dudley Observatory, The. An address to the citizens of Albany, and the donors and friends of the D. O., on the recent proceedings of the trustees; from the committee of citizens appointed at a public meeting held in Albany, on the 13 of July 1858. Albany, 1858; 8°. — Defence of Dr. Gould by the scientific council of the —. Second ed. Albany, 1858; 8°.

Fenicia, Salv., Monografia di Ruvo di Magna Grecia. 8°.

Gar, Tomm., Biblioteca Trentina. Disp. 3 — 6. 1858; 8°.

Gazette médicale d'Orient, 11ième année, Nr. 8, 9.

Gesellschaft, naturforschende, in Zürich, Zweiter Jahrgang, Heft 1—4. Dritter Jahrg., Heft 1 und 2. 8°.

— physikalisch-medicinische, in Würzburg, Verhandlungen. Band IX, 1. Heft. 8°.

— Senkenbergische naturforschende. Abhandlungen, Band II Lief. 2. Frankfurt a. M. 1858; 4°.

Gewerbe-Verein, nieder-österreichischer, Verhandlungen und Mittheilungen. Jahrgang 1858, Heft 7, 8. 8°.

Gillis, J. M., Observations to determine the solar parallax. The U. S. Naval-Astronomical expedition to the southern Hemisphere, during the year 1849—52. Vol. III. Washington, 1856; 4°.

Göttingen, akademische Gelegenheitsschriften.

Hall, Jonathan, Register of the Thermometer for 36 years.

Holmes, Fr., Remains of domestic animals discovered among post-pleiocene Fossils in South Carolina. Charlestown, 1858; 8°.

Jahrbuch, neues, für Pharmacie und verwandte Fächer. Band X, Heft 3.

Jahresbericht, Siebenter, des Marien-Vereines. Wien, 1858; 4°.

Journal of Natural History. Vol. VI, Nr. 4. Boston, 1857; 8°.

Kolenati, Prof., Fauna des Altvaters. Brünn, 1859; 8°.

Kořistka, C., Studien über die Methoden und die Benützung hypsometrischer Arbeiten, nachgewiesen an den Niveauverhältnissen der Umgebungen von Prag. Gotha, 1858; 4°.

Land- und forstwirthschaftliche Zeitung, Jahrgang VIII, Nr. 46. Beiblatt Nr. 25. 1858; 4°.

Lausitzisches Magazin, neues. Im Auftrage der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften herausg. v. G. Köhler. Band XXXIV, Heft 1 — 4. Görlitz, 1858; 8°.

Leidy, J., Notice of remains of extinct Vertebrata from the valley of the Niobrara river. Philadelphia, 1858; 8°.

Maury's Sailing Directions. Seventh ed., July, 1855. Washington; 4°.

— Eighth ed., August, 1858. Washington; 4°.

Message from the president of the U. S. communicating the fourth meteorological report of Prof. J. P. Espy. Washington, 1857; 4°.

Milne, Edw., Leçons sur la Physiologie et l'Anatomie comparée de l'homme et des animaux. Tome III, part 2. Paris, 1858; 8°.

Miller, H., The testimony of the rocks etc. Philadelphia, 1857; 8°.

Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. III. Jahrgang, Novemb., Decemb. 1858. 4°.

— des historischen Vereines der fünf Orte. Band XIV. 8°. (Der Geschichtsfreund.)

— der geschichts- und alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes. Band IV, Heft 4.

— aus Justus Perthes' geographischer Anstalt. Heft 8.

München, akademische Schriften.

Negri, Franc., Lettere di Francesco Petrarca. Venezia, 1858; 4°.

Ohio Agriculture report for the year 1856. Columbus, 1857; 8°.

Památky archaeologické a místopisné vydavané od archaeologického sboru musea království českého nákladem matice české. Díl III. sešit. 3. 1858.

Perry, M. C., Com., U. S. Japan Expedition. Vol. I, II. Washington, 1856; 4°.

Radcliffe Observatory, Oxford, Astronomical and meteorological observations in the year 1856. Vol. XVII. 1858; 8°.

Ragona, Dom., Giornale astronomico e meteorologico del R. Osservatorio di Palermo. Vol. I, II. 1857; 4°.

— Lezioni, memorie ed articoli intorno a varii argomenti di Astronomia sferica e teorica. Vol. I, fasc. 1. Palermo, 1857; 8°.

— Rivista meteorologica del 1857; 8°.

— Sulla terza cometa del 1854. 1857; 4°.

Ragona, Su taluni nuovi fenomeni di colorazione soggettiva. Nota. Palermo, 1858; 4°.

— Sulle vicende meteorologiche di Dicembre 1857 e Gennaro 1858 in Palermo. Nota. Fol.

Ram, P. F. X. de, Discours après le service funèbre pour le repos de Jean Henri van Oyen. Louvain, 1858; 8°.

Rennie, George, On the quantity of Heat developed by Water when rapidly agitated.

Report of explorations and surveys, to ascertain the most practicable and economical route for a railroad from the Mississippi river to the pacific Ocean. Vol. II — VII. Washington, 1858; 4°.

— of the commissioner of patents for the year 1856. Agriculture I. Mechanics I, II. Washington, 1857; 8°.

Reumond, Alfr., La gioventù di Caterina de Medici. Firenze, 1858; 12°.

Schmidt, Dr. Jul., Untersuchungen über das Erdbeben am 15. Jänner 1858. Wien; 4°.

Societät der Wissenschaften zu Helsingfors. Acta Societatis scient. fenn. Band V, 2. 4°. — Notiser, Band III. 4°. — Bidrag, Band II — IV. 8°. — Paläontologie Südrusslands von Dr. Alexander von Nordmann. Zwei Hefte mit 12 Tafeln.

Société R. des Antiquaires du Nord à Copenhague. Atlas de l'Archéologie du Nord. Fol. — Annales for nordisk Oldkyndighed, 1857; 8°. — Sur la Construction des salles dites des géants, par S. M. le Roi Frédéric VII de Danemark. 8°.

— Linnéenne de Lyon. Annales. Nouv. sér. Tome III, IV, 1857; 8°.

— I. d'Agriculture etc. de Lyon. Annales des sciences physiques et naturelles etc. 2e sér.: Tome VIII, 3e sér.: Tome I. Lyon, 1856, 57; 8°.

Stiegler, Joh. Nep., Dr., Die Psychologie des h. Gregor von Nyssa. Regensburg, 1857; 8°.

Tafeln zur Statistik des Steuerwesens im österreichischen Kaiserstaate mit besonderer Berücksichtigung der directen Steuern und des Grundsteuer - Katasters. Herausgegeben von dem k. k. Finanzministerium. Wien, 1858; Folio.

Theimann, E., Erster österreichischer Kopf- und Schnellrechner mit der neuen österreichischen Münze. Wien, 1858; 8°. — Die Decimalrechnung. Wien, 1858; 8°.

Transactions of the Michigan State Agricultural society, 1856. Vol. VIII. Lansing, 1857; 8°.

Tydschrift voor Indische Taal-Land- en Volkenkunde. Deel III, afl. 1 — 6. Batavia, 1857; 8°.

Verbeck, Heinr., De Rainaldi II Comitis Gerliae rebus gestis. Particula I. Monasterii. 8°.

Verein für Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. XII. Jahrgang. Neubrandenburg, 1858. 8°.

— für Naturkunde im Herzogthume Nassau. Heft 12. Wiesbaden, 1857.

— historischer von und für Oberbaiern. Oberbaierisches Archiv für vaterländische Geschichte, Band XVII, Heft 3; XVIII, 1, 2.

Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap von Kunsten en Wetenschappen. Deel XXVI. Batavia, 1854 — 1857; 4°.

Wattenbach, W., Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts. (Herausg. von der kön. Societät d. W. zu Göttingen.)

Weber, Dr. Alb., Indische Studien. Band IV, Heft 2, 3. 1858; 8°.

Wiener medicinische Wochenschrift, Jahrgang VIII, Nr. 45—50.

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Jahrgang 1858, Bd. XI. Berlin, 1858; 8°.

— des österr. Ingenieurvereines. Jahrgang X, Heft 9 und 10 1858.

— der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Band XII, Heft 4, 1858; 8°.

Seite 82 Zeile 2 von unten soll es heissen „maximam“ statt „maxime“.